



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

g.

8

It. sing. 418 i

Bayerische Staatsbibliothek



<36647656590019

Mit Illustrationen

und einer Karte.

Ein Ausflug

nach

BRASILIEN

und den

La Platastaaten.

Mit Berücksichtigung der Melloschen revolutionären Bewegung in Brasilien.

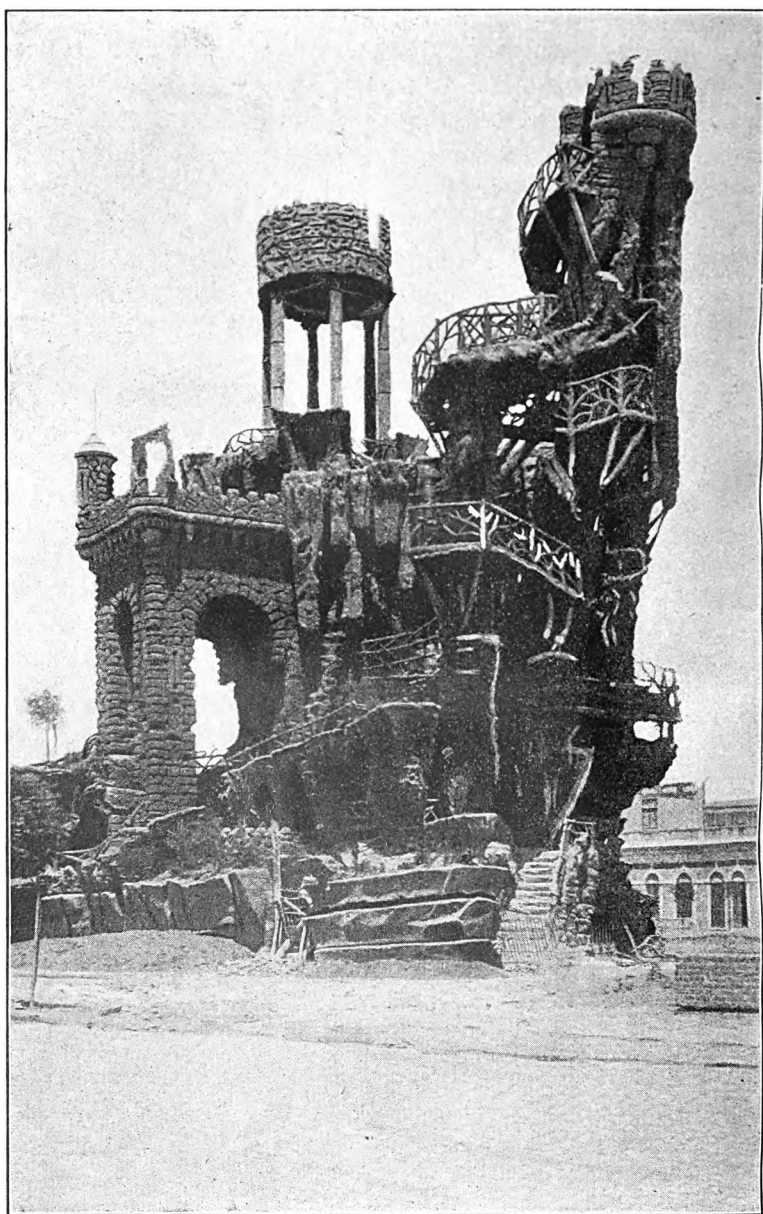
Von

Dr. EMIL HÄNSEL.

Warmbrunn i. Schles.

VERLAG VON MAX LEIPELT.

1895.



Künstliche Ruine in Buenos Aires.

H. sing. 418²

Ein

Ausflug nach Brasilien

und den La Platastaaten.

Mit Berücksichtigung der Melloschen revolutionären Bewegung
in Brasilien.

Von

Dr. Emil Hänsel.

Mit Illustrationen und einer Karte.

Warmbrunn i. Schl.

Verlag von Max Leipelt.

48 17

Stadtbibliothek
München

Vorwort.

Es lag anfänglich nicht in meiner Absicht, die Aufzeichnungen, die ich während meiner Erholungsreise im Winter und Frühling dieses Jahres an Bord der „Porto Alegre“ zu meinem Privatgebrauch in Form eines Tagebuches machte, der Öffentlichkeit zu übergeben. Aber die Fahrt erfolgte unter so merkwürdigen Umständen und war eine so einzig in ihrer Art stehende, dass ich dem Drängen Vieler auf Veröffentlichung meines Tagebuches nachgeben zu müssen glaubte. Wurde ich doch Augenzeuge von Vorgängen, die damals das Interesse der gesamten gebildeten Welt in hohem Grade fesselten, und dadurch in die Lage versetzt, ein objektives, streng sachlich gehaltenes Bild von ihnen geben zu können. — Auch hoffe ich, dass die Schilderungen über das Deutschtum in Südamerika sowohl im deutschen Heimatlande wie bei den Landsleuten über dem Ozean Interesse erregen werden. — Ich habe mich mit Absicht einer Schreibweise bedient, die den Inhalt des Büchleins jedem, insbesondere auch dem jugendlichen Leser, verständlich machen dürfte.

Hirschberg i. Schl., im November 1894.

Dr. Hänsel.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Kapitel: Hamburg	1— 7
2. Kapitel: Von Hamburg nach Lissabon	7— 14
3. Kapitel: Lissabon	14— 18
4. Kapitel: Von Lissabon nach Bahia	18— 24
5. Kapitel: Bahia	24— 37
6. Kapitel: Von Bahia nach Rio de Janeiro	37— 42
7. Kapitel: Im Hafen von Rio de Janeiro	42— 49
8. Kapitel: Rio de Janeiro	49— 57
9. Kapitel: Einiges über Rios Bewohner und Einrichtungen	57— 61
10. Kapitel: Petropolis	61— 71
11. Kapitel: Fortsetzung	72— 88
12. Kapitel: Von Rio nach Santos	88— 93
13. Kapitel: Santos	93— 99
14. Kapitel: St. Paulo	99—113
15. Kapitel: Nach Montevideo	113—120
16. Kapitel: Der „Entscheidungskampf“ in der Bai von Rio	123—135
17. Kapitel: Auf dem La Plata	135—142
18. Kapitel: Auf dem Paraná	142—147
19. Kapitel: Rosario da Santa Fé	147—165
20. Kapitel: Buenos Aires	165—174
21. Kapitel: Von Buenos Aires nach Hamburg	174—188

1. Kapitel.

H a m b u r g.

Es sind etwa 400 Jahre verflossen, seit der scharfsinnige und mutige Seemann Christoph Kolumbus seine erste Fahrt nach dem unbekannten Westen antrat zu dem Zwecke, die Ostküste Indiens zu erreichen und mit dem Resultate, den neuen Kontinent Amerika zu entdecken. Mit welchen Schwierigkeiten und Gefahren war damals und lange noch nachher eine Fahrt über den Ozean verbunden! Dem nie ruhenden Geiste des Menschen gelang es, neue Schiffe und neue Werkzeuge zu bauen und die Seekunde zu vervollkommen, so dass es heute mit Hilfe der modernen Schnelldampfer ein leichtes ist, eine „Seereise“ zu unternehmen und einem anderen Weltteile einen Besuch abzustatten. Freilich kann auch heute noch leicht ein Unfall eintreten, und die tausende von Menschenleibern und Schiffskörpern, die alljährlich in den dunkeln Meeresgrund gebettet werden, beweisen mit erschrecklicher Gewissheit, dass der Ozean in seinem Grimm derselbe geblieben seit Jahrtausenden und derselbe bleiben wird bis in die graue Zukunft!

Willst Du mich nun, lieber Leser, begleiten auf einem „Ausfluge“ nach Brasilien und darüber hinaus, so begieb Dich an einem unfreundlichen, regnerischen Januartage des Jahres 1894 mit mir nach der grossen, freien Reichs- und Hansastadt Hamburg. Grauschwarzer, dicker Nebel, aus gleichen Teilen Kohlenruss und Feuchtigkeit bestehend, lagert über Stadt und Hafen und hüllt alles in einen dichten Schleier. In dicke Mäntel gehüllt, eilen fröstelnd die Menschen über die nassen, schmutzigen Strassen und Plätze. Vom Hafen aus ertönen dumpf und blökend und in den verschiedensten Höhenlagen die Dampfpfeifen auf den Schiffen und den Quais. Es giebt nichts, was den Binnenländer

in einer Hafenstadt mehr anlockt, als diese Töne. Auch wir folgen ihrem Rufe und sind bald mitten in dem Hafengetriebe. Obwohl die vielen Häfen mit Eisschollen bedeckt sind, geht der Schiffsbetrieb doch ungestört weiter. Sorgen doch die zahlreichen Eisbrecher dafür, dass nirgends eine Stauung und damit ein Festwerden der Eismassen eintritt. So lebhaft aber auch das Treiben ist, so fallen uns doch die vielen Menschenmengen auf, die müssig, frierend und hungrig vor einzelnen Häusern sich angesammelt haben. Es sind arbeitslose Menschen, welche die Agenturen belagern um Beschäftigung zu erlangen.

Das grosse, schöne Hamburg leidet eben noch an den Folgen jener Heimsuchung, die es im Jahre 1892 betroffen. Die schreckliche Cholera! Freilich hat die Bürgerschaft grosse Opfer gebracht, um die bösen Nachwirkungen zu beseitigen, die hygienischen Verhältnisse zu bessern, freilich ist eine neue Wasserversorgung geschaffen worden, die vorzügliches Trinkwasser liefert, aber das allgemeine Geschäftsleben stockt noch immer. Hoffentlich bringen die kommenden Jahre den langsamen, aber fleissigen, zähen und ausdauernden Hamburgern die Erfüllung ihrer Wünsche!

Wir wandern den Hafen entlang, bis wir unser nächstes Ziel, das Seemannshaus, erreichen. Es ist ein stattlicher, hoch auf dem Elbufer thronender Bau. Hof und Korridor sind angefüllt mit Seeleuten, welche ihrer An- oder Abmusterung harren. Diejenigen, welche ihr Handgeld bereits in Empfang genommen, klimpeln vergnügt damit in der Tasche und beratschlagen, auf welche Weise sie sich damit einen guten Tag verschaffen können. Nach einigem Warten und Zufragen wurde auch ich abgefertigt, musste mir aber, da ich vor hundert anderen, die früher erschienen waren, an die Reihe kam, von allen Seiten schiefe Blicke gefallen lassen. Es scheinen nicht immer harmlose und ehrliche Leute unter ihnen zu sein. Wenigstens lässt die Bemerkung des einen Beamten: „Ob ich etwa Hut und Überzieher im Korridor gelassen, in welchem Falle dieselben verschwunden wären,“ sowie eine Anschlagtafel im Kassenzimmer: „Bei Empfang des Geldes ist die Kopfbedeckung aufzusetzen!“ auf diese Annahme schliessen.

Ich war „angemustert“ und befand mich somit in einer neuen Lebensstellung. Wir treten nun in eines der vielen Restaurants, um uns vor dem strömenden Regen zu schützen und gleichzeitig

einen Imbiss einzunehmen. Das Lokal war mit Gästen gefüllt, und als Getränk wurde bei dem herrschenden ungemütlichen Wetter Thee oder „Grog“ bevorzugt.

Damit wärmte sich auch jener Neger, der in dünnen, gelben Nankinghosen, kurzem Jacket, den Kneifer auf der Stülpnase und den hohen Cylinderhut auf dem kraushaarigen Kopfe, würdevoll und herausfordernd mir gegenüber sass. Danach mochte sich auch jene Gestalt sehen, die sich jetzt durch die Thüre hereinwand.

Himmel, was war das! Zuerst ein kolossaler Cylinderhut, dann ein Kopf, dann ein schlanker Hals, diesem folgte allmählich ein Rumpf und endlich entwickelten sich die unteren Extremitäten! Die Thür schloss sich, in ihrer ganzen überirdischen Länge stand die Gestalt im Lokale und stiess sogleich mit dem Kopfe an den von der Decke herabhängenden Kronleuchter. Ein Mensch, wahrhaftig ein Mensch, und dazu noch ein Jüngling in zarten Jahren!

„Der kann sich sehen lassen!“ sprach ich halblaut vor mich hin, während ich die mir gebrachte Mahlzeit kritischen Blickes prüfte, „der kann sich für Geld sehen lassen!“

„Gewiss, mein Herr, das hat er auch schon gethan,“ meinte meine Nachbarin, eine würdige, etwas korpulente Dame, mit lauter spöttischer Stimme. „Sie müssen nämlich wissen,“ fuhr sie redselig in leiserem Tone fort, „ich bin Direktrice einer Künstlergesellschaft und reise in Spezialitäten. Da kam mir auch jener“ — indem sie auf den jungen Riesen hinwies, der an einem entfernten Tische sass —, „unter die Hände und ich engagierte ihn für schweres Geld. Er ist in Schweden geboren, erst 18 Jahre alt und wird noch tüchtig wachsen. Jetzt ist er über $2\frac{1}{4}$ Meter hoch. Er bildet sich aber auf seine Grösse zu viel ein, zeigt grossen Mangel an Intelligenz und benimmt sich in Gesellschaft häufig nicht so, wie es sich schickt. Wir haben uns daher wieder trennen müssen. Jetzt ist der junge Mann bemüht, von neuem ein Engagement zu erlangen.“ Der Riese hatte sich unterdessen erhoben und entfernte sich. Auf der Strasse liefen ihm die Kinder nach, während die Erwachsenen verdutzt stehen blieben und ihm lange nachschauten. Und das will für Hamburg, das in seinen Mauern doch manche Seltsamkeit birgt, gewiss viel sagen.

Noch am späten Abend wollte ich mich auf das Schiff, das mich nach Südamerika bringen sollte, begeben, und wählte zu diesem Zwecke, wie mir angeraten, den Wasserweg. Das Schiff lag eine kleine Stunde weit entfernt im Versmann-Quai. Ich ging zum Hafen und erkundigte mich bei dem ersten mir Begegnenden, wo die Landungsstelle der Fährböte wäre.

„Ganz in der Nähe, Sie brauchen nur die erste Treppe hinunterzugehen; aber machen Sie rasch, das Boot wird sogleich abfahren.“

Ich eile vorwärts, die erste Treppe hinab und — plumps, da lag ich im Wasser! Ich hatte bei der herrschenden Finsternis die dunkle Fläche, die am Ende der Treppe lag, für Bohlenwerk angesehen, war aber auf eine Eisscholle getreten, die zu klein war, um mein Körpergewicht zu tragen. Zum Glück hielt ich meinen aufgespannten Regenschirm krampfhaft in der Rechten fest und konnte mich, da dieser ein Untersinken unter die Eismassen verhinderte, mit leichter Mühe wieder ans Land arbeiten. Dabei brach aber der Griff des Schirmes ab und dieser selbst blieb auf der verhängnisvollen Eisscholle liegen. Ich mochte nun meinen Lebensretter nicht im Stiche lassen und so ging ich nochmals freiwillig in die kalte, schwarze Flut, um meinerseits ihn zu retten. Es gelang alles vortrefflich, und ich dankte meinem Schöpfer für das glückliche Überstehen des Abenteuers.

Nun, nass wie ich war, rasch die nächste, richtige Treppe hinab und in das Fährboot gestiegen, das sich eben in Bewegung setzte. Der Billeteur war ungehalten darüber, dass „die Passagiere immer im letzten Augenblicke kämen“. Ich entschuldigte mein Zuspätkommen mit der Motivierung, dass ich soeben in das Wasser gefallen wäre. „Was!“ rief der wackere Beamte, „hängt es da heraus, so will ich allenfalls die Entschuldigung gelten lassen.“ Und er söhnte sich mit mir aus.

Das Boot setzte mich nach einer Weile an das Land. Ich war in völliger Unkenntnis darüber, wo ich mich befand und welchen Weg ich einschlagen sollte, um nach meinem Schiffe zu gelangen. Glücklicherweise war mit mir ein anderer Passagier ausgestiegen, der sich meiner in freundlicher Weise annahm. Er war Koch auf einem Schiffe, das von dem meinigen nicht gar zu weit entfernt lag. Wir gingen den Petersen-Quai entlang, an

dessen Ende wir uns verabschiedeten. Ich fand dann bald meinen Dampfer, nahm aber zu meinem nicht geringen Ärger wahr, dass er mir unerreichbar war. Ein mächtiges, verschlossenes Thor trennte mich von dem Ziele meiner Wünsche. An der einen Seite eine hohe Schuppenwand, an der anderen Seite die tiefe Quaimauer und unten das dunkle Nass, dessen nähere Bekanntschaft ich noch vor kurzem gemacht. Hinüberklettern? Ich bilde mir auf meine turnerischen Künste nicht wenig ein. Aber die Schärfe der eisernen Spitzen auf den Latten zu erproben, erschien mir doch zu gewagt. Auch erachtete ich es unter meiner Würde, mir wie ein Dieb weiter durch's Leben zu helfen. Andererseits hätte ich einen Umweg von mindestens einer viertel Stunde in den nassen Kleidern machen müssen. Da tauchte im Dunkel der Nacht eine verhüllte, weibliche Gestalt auf und kam gerade auf das ominöse Thor zu. Erschrocken blieb sie bei meinem Anblick stehen. Ich redete sie an: „Wohin wünschen Sie denn?“ „Oh, upp min Schipp!“ „Welches Schiff?“ „Die Petropolis.“ Die „Petropolis“ lag neben meinem Dampfer, der „Porto Alegre“. „Das Thor ist aber verschlossen.“ „Oh, dat mokt nix. Dann röpen wi. — Wächter, maken Sö man up, aber en beten snell!“

Der Wächter schlüpfte herbei und wir schlüpfen hinein. „Sö sien wull der Herr Dokter?“ „Jawohl, liebe Frau.“ „Dät haw ick mi glick docht. Na, slopen Sö woll!“

Es war die Stewardesse der „Petropolis“.

Ich begab mich sogleich nach meiner Kojе in der Hoffnung, mein nasses Abenteuer bald vergessen zu können. Doch es kam anders. Die anfänglich angenehm empfundene Wärme der Kammer wurde bald immer empfindlicher, zuletzt fast unerträglich. Ich riss Thür und Lucke auf, um die kühle Nachtluft hereinzulassen. Alles vergeblich. Ich forschte nach der Ursache der tropischen Wärmeentwicklung und entdeckte dieselbe in der mangelhaften Funktion der Dampfheizvorrichtung.

Das regulierende Ventil war undicht. Ein Versuch, das Ding in Ordnung zu bringen, misslang nicht nur, sondern machte die Sache noch schlimmer. Heisser Dampf strömte in dünnem, aber andauerndem Strahl in die Kammer und verwandelte diese in ein russisches Schwitzbad. „Gut gegen etwaige Erkältung!“

dachte ich und ergab mich resigniert in mein Schicksal. Am anderen Tage wurde der Schaden durch den Maschinisten ausgebessert, ebenso wie mein Lebensretter, der Schirm, wieder in Ordnung gebracht wurde. ---

Es war ein angenehmer Wintermorgen, als das Schiff zum Auslaufen kar gemacht wurde. Der Himmel war zwar bewölkt, doch leuchtete hier und da die Bläue durch den Wolkenschleier durch, und die Sonne versuchte wiederholt, ihr freundliches Antlitz der Menschheit zu zeigen, was ihr auch in dem Augenblicke gelang, als die Dampfpeife das Zeichen zur Abfahrt gab. Langsam setzte sich das Schiff in Bewegung, gezogen von einem kleinen, aber kräftigen Schleppdampfer. Es war nicht leicht, sich durch die Hunderte von grossen und kleinen Fahrzeugen, welche den Hafen Hamburgs füllten, sicher hindurch zu bugsieren. Aber alles ging ohne Unfall vortrefflich von statten. Allmählich wurde die Bewegung eine raschere. Vorüber glitten wir an den Hafenhäusern Hamburgs, „Lebewohl“ riefen uns die am Ufer Stehenden zu, „Lebewohl“ winkten die Mannschaften der zurückbleibenden Schiffe, ernst schaute das hochragende Seemannshaus herab, die angemusterte Mannschaft mahnend, auf der Reise aller Pflichten eingedenk zu sein, freudlich wünschen uns die reizenden Landhäuser auf dem rechten Ufer bis Blankenese hin „glückliche Fahrt“.

Der Schlepper wurde losgemacht und schwer arbeitete der nun auf seine eigene Kraft angewiesene Dampfer gegen die mächtigen Eisschollen an, welche noch weithin die Elbe bedeckten. Krachend gingen die Platten in Trümmer, knirschend vor Zorn über die erlittene Unbill trachteten sie danach, die Seitenwände des Schiffes zu zerkratzen, und ergrimmt über ihre Ohnmacht, warfen sie sich dröhnend über ihre Nachbarn, um diese zu ersticken und zu zertrümmern. Vom linken Ufer her ertönte tausendfaches Hämmern und Pochen, das fleissige Hände in den grossartigen Werften ausführten. Dort lag auch der neue Riesendampfer „Augusta Viktoria“, dessen Schornsteine wie ungeheuere Türme in den Himmel ragten. Einen traurigen Anblick gewährten die auseinander gerissenen Wracks zweier Dampfer, welche vor nicht langer Zeit mitten in der Elbe gestrandet und dann aus dem Fahrwasser herausgeschafft worden waren und nun liegen

bleiben sollen, bis Luft und Wasser sie in Atome aufgelöst haben werden. . . . Die Ufer traten weiter auseinander, die Eismassen wurden geringer, der Strom nahm einen meerartigen Charakter an. Gegen 4 Uhr Nachmittag wurde Kuxhaven mit seinen starken Strandbefestigungen passiert, dann kamen die Leuchtschiffe in Sicht, und bei dem letzten wurde der Dampfer gestoppt, um unsern Lootsen abzusetzen. Vom Leuchtschiffe stiess ein mit kräftigen Ruderern besetztes Boot ab und legte an der gegen den Wind geschützten Seite an, der wettergebräunte Lotse drückte uns die Hand — und mit ihm war das letzte Bindeglied mit der Heimat und den Lieben gelöst. Lebet wohl!

2. Kapitel.

Von Hamburg nach Lissabon.

Das Schiff steuerte nun in den offenen Ozean hinaus. Der Abendschatten senkte sich über die weite, unbegrenzte Wasseroberfläche, und auf dem Dampfer wurden die elektrischen, bunten Nachtlichter entzündet, an der Backbordseite ein rotes, an der Steuerbordseite ein grünes und am Fockmaste ein weisses Licht. Als es schon gänzlich Nacht geworden, trafen wir auf die Helgoländer Fischerflotte. Die Barken waren zum grössten Teile, der Vorschrift entgegen, noch unerleuchtet. Wie leicht konnte in der dunklen Nacht eine derselben von uns in den Grund gebohrt werden!

Das Schiff verfolgte nunmehr südwestlichen Kurs, den es mit kleinen Abweichungen wochenlang einhalten sollte.

Es ist für den Neuling ein eigenartiges Gefühl, zum ersten Male eine Nacht auf hohem Meere zuzubringen. Unwillkürlich schleicht sich der Gedanke heran, dass das Wasser doch „keine Balken habe“ und die persönliche Sicherheit mehr wie auf dem Lande bedroht sei. Ich vermochte lange nicht einzuschlafen, wozu allerdings ebenso die heftige Bewegung des Schiffes, wie das laute Stampfen und Dröhnen der Maschine beitrug, in deren nächster Nähe meine Kojen lag. Auch in den folgenden Nächten

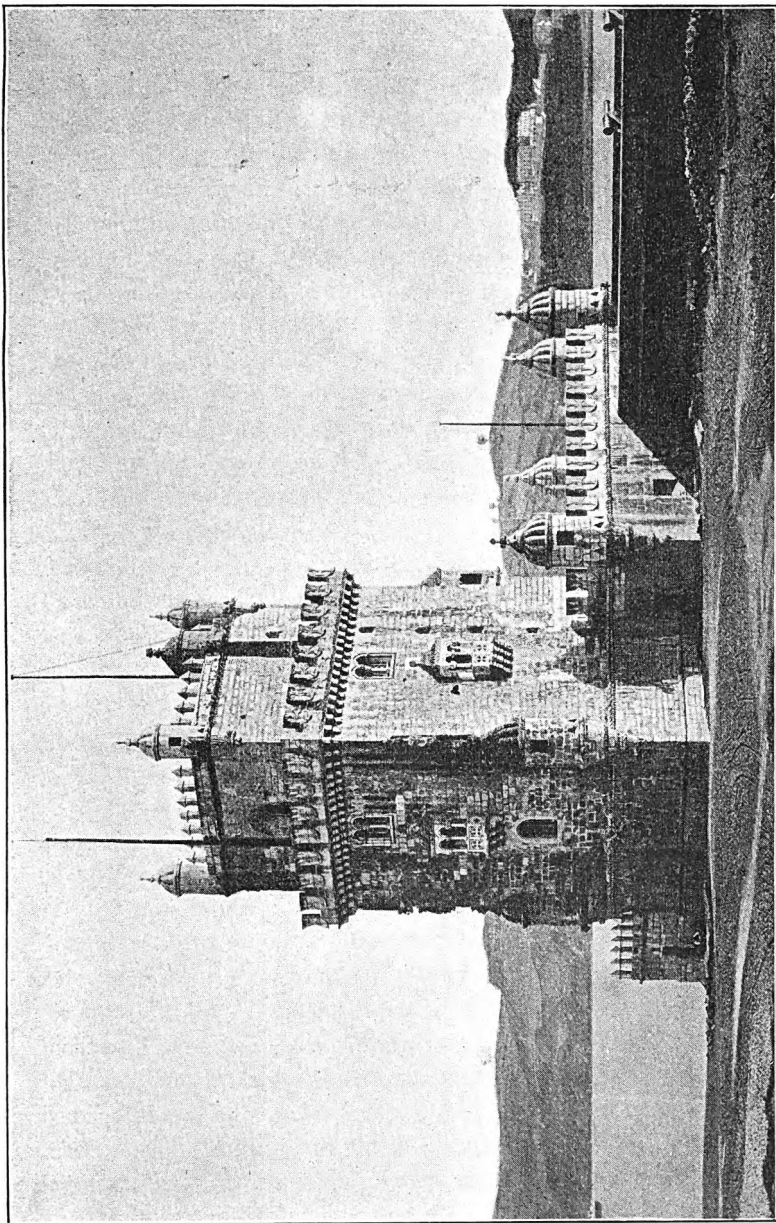
war die Ruhe eine unvollkommene, bis ich an die Situation gewöhnt war. Dann ging alles eine Weile prächtig.

Das Schiff war übrigens vorzüglich gebaut und für die Sicherheit seiner Bewohner nach Möglichkeit gesorgt. Es bestand ganz aus bestem Stahl und war in mehrere Abteilungen zerlegt, die durch wasserdichte Stahlwände voneinander geschieden waren. Die Länge betrug ca. 330 Fuss, die grösste Breite über 30 Fuss; der Tiefgang war bedeutend, da das Schiff voll und schwer befrachtet war. Ein Hauptkontigent der Ladung bestand in Zement, der für Rio bestimmt war, um bei dem Wiederaufbau der während der Revolution in Brasilien zerstörten Baulichkeiten Verwendung zu finden. Ausserdem brachte das Schiff grosse Mengen von Leinwand, Papier, Glaswaren, Manufakturwaren, Malz, Bier u. s. w. nach Brasilien, wo sie willkommene Dinge sind. Das Gewicht der Ladung betrug ca. 50 000 Zentner. Die Besatzung bestand, die Offiziere inbegriffen, aus 50 Mann, während die Zahl der Passagiere eine geringere war.

Die Einrichtung der Salons für die Passagiere I. Klasse war eine sehr elegante und bequeme. Die Beleuchtung wurde durch eine Dynamomaschine bewirkt. An Unterhaltung fehlte es nicht; Klavier, eine kleine Schiffsbibliothek, aus deutschen und englischen Romanen bestehend, Kartenspiele und anderes mehr standen uns zur Verfügung. Mit Vorliebe wurde dem Skat gehuldigt: im Herrensalon, in der Offiziersmesse, auf dem Vorderdeck, im Volkslogis, kurz, überall wurde der edle Skat gepflegt, mochte das Meer in wilder Aufregung das Schiff zu verschlingen drohen, oder mochten wir in sanfter Bewegung an prächtigen Landschaften vorbeigleiten.

Die Ordnung der Mahlzeiten war genau festgesetzt und wurde auf das Pünktlichste innegehalten: früh von 7—8 Uhr Frühstück, aus Kaffee oder Thee, Eiern, frischer Backware und Käse bestehend, um 11 Uhr Lunch, bei welchem warme und kalte Fleischspeisen, Delikatessen, Wurst u. s. w. gereicht wurden, um 5 Uhr nachmittags Dinner, für welches stets eine ausserordentlich reichhaltige Speisekarte aufgestellt worden war. Abends um 8 Uhr wurde nochmals zum Thee geläutet, zu welchem sich von Tag zu Tag allerdings immer weniger Tischgäste einfanden.

Als Tischgetränk wurde ebenso gern Bier, wie Wein gewählt. Ich selbst labte mich an einer Mischung von Wasser, welches



Turm von Belem in Lissabon.

mit Kohlensäure künstlich imprägniert und mit Eis abgekühlt war, und Wein, ein Getränk, das ich allen in die Tropengegenden Reisenden angelegentlich empfehlen kann.

Die Kost für die Zwischendeckpassagiere und die Mannschaften war ebenfalls eine sehr gute und reichliche, so dass ich hierüber niemals eine Klage zu Gehör bekam.

Als eine Wohlthat wurde das Vorhandensein von Badeeinrichtungen empfunden. Man badete in Seewasser, dessen natürliche Temperatur in den heissen Breitengraden 25^0 — 30^0 Cels. betrug.

Doch nun zurück in die Nordsee, in der wir noch schwimmen! Das Wetter war stark böig, trübe und regnerisch, glücklicherweise aber nicht neblig. Das Schiff wurde stark hin- und hergeworfen und das Meer immer aufgeregter. Mächtige Wogen stürmten heran und warfen sich auf das ächzende Fahrzeug, bald ihre Angriffe von vorn her, bald von der Steuerbordseite unermüdlich wiederholend. Klatschend stürzten die Wassermassen auf das Verdeck, um auf demselben noch lange hinüber und herüber geschleudert zu werden, ehe sie sich verlaufen konnten. Ein wunderbares Schauspiel war es, wenn eine Riesenwelle von vorn hereinbrach, sich über das erhöhte Vorderdeck ausbreitete, und die schäumenden Wogen in breitem Wasserfall auf das tiefere Deck niederrauschten! Ich konnte mich an dem erhabenen Schauspiele nicht satt sehen.

Der Druck des Wassers war so enorm, dass es durch das anscheinend fest geschlossene Fenster meiner Kojе eindrang, und alles, was drinnen war, bespritzte. Das Stampfen und Rollen des Dampfers wurde von Stunde zu Stunde lebhafter und zuweilen unheimlich. Was nicht niet- und nagelfest war, wurde fortgerollt. Sass einer gemütlich im Salon an der Backbordseite, so sah er sich plötzlich an die Steuerbordseite unsanft versetzt. Teller, Gläser, Messer und Gabel rollten auf dem gedeckten Tische bunt durcheinander, und wer nicht rasch zugriff, der hatte von seinem Getränke, welches Tischtuch und Teppich schön färbte, das Nachsehen. Es ist selbstverständlich, dass sich dabei manche drollige Szene abspielte. Ehe sie sich es während der Unterhaltung versahen, hatte diese Dame ihre Bouillon auf dem Schoss, und jener junge Mann seine Spiegeleier auf den hellen Beinkleidern. Das gab Stoff zur Heiterkeit.

Es war aber nur wenigen Auserwählten lustig zu Mute. Die Mehrzahl der Passagiere litt an der ominösen Seekrankheit und rührte weder Speise noch Trank an. Ich bekam die erste Arbeit, blieb aber glücklicherweise von der Krankheit selbst verschont. Alle Kranken, besonders die weiblichen, klagten über heftigen Kopfschmerz und jämmerlichen Zustand im Magen. Der Seelenzustand war ein äusserst deprimierter. Die kleinen Kinder litten verhältnismässig wenig. Das klägliche Befinden hielt 4—5 Tage in gleicher Weise an, doch fühlten sich die Patienten nach dem Genuss von etwas Nahrung besser. Eine definitive Wendung zur Heilung trat erst nach Ankunft in Lissabon ein. Dann aber wurden die Erkrankten ebenso vergnügt, wie sie vorher verzweifelt waren.

Am Abend des zweiten Tages passierten wir den Pas de Calais. Während von der französischen Küste her nur die blitzenden Leuchtfeuer von Calais und Kap Gris Nez sichtbar waren, präsentierte sich die englische Küste von Dover und Folkstone um so malerischer. Deutlich hoben sich die weissen Kreidefelsen von dem dunkleren, bewaldeten Hintergrunde ab, und Dover selbst bot das strahlende Bild einer prächtig illuminierten Stadt. Gespensterhaft, bald vor, bald hinter unserem Schiffe, flogen die zahlreichen Schnelldampfer hin und her, welche den Verkehr zwischen Calais und Boulogne einerseits und Dover andererseits vermitteln. Gerade gegenüber von Dover liess der Kapitän eine Anzahl roter Leuchtkugeln in die Luft steigen, während an den beiden Enden des Schiffes eine blaue, resp. grüne bengalische Flamme aufglühte. Dieses Signal zeigte dem englischen Hafenamte an, dass unser Schiff die Meerenge passierte. Ein rotes Licht vom Lande her bekundete, dass unsere Zeichen verstanden worden.

Wir hielten nunmehr, um den an der englischen Südküste entlang fahrenden Schiffen möglichst aus dem Wege zu gehen, auf die französische Seite hin und bekamen am anderen Tage die steile Küste von Alderney in Sicht. Ohne Zwischenfälle wurde der von den Schiffen gefürchtete Kanal weiter durchlaufen, bis die Insel d'Ouessant passiert war und wir den ebenfalls in üblem Rufe stehenden Golf von Viscaya zu durchqueren uns anschickten. Dort durchkreuzte zum ersten Male eine Herde Tümmler (von

den Seeleuten mit Vorliebe „Schweinefische“ genannt) den Lauf unseres Dampfers. Es sind dies gelblichbraune Fische von 1 bis 2 Meter Länge und erheblicher Dicke. In ganzen Scharen folgen sie häufig den Schiffen beträchtliche Strecken weit und ergötzen den Beschauer durch ihre hohen Luftsprünge, die sie mit plumper Eleganz ausführen. Es gewährt dies einen gar possierlichen Anblick.

Am fünften Tage unserer Abreise näherten wir uns, getrieben von der starken Meeresströmung, bedenklich der spanischen Küste und mussten gut westwärts halten, um an dem Kap Finisterre glatt vorbeikommen zu können. Dort fragte mich plötzlich der wachthabende Offizier, mit dem ich mich auf der Kommando-
brücke unterhielt: „Sehen Sie vor dem Backbord die grosse Flosse?“ Ich blickte rasch hin. „Das ist die Rückenflosse eines Wal-fisches.“ Das mächtige Tier eilte vor uns her und war bald unseren Blicken entchwunden.

Weiter ging die Fahrt. Das Wetter klärte sich auf, Sturm und Regen liessen nach, alles Anzeichen, dass wir uns dem glücklichen Süden näherten. Die Küste von Portugal wurde sichtbar. Steil starrten die sonnenbeglänzten Uferfelsen, an welchen die Meereswogen milchweiss aufschäumend sich donnernd brachen, dahinter erhoben sich sanft aufsteigende, waldbedeckte Hügel, auf welchen hier und da weisse Häuser freundlich herüberblickten. Den fernen blauen Horizont begrenzten mächtig aufstrebende Gebirgszüge, und über das Ganze spannte sich die tiefe Bläue des südeuropäischen Himmels!

Weit in das Meer hinaus ragt das felsige Kap Carvoeiro, gegenüber den kahlen Gesteinen der Berlengasinseln, bei welchen so mancher brave Seemann seinen Untergang gefunden. Auf dem Kap befindet sich neben dem weissglänzenden Fort Peniche eine wichtige Marinestation. Dieser wurde durch Flaggen das Signal gegeben, dass wir für die Einfahrt in die Tajomündung einen Lotsen wünschten. Einige Stunden später umschifften wir das Kap la Roca und mit einbrechender Dunkelheit hielten wir auf das Städtchen Cascaes zu, um den Lotsen an Bord zu nehmen. Es war ein kleiner, aber kräftiger Mann mit einer interessanten Physiognomie. Ich habe noch nie so lebhaft an die Darwinsche Theorie gedacht, wie beim Anblick dieses ersten Vertreters eines

Volksstammes, mit dem ich noch einige Monate lang in Berührung blieb. Ein freundliches Lächeln verschönte seine massiven Züge, als er von unserem Kapitän, der ihn irrthümlich für einen Bekannten hielt, in jovialster Form begrüßt wurde. Das Lootsenboot fuhr wieder ab, nachdem die Ruderer eine Zeit lang, aber vergeblich: „Snaps, Snaps!“ geschrien hatten, das einzige deutsche Wort, das von ihnen gekannt wurde und für sie Wert zu haben schien. Der Lotse brachte das Schiff den Tajo hinauf bis in die Nähe des Turmes von Belem, dem gegenüber wir Anker warfen, da die Nacht vollends hereingebrochen war.

Es war dies die erste seit unserer Abreise von Hamburg, in welcher die Ruhe nicht durch die heftigen Bewegungen des Schiffes gestört wurde. Merkwürdig, wir hatten uns bereits dermassen daran gewöhnt, dass dem Körper die Ruhe befremdend vorkam. Es ist doch eine wunderbare Einrichtung der Natur, dass sie dem Menschen die Eigenschaft gegeben, sich rasch und leicht den äusseren Verhältnissen anzupassen, Hitze und Kälte, Dürre und Feuchtigkeit, Land- und Seeaufenthalt zu ertragen.

3. Kapitel.

Lissabon.

In aller Frühe wurde der Anker wieder gelichtet und wir fuhren den stattlichen Strom noch weiter hinauf, bis wir dem Landungsplatz von Lissabon gegenüber von neuem Halt machten. Die Sonne war aufgegangen und beleuchtete mit ihren goldenen Strahlen das wunderbare Stadtbild, das vor uns ausgebreitet lag. In diesem Augenblicke verstand ich es, wenn der Lissaboner von seiner Vaterstadt entzückt ausruft: „Quem não vio Lisboa, nunco vio cousa boa“ (wer Lissabon nicht gesehen, hat niemals Schönes gesehen). Amphitheatralisch steigt die weisse Stadt an dem steilen Westufer des Tajo in die Höhe, mit ihren zahlreichen Kirchen und Klöstern, welche die Spitzen der sieben Hügeln krönen, auf und zwischen welchen die Kapitale erbaut ist, einen imposanten Anblick gewährend.

Die Visite seitens der Hafenbehörde hatte stattgefunden und wir konnten ungehindert ans Land fahren, während das Schiff neue Kohlenvorräte und Frachten aufnahm.

An der Landungstreppe hielt eine Steinsäule einsam Wacht, während eine andere in zwei Stücke zerbrochen trauernd dalag und die Passage bis auf die Hälfte verengte. „Bemerken Sie,“ meinte der Kapitän, „dort die zerbrochene und vom Wasser bespülte Säule? Seit 21 Jahren sehe ich die Säule an dieser Stelle liegen und niemand in Portugal denkt daran, das gefährliche Hindernis zu beseitigen. So sind die Südvölker.“ Ich stand auf der Praça do Commercio, dem stattlichsten Platze von Lissabon. Gegenüber der Wasserseite erhebt sich das imposante Gebäude des Ministeriums des Innern, ausgezeichnet durch einen hohen, prachtvollen Triumphbogen, der den Eingang zur Rua Augusta bildet. Die Nordseite nimmt die Börse, die Südseite der Palast des Handels-Ministeriums und das Hauptpostgebäude ein. Den Glanzpunkt des Platzes aber bildet das Denkmal Dom José I., das schönste Bildhauerwerk von Lissabon.

Nach Einnahme eines vortrefflichen Frühstücks im „Hotel Central“ führte mich ein freundlicher Reisegefährte, welcher in Lissabon gut Bescheid wusste, in die Stadt. Wir besuchten in erster Linie den botanischen Garten, in welchem es, obwohl wir erst Januar schrieben, üppig grünte und blühte. Besonders imponierten uns Nordländern die verschiedenen Arten der Palmen, welche ganze Alleen bildeten. Neben dem Garten befinden sich verschiedene wissenschaftliche Institute, wie die Sternwarte, die polytechnische Hochschule und andere, deren Schüler fleissig lernend die grünenden Promenaden entlang wandelten. — Ein merkwürdiger Platz ist die Praça de D. Petro IV. mit dem Theater und der Bildsäule der D. Maria II. Das Pflaster ist aus hellen und dunklen Steinchen derartig hergestellt, dass die Wellenbewegung des Wassers nachgeahmt wird und, wenn die Sonne auf die Fläche brennt, der darüber Schreitende leicht vom Schwindel befallen wird. Die Avenida da Liberdade, die Praça do principe real sind mit Anlagen und mit Denkmälern geschmückt, der neue Bahnhof ist ein prächtiges Gebäude in maurischem Stile und mit grossen Kosten aufgeführt. Die königlichen Paläste, der Palacio das necessidades in der Stadt und der Palacio d' Ajuda, hoch oben

am Ufer des Tajo imponierend gelegen, sind für den Fremden nicht zugänglich. Das bei weitem interessanteste Bauwerk ist der bereits erwähnte Torre de Belem. Es ist fast das einzige, von dem schrecklichen Erdbeben, das Lissabon im Jahre 1743 heimsuchte und zerstörte, verschont gebliebene Baudenkmal aus der Maurenzeit. Er dient jetzt für Schifferzwecke und ist mit einigen Kanonen garniert. Überaus zierlich ist die Bauart der Gallerie an der Vorderseite und der Zinnen und Türmchen des weiss glänzenden Mauerwerkes. Leider wird die malerische Wirkung des historischen Turmes durch die unmittelbar dahinter erbaute Gasanstalt mit ihren nüchternen Schornsteinen und russigen Gebäuden sehr beeinträchtigt. Gegenüber dem Turme, auf dem anderen Ufer des Tajo, liegt, von hohen Mauern umschlossen, das Lazarett, das zur Quarantänestation für die Reisenden, die aus „verseuchten“ Ländern kommen und in Lissabon aussteigen wollen, eingerichtet ist. — Die Häuser von Lissabon tragen den südlichen Charakter, flache Dächer, weisse Fassaden, die häufig mit blau gemusterten Kacheln belegt sind, und mit grünen Jalousien und schmiedeeisernen, schmalen Balkonen versehene Fenster. Manche Strassen sollen so eng verbaut sein, dass zwei Personen nicht im stande sind nebeneinander zu gehen. Dass bei der Lage Lissabons auf mehreren steilen Hügeln sich Strassen finden, auf welchen Wagenverkehr überhaupt nicht möglich ist, ist selbstverständlich. Andere bergige Strassen sind zwar dem Wagenverkehr freigegeben, aber es möchte wohl nicht jeder wagen, sich einem Gefährt anzuvertrauen, welches die steile Bahn so rasch hinabsaust, dass die davor gespannten Tiere, Maulesel oder Pferde, zusehen müssen, wie sie vorwärts kommen, ohne von dem nachfolgenden Fuhrwerke erdrückt zu werden. Der Aufzug der Pferdebahnen geschieht zum Teil durch feststehende Maschinen.

Das Interessanteste für den Fremden ist der Strassenverkehr, der ganz den Charakter des Südens trägt. Auf den mit Fruchtschalen und Unrat aller Art bedeckten, schlecht gepflasterten Strassen wogt eine schreiende und lebhaft gestikulierende Menge hin und her. Die Gesichtsfarbe ist bei allen Portugiesen mehr oder weniger gebräunt, mit wenigen Ausnahmen, besonders in der Frauenwelt; der Typus ein entschieden orientalischer, die Tracht

eine europäische. Hübsche Gestalten und schöne Gesichtszüge habe ich nur wenige zu Gesicht bekommen, wogegen die Hafenstadt Oporto in dem angenehmen Rufe steht, die schönsten Frauen Portugals zu besitzen.

Die öffentlichen Droschken zeichneten sich durch auffallende Eleganz aus; es waren durchweg Landauer mit wohlgepflegten Pferden, seltener mit Maultieren bespannt. Letztere wurden mit Vorliebe für den Pferdebahndienst benutzt; sie sind ebenso flink wie ausdauernd und genügsam in ihrer Verpflegung. Für den Lastenverkehr dienen oxsenbespannte Karren, deren plumpe Räder aus zwei massiven Holzscheiben bestehen. Das Gemüse wird durchweg auf Eseln, welche von einem Jungen geleitet werden, in die Stadt gebracht.

Lissabon hat bereits seine Markthallen, denen wir ebenfalls einen Besuch abstatteten. Es ist bekannt, dass gerade in diesen Einrichtungen sich ein schönes Stück Volksleben abzuspielen pflegt. Nirgends geht es lauter und lebhafter zu, nirgends sieht man reinere Typen männlichen und weiblichen Geschlechts, nirgends vermag man schneller und umfassender die Landesprodukte kennen zu lernen, kurz, nirgends sieht man in kleinem Raume mehr von dem Leben und Treiben eines Volkes, als in einer Markthalle. Frisches Gemüse war reichlich vertreten: Salat, Spinat, Radieschen, Kartoffeln, alles frisch und fast im Freien gewachsen. Der Fischmarkt bietet in den „Seezungen“ eine Ware, um derentwillen Lissabon sich eines guten Rufes erfreut. Unter den Fischern selbst giebt es Gestalten, welche des Studiums wert sind.

Leider war es uns nicht vergönnt, einen Ausflug nach dem vielbesuchten Bergschloss Cintra zu unternehmen, welches nach einstündiger Bahnfahrt zu erreichen ist. Inmitten fruchtbarster Gegend erhebt sich auf felsigem, hohem Gebirgskamme das von König Ferdinand, einem Koburger, vor einigen Jahrzehnten durch einen deutschen Baumeister renovierte maurische Schloss der Penha. Mit Hilfe von Reiteseln wird der Besucher auf die Höhe und wieder zurück gebracht, wobei sich manche drollige Szene abzuspielen pflegt. Der Ausblick vom Schloss auf die in üppigster Vegetation prangende Umgebung und weit über das Meer hinaus ist ein grossartiger.

Nach herzlicher Verabschiedung von meinem Führer kehrte ich an Bord unseres Dampfers zurück, der sich darauf wieder in Bewegung setzte, um die Richtung nach der Neuen Welt einzuschlagen.

4. Kapitel.

Von Lissabon nach Bahia.

Die Abendschatten senkten sich hernieder, als das Schiff die Flut benutzend, mit halber Geschwindigkeit den stattlichen Tajo hinunter fuhr. Der Kapitän leitete, den Lotsen beiseite schiebend, mit sicherem Blicke das Schiff selbst. Nochmals that sich meinen Augen das ganze herrliche Panorama auf, das die Königstadt Portugals und ihre Umgebung bietet. Vorüber glitten die hohen Häuser, die mächtigen Klöster, die Kuppeln und Türme der Kirchen, vorüber der phantastische Turm von Belem, vorüber das königliche Schloss der Ajuda, die weite Rennbahn mit ihren säulengestützten Tribünen, von welchen herab ein schaulusttrunkenes Volk den Kämpfen in der Arena zujauchzt, vorüber der Friedhof mit seinen marmornen Grabmälern, die lachenden, grünen Auen, die frischen, mit Windmühlen gekrönten Hügel, über welche hinweg das von den letzten goldenen Sonnenstrahlen glänzend erleuchtete Bergschloss Cintra freundliches Lebewohl herüberwinkte! Der Lotse verliess uns und wir steuerten in den weiten Ozean hinaus, unserem fernen Ziele entgegen.

Die Fahrt war im allgemeinen eine sehr ruhige, das Wetter bis auf einige Regenschauer andauernd heiter und sonnig.

Die Zahl der Zwischendeckpassagiere war vermehrt worden, indem sich in Lissabon eine Anzahl Portugiesen eingefunden hatten, welche ledig oder mit Weib und Kind nach Brasilien übersiedeln und dort ihr Glück versuchen wollten. Sie waren nicht übermässig sauber gekleidet und gewaschen, sahen doch aber immer noch besser aus, als Leute ihrer Art auszusehen pflegen. In den ersten Tagen hatten sie sämtlich mit der Seerkrankheit zu kämpfen, dann kamen sie allmählich auf Deck, lagerten sich in einen Winkel und blieben dort liegen, bis der Abend hereinbrach und sie ihren Schlafrum aufsuchten, wo

Männlein und Weiblein eines friedlichen Schlummers sich erfreuten. Alle Welt suchte die Zeit der Durchquerung des Atlantischen Ozeans nach bester Möglichkeit auszufüllen. Am beliebtesten war, wie immer, das Kartenspiel, welchem die Portugiesen, ohne das geringste Verständnis dafür, stundenlang zuschauen konnten. Abends, wenn die Feierabendglocke geschlagen, wurde von den Matrosen gern ein Lied angestimmt oder auf einer Harmonika musiziert, wobei mit einem Stück Holz der Takt dazu geschlagen wurde, vielleicht auch etwas getanzt, alles harmlose Unterhaltungen, denen auch der ernste Passagier wohl ein weilschen zusah oder zuhörte.

Mein Interesse konzentrierte sich auf die Beobachtungen der Meeres- und der Himmelserscheinungen. Das Meer gewann allmählich ein anderes Aussehen. Die Wogen wurden kleiner und glätteten sich schliesslich ganz. Unter dem Äquator verwandelte sich die See in eine glatte, spiegelnde Fläche, als wenn ihr Material aus Quecksilber bestände. Das war die gefürchtete Zone der Windstille, in welcher die Segelschiffe oft monatelang still liegen müssen, ehe sich ein leises Lüftchen regt, um sie von der Stelle zu bringen.

Zahlreicher umtummelten die Herden der Schweinefische den Dampfer, und die ersten fliegenden Fische zeigten sich den staunenden Blicken. Sie ähneln in ihrem Äussern sehr den Heringen, zeichnen sich aber durch ein Paar flügelartige Brustflossen, die bei älteren und grösseren Exemplaren sogar doppelt vorkommen, sowie durch breite Bauchflossen aus, vermöge deren sie sich aus dem Wasser zu erheben und weite Strecken ausserhalb desselben fortzubewegen vermögen. Stets nützen sie die ihnen von der Natur verliehene Eigenschaft aus, wenn sie verfolgt werden. In solchen Fällen kommt es häufig vor, dass sie quer über ein Schiff hinwegzusetzen suchen. Hierbei fallen sie aber auf das Deck nieder und werden leicht gefangen. Sie haben ein zartes, wohlschmeckendes Fleisch und werden von den Seeleuten sehr gern gegessen. Ein schon ergrauter Quatermeister, das „Faktotum“ des Schiffes, lehrte mich das Präparieren des Fisches nach Seemannsart, nachdem ich eines schönen Morgens ein solches kleines Ungetüm zu meiner nicht geringen Verwunderung in meinem Waschbecken vorgefunden hatte.

Haifische zu sehen, hatten wir keine Gelegenheit. Nur an der Küste von Brasilien, unweit des Kap Frio, sah ich den Kopf eines derartigen Gesellen aus dem Wasser auftauchen, aber bald wieder verschwinden. Die Dampfer laufen zu rasch, als dass die Tiere das Schiff umschwärmen könnten.

Die Vogelwelt war sehr spärlich vertreten. Unsere grau-weissen Möven aus der Nordsee, die dem Schiffe bis zum Kap Finisterre treu geblieben waren, hatten einer neuen Art Platz gemacht, welche kleiner und dunkler gefärbt war. Einige wenige dieser Möven begleiteten das Schiff eine Strecke von einigen hundert Meilen. Hier und da liess sich eine zierliche Seeschwalbe blicken, die mit ihren Schwimmfüsschen auf dem Wasser dahin zu spazieren schien. In der Nähe der Kap Verdischen Inseln durchkreuzte ein prächtiger Albatross die Luft. Um so zahlreicher aber war die Schar von Vögeln, durchweg Mövenarten, welche wir später auf den einsamen Felsenklippen von St. Paul antrafen.

Die Quecksilbersäule des Thermometers stieg immer höher, je mehr wir uns dem Äquator näherten. Dann blieb sie längere Zeit hindurch ziemlich auf gleicher Höhe stehen: auf 23—26° R. im Schatten. In meiner Kabine freilich betrug die Temperatur, auch nachts, noch mehr. Ich hatte bis 33° R. zu verzeichnen. Trotzdem ich mich mit der denkbar leichtesten Kleidung begnügte, hatte ich doch regelmässig, wenn der Morgen kam, eine Schwitzkur durchgemacht. Was mussten aber gar die armen Maschinisten und Heizer ertragen! Sie hatten, so oft sie ihren Dienst verrichteten, vier Stunden lang bei einer Temperatur von 55° Cels. und darüber zu arbeiten!

Eines Abends, es war ziemlich schwül und die Atmosphäre mit Elektrizität geladen, genossen wir ein wunderbares Schauspiel. Ich stand an der Reeling und schaute sinnend in die dunklen, leicht aufgeregten Wogen hinab. Da plötzlich tauchte ein glühender Funken aus der Tiefe auf, um in raschem Laufe weiter zu ziehen, da wieder einer, dort viele auf einmal, und nun kam es wie ein Regen von leuchtenden Tropfen herauf auf die Oberfläche des Wassers! Vulkan sass mit seinen Gesellen auf dem Meeresgrunde bei voller Arbeit. Ja, er schien in zorniger Stimmung zu sein. Denn er begnügte sich nicht mit der feineren Funkenspreu,

nein, ganze Feuerkugeln und glühende Klumpen warf er herauf, um dem armseligen Menschen seine gewaltige Kraft zu zeigen! Und wie leuchteten und sprühten die glühenden Körper, welch' bezaubernden Anblick gewährten sie, wenn sie von den Wellen hin und her geschaukelt wurden und sie die Kämme derselben in weissem, phosphorisierendem Lichte erstrahlen liessen!

Das war das vielgepriesene Meeresleuchten.

Noch mehrere Mal ward uns das Glück zu teil, das schöne Schauspiel zu geniessen.

Über die Ursache der Entstehung desselben ist man bekanntlich noch nicht im klaren. Sicher ist, dass der leuchtende Stoff an den Körper gewisser Organismen, Infusionstierchen und grösserer Lebewesen, Quallen u. s. w., gebunden ist, und wahrscheinlich erscheint es mir, dass der Grad der in der Atmosphäre und im Meereswasser aufgespeicherten elektrischen Spannung eine ausschlaggebende Rolle spielt.

Ruhig und unaufhaltsam durchschnitt das Schiff die Fluten, seinen Kurs nach Südwesten stetig einhaltend. Die dritte Nacht, nachdem wir Lissabon verlassen, kamen wir in die Nähe der Insel Teneriffa. Ich liess mich wecken und beim Morgengrauen erblickte ich in einer Entfernung von 10 deutschen Meilen den 12000 Fuss hohen Pic, wie er sein majestätisches, spitzes Haupt hoch über dem Wolkendunst in den Himmel zu bohren schien. Auf der anderen Seite winkten in nebelgrauer Ferne die gewaltigen Massen der Insel Grand Canaria drohend herüber.

Weiter ging die Fahrt. Wir hielten jetzt auf die Gruppe der Kap Verdischen Inseln zu und fuhren bei einigen derselben ganz dicht vorüber. Zunächst passierten wir die von einem mässig hohen Pic gekrönte, unbewohnte Insel Romos, die wie ein Wachtposten vor den grossen Schwesterinseln Fuogo und Brava lag. Fuogos Gebirge erstreckt sich bis zu einer Höhe von 8000 Fuss und war früher vulkanisch thätig.

Gleichfalls bis zu riesiger Höhe steigt beinahe senkrecht aus dem Meere die felsige Insel Brava auf. Eben fielen die ersten Strahlen der Morgensonne auf die gen Himmel ragenden grotesken Bergspitzen, während die zahlreichen Schluchten und Thäler noch im dämmernden Schatten lagen. Je höher die Sonne stieg, je schärfer traten die Umrisse der dunklen Schluchten hervor,

je klarer war zu erkennen, dass üppige, tropische Vegetation ihren Boden bedeckte; hier und da leuchtete ein weisses Häuschen aus dem dunklen Grün hervor. Die Insel war also bewohnt. Das bewiesen auch die bebauten Felder, die breite Strecken der Abhänge bedeckten und sich bis in schwindelnde Höhe hinaufzogen. Da bemerkten wir auch deutlich einen einsamen Reiter, wie er sich am Bergeshang durch das Gebüsch hindurchwand, bis er unseren Augen entschwand.

Auch die Insel Brava ist, wie noch andere westafrikanischen Inseln, vulkanischen Ursprungs. Ihre Felsenmassen bestehen zum grössten Teile aus verwittertem Bimstein.

Allmählich wurden die zackigen Formen der Insel undeutlich und verschwommen. Nochmals traten die Umrisse der grösseren und höheren Insel Fuogo hervor, bis endlich beide am Horizonte verschwanden.

Nun durchquerten wir den atlantischen Ozean mehrere Tage, ehe wir wieder festes Land zu Gesicht bekamen. Die Feier des Geburtstages unseres allverehrten deutschen Kaisers Wilhelm II. wurde durch eine kurze, aber kernige Ansprache des Kapitäns und bei schäumendem Sekt freudigst begangen. Der echte Deutsche fühlt sich überall auf Erden deutsch und wird seinen patriotischen Sinn niemals verleugnen, ja er wird, wo immer im Auslande er das deutsche Nationalgefühl abgeschwächt vorfindet, dasselbe zu frischem Empfinden wieder zu erwecken und zu beleben wissen!

Unser Gespräch bewegte sich an den folgenden Tagen viel um die Insel St. Paul, die nicht allzu weit von uns entfernt sein konnte. Von einigen wurde die Existenz der Insel beinahe in Frage gestellt, da sie seit ihrer Erforschung (ich glaube es war im Jahre 1823) nur von wenigen wieder in unmittelbarer Nähe gesehen worden ist.

Da hiess es an einem Vormittage plötzlich von der Kommandobrücke: „St. Paul in Sicht!“ Alles eilte auf die Brücke hinauf und überzeugte sich von der Wahrheit des Gemeldeten. Die acht schwarzen Punkte, die man in der Ferne sah, entwickelten sich bald als ebenso viel nackte Felsenklippen, an welchen sich die Brandung weisserschäumend brach. Zum Greifen nahe fuhren wir vorüber. Zahllose Vogelscharen umschwärmten die Klippen oder sassen ruhig brütend auf dem dunklen Gestein.

Doch so schnell, wie die öden Klippen aufgetaucht, verschwanden sie auch wieder in den Fluten.

Der Schiffer meidet gern ihre Nähe, besonders zur Nachtzeit, da kein Leuchtfeuer warnend seine Strahlen umhersendet.

Immer weiter ging der Lauf des Schiffes nach dem Süden. Der nächtliche Sternenhimmel zeigte bereits ein wesentlich verändertes Bild. Der Polarstern stand unter dem Horizont, der grosse Bär beschrieb einen Halbbogen mit kleinem Radius am nördlichen Himmel, das herrliche Sternbild des Orion stand hoch im Zenith, und die Erscheinungen des südlichen Himmels waren längst sichtbar geworden. Strahlend schaute der Kanopus im Sternbilde der Argo von seiner Höhe herab, langhin streckte der Skorpion seine Glieder und die Wasserschlange wälzte ihren Riesenleib über einen weiten Teil des Himmelsgewölbes. Aber aller Blicke war auf das Sternen-Kreuz gerichtet, welches dem Südhimmel seine Poesie verleiht. Allerdings war ich von dem ersten Anblick enttäuscht, denn ich gehörte zu den vielen, die sich von der Wirkung des südlichen Kreuzes auf den Beschauer eine ganz andere Vorstellung gemacht, als sie die Wirklichkeit bot. Das Kreuz ist klein und ist unregelmässig gebaut. Immerhin aber gehört es zu den hervorragendsten Figuren des an strahlenden Sternbildern armen Südhimmels, und würde sicher einen bedeutenden Effekt hervorrufen, wenn dieser nicht durch das schöne Sternbild des Kentauren in seiner Umgebung stark beeinträchtigt würde.

Der nördliche Sternhimmel mit seinen wundervollen Bildern ist wohl weit glänzender als der südliche.

Am Freitag, den 2. Februar, nachmittags gegen 4 Uhr, wurde der Äquator überschritten. Von irgend welcher Feier dieses interessanten Aktes war leider Abstand genommen worden. Auf den „modernen“ Salondampfern sind solche ehrwürdige Seebräuche nicht mehr üblich. In die nüchternen praktischen Anschauungen der heutigen Welt passen die alten Sitten und Gebräuche nicht mehr hinein.

Sonst pflegte an dem Tage, an welchem die Linie passiert wurde, das Schiffspersonal ein feierlich-drastisches Schauspiel aufzuführen. Neptum erschien, eine Krone aus Goldpapier auf dem bärtigen Haupt und einen mächtigen Dreizack in der Hand, mit

seinem Gefolge, um den Akt zu leiten. Die Neulinge, d. h. diejenigen, welche den Äquator zum ersten Male „sahen“, wurden namhaft gemacht, alsdann tüchtig eingeseift, mit einem hölzernen Schwerte rasiert und schliesslich in einen grossen Eimer voll Wasser getaucht.

Wer sich passiv nicht beteiligen wollte, durfte sich durch einige Flaschen eines alkoholhaltigen Getränkes bei der Mannschaft loskaufen.

Unter allgemeiner Heiterkeit, bei Gesang und Tanz, wurde der festliche Tag beschlossen.

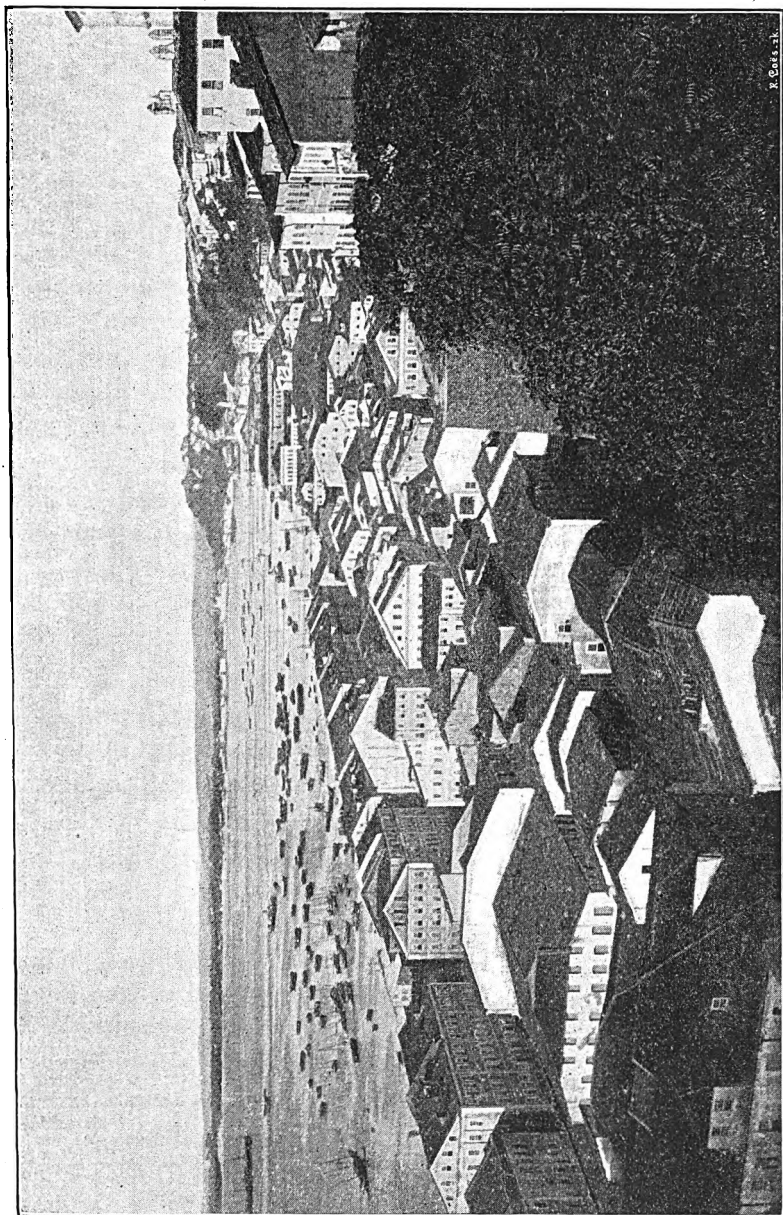
Noch wenige Tage währte es, da wurde von der Kommando-
brücke das beglückende Wort: „Land!“ ausgerufen. Fern im Westen, dem ungeübten Auge kaum sichtbar, ging der Horizont in eine unregelmässig gezeichnete Linie über. Das war die Küste von Brasilien! Lebhafter pulsierte in mir der Herzschlag, mit grösster Spannung wartete ich der Dinge, die da kommen würden. That sich doch da vor mir eine neue, ganz unbekannte Welt auf, eine Welt, von der in Europa so viel Seltsames gesprochen und geschrieben wird, eine Welt, die seit ihrer Entdeckung das Ziel so vieler Millionen gewesen, die die Mühen der Reise über den Ozean nicht gescheut, um dort ihr Glück zu suchen, eine Welt, die, jetzt noch im Stadium der Entwicklung, vielleicht in der Zukunft berufen sein wird, die übrigen Erdteile geistig und materiell zu beherrschen!

5. Kapitel.

Bahia.

Vom westlichen Abendhimmel hoben sich nun die Umrisse der hügeligen Küste schärfer ab. Deutlich konnte man mit Hilfe des Fernglases die Brandung unterscheiden, deutlich den wie Schnee glänzenden weissen Dünensand erkennen, deutlich vereinzelte Häuser und Bäume wahrnehmen. Aber was für Bäume? Palmen, herrliche, schlanke Kokospalmen! Ganze Gruppen, nein, ganze Wälder wildwachsender Kokospalmen!

Wie habe ich mich seit meiner Kindheit nach diesem An-



R. G. & Co. N.Y.

Bahia.

blicke gesehnt, welche Genugthuung erfasste mich, endlich am Ziele dieses Wunsches zu stehen!

Schnell, wie immer in den Tropen, brach die Dunkelheit herein. Da plötzlich lebhafte Bewegung auf dem Vorderteile des Schiffes. Was gab es? „Eine Jangada!“ „Ein Floss!“ „Wo?“ „Dort vor dem Schiff!“ Ich bemerkte nichts. „Eben kommt es hervor.“ Richtig, ein winziges, nur aus wenigen Balken gebildetes Floss, mit einem Sitzgestell und einer Segelstange darauf, schaukelte auf den Wellen. Und nun unterschied ich auch die Besatzung darauf, zwei Männer und einen Knaben, welche bis an die Knie, manchmal noch weiter hinauf, im Wasser standen und eifrig damit beschäftigt waren, aus der gefahrdrohenden Nähe des Dampfers hinwegzukommen. Bald waren sie im Dunkel der Nacht verschwunden.

Es waren brasilianische Fischer, welche auf ihrem gebrechlichen Fahrzeuge sich weit in das Meer hinauswagen, um ihrem Berufe nachzugehen. So winzig und unscheinbar auch ein solches Floss aussieht, so soll es doch grosse Sicherheit bieten. Wenigstens hat man noch selten von einem Unglücksfalle gehört, der den waghalsigen Fischern auf einer Jangada zugestossen.

Das Leuchtfeuer des Kap Itapuan liessen wir zur Rechten liegen und nahmen unsere Richtung auf das Feuer des Kap São Antonio, welches die Einfahrt in die Bai de Todos os Santos, in welcher Bahia liegt, weithin beleuchtet.

Doch was war das? Ein elektrischer Blitz zuckte im Westen auf, nach einer kleinen Pause ein zweiter und bald darauf noch mehrere. Wir schauten verwundert hin, niemand vermochte sich die Erscheinung zu erklären. Da wurde der Schein intensiver und anhaltender, er beschrieb einen Bogen in der Atmosphäre und blieb zuweilen längere Zeit an unserem Schiffe haften. Kein Zweifel, unser Nahen war vom Lande aus bemerkt worden und wir wurden beobachtet. Was hatte das wohl zu bedeuten?

Die Beantwortung dieser Frage konnte nur in der Annahme liegen, dass infolge der in Brasilien ausgebrochenen Revolution eine scharfe Kontrolle über die in den Hafen von Bahia einlaufenden Schiffe verfügt worden war. Wie die Sachen in Brasilien standen, ob die Entscheidung schon gefallen, welche von

den Parteien, die regierende oder die revolutionäre, den Sieg davongetragen, davon wussten wir nichts.

Nichtsdestoweniger nahmen wir unseren Kurs weiter gerade auf den elektrischen Scheinwerfer zu. Fuhren wir doch unter dem Schutze der deutschen Flagge! Gegenüber dem Feuer von São Antonio gingen wir zu Anker.

Ich schaute mich um. Uns gegenüber blinkten in langer Reihe die Quailichter der Vorstadt São Antonio herüber, dann blieb das Auge an der dunklen Fläche einer grösseren Baumpflanzung haften, in welche eingestreut einzelne weisse Häuser als helle Punkte herausleuchteten; weiterhin nach dem Inneren der Bai erstreckte sich, soweit das Auge reichte, der Lichterglanz der Stadt Bahia. Der Hafen selbst war mit ankernden Schiffen reich bevölkert, auf deren einem der Scheinwerfer sich befand. Es war, wie wir am anderen Morgen erfuhren, eines jener Kriegsschiffe, welche der Präsident Floriano Peixoto von den nord-amerikanischen Staaten angekauft hatte.

Auf der anderen Seite, Bahia gegenüber, lagerte sich die gewaltige dunkle Masse der Insel Itaparika, des Gemüsegartens der Stadt. Über das Ganze wölbte sich sternklar der südliche Himmel und ein leiser Luftzug wehte erfrischend über das sich kräuselnde Wasser.

Am anderen Morgen, es war der Fastnachtsdienstag, lichteten wir frühzeitig die Anker, um weiter in den Hafen hinein zu dampfen und uns der Stadt gegenüber zu legen. Als wir eines der vielen Hafenforts passieren wollten, donnerte uns ein Schuss entgegen als Signal, so lange Halt zu machen, bis wir uns genügend legitimiert hätten. Nachdem dies geschehen, durften wir die Fahrt fortsetzen. Wir kamen unmittelbar an den erwähnten Kriegsschiffen vorbei und bemerkten mit Staunen, wie ungenügend für unsere deutschen Anschauungen deren Ausrüstung war. Es waren zum Teil einfache Handelsschiffe, die man etwas verändert hatte, um Kriegsschiffe vortäuschen zu können. An Bord des einen derselben befand sich jene berühmte Dynamitkanone, von welcher schon in allen Zeitungen der Welt die Rede gewesen war. Ihre Wirkung sollte furchtbar und sie selbst berufen sein, der Revolution auf das Schnellste ein Ende zu bereiten.

Dass dieses schreckliche Geschütz eine gewaltige, zerstörende

Wirkung hätte ausüben können, bezweifelte niemand. Doch jeder von uns hatte die Überzeugung, dass es niemals zu einem ernstern Gebrauch der Waffe kommen würde. Wer hätte sich mit dem unheimlichen Dinge wohl ernstlich einlassen wollen? Es wurde, mehr im Scherz, erzählt, dass man wohl die Kanone wiederholt geladen hätte, aber aus Furcht vor einer etwaigen Explosion so schwach, dass die Ladung vor der Mündung des Rohres wieder abgeflossen wäre! Soviel stand aber fest, dass es an Mannschaft zur Bedienung des monströsen Geschützes gebrach, dass eben niemand damit umgehen konnte oder wollte. Später hiess es einmal, die Kanone wäre mit samt der Ladung und dem Schiffe in die Luft geflogen. Was davon wahr war, habe ich zu der Zeit, als ich diese Zeilen niederschrieb, noch nicht erfahren können.*)

Eine Strecke oberhalb der Kriegsschiffe gingen wir zu Anker. Die Stadt Bahia lag gerade vor uns. Ein herrliches Panorama! In langer Linie zog sich die Niederstadt am nördlichen Ufer der Bai hin, senkrecht stieg dahinter eine 200 Fuss hohe, üppig mit Bäumen und Buschwerk bewachsene Wand in die Höhe und auf dem hohen Plateau breitete sich die mächtige obere Stadt mit ihren zahlreichen Kirchen und Türmen aus.

Die übliche Sanitätsvisite ging vor sich, d. h. der beamtete Hafenarzt kam mit Begleitung an Bord, um sich durch ein Zeugnis des Schiffsarztes von dem Gesundheitszustande der Mannschaft und der Passagiere zu überzeugen. Der Zweck dieser Massregel ist die möglichste Verhütung der Einschleppung ansteckender Krankheiten. Das Boot der Herren wurde durch Schwarze gerudert.

Es war das erste Mal, dass ich unsere schwarzen Mitmenschen als freie Arbeiter sah. In keiner grösseren Stadt Südamerikas kann man aber auch die Schwarzen in ihrem Thun und Treiben

*) Die Kanone ist bisher noch nicht in Funktion getreten, und das ist ein grosses Glück. Nach allgemeinem Urtheile wäre bei einem ernsthaften Schusse sie selbst mit dem Schiffe in die Luft gesprengt und auch der Schaden in der Umgebung wäre unberechenbar gewesen. Die Bewohner Rios wollten später die Kanone nicht in der Nähe haben: das Schiff musste sich ausserhalb der Bai vor Anker legen. Wenn auch niemand das „teuere“ Geschütz bedienen konnte, so hätte sie doch aus „Versehen“ losgehen können.

besser beobachten, als in Bahia. Ungefähr $\frac{4}{5}$ der Einwohner gehören der schwarzen Menschenrasse an. Mehrere Passagiere hatten ihr Reiseziel erreicht und wurden an Land gesetzt.

Nachmittags fuhr auch ich ans Ufer und landete in einer Vorstadt von Bahia, ziemlich weit oben an der Bai.

„Sei mir gegrüsst, du Land Amerika!“ jauchzte ich im Stillen. In eine „Neue Welt“ ward ich in der That versetzt. Das Schauspiel, dessen unmittelbarer Zuschauer ich wurde, war geeignet, mir die Sinne zu verwirren und mich fragen zu lassen: „Bin ich's oder bin ich's nicht?“ Es war, wie erwähnt, Fastnachtsdienstag. Dieser Tag gilt in Brasilien für einen Feiertag. Die Geschäfte bleiben geschlossen und alles widmet sich ausgelassenem Jubel. Der Karneval treibt seine buntesten Blüten.

Ich geriet mitten in dieses tolle Leben. Unter lauter schwarzen Menschen, unter tausenden von wahnsinnigen Negern war ich der einzige, vernünftige Weisse! Die Überraschung war gegenseitig: wie ich die Schwarzen anstarrte, so starrten diese mich an und schauten mir lange Zeit nach. Ich war in eine Negervorstadt geraten, in welche sich sonst ein Europäer nicht zu verlaufen pflegt; wenigstens nicht an diesem Tage.

Die Szenen auf den Strassen waren in der That höchst merkwürdig. Männer gingen als Frauen, Frauen als Männer verkleidet, der eine hatte eine Tiermaske auf, der andere ahmte einen Europäer nach; alle aber gingen in möglichst bunten, möglichst bizarren und möglichst lumpigen Kostümen. Häufig kamen ganze Gruppen angejohlt. Diese hatten meist eine Musikbande vor sich, die sich nach Kräften mühte, auf undenkbaren Instrumenten unglaublichen Lärm zu veranstalten.

Was den Hexentanz nicht mitmachte, das schaute aus den Fenstern heraus, stand in der Hausthüre oder auf dem Fusssteig. Naturgemäss waren unter diesen Zuschauern Frauen und Kinder, welche letzteren gänzlich unbekleidet waren, am meisten vertreten.

Ich schritt rasch fürbass, um in stillere Strassen zu kommen und atmete förmlich auf, als mir dies gelang. Überall schauten mir neugierige Augen nach, ein Umstand, der mich anfänglich störte, bis es mir gleichgültig wurde.

Das Pflaster der Stadt war in trostlosem Zustande, überall zeigten sich mehr oder weniger tiefe Löcher, welche der Regen

verursacht haben mochte und welche eben so blieben bis zum jüngsten Gericht. Die Häuser waren klein und nur für eine oder zwei Familien eingerichtet. Fenster und Thüren waren geöffnet und liessen den Blick frei in das Innere des Hauses schweifen. Die Einrichtung der Negerwohnzimmer war eine recht einfache, aber durchaus nicht dürftige. Eine Kommode, auf welcher einige Papierblumenbouquets in Vasen standen, ein Tisch, mehrere Stühle, eine Bank mit Strohflechtwerk, welche unser Sopha vertrat, und an der Wand einige Heiligenbilder. Auch eine Nähmaschine war nicht selten vertreten. Küche und Schlafraum befanden sich ausserhalb des Wohnzimmers. Einige Wohnungen waren noch komfortabler eingerichtet.

Allerdings waren dies die Heimstätten der besser situierten Schwarzen. Die Armen und Ärmsten haben es nicht viel besser, wie bei uns, nur mit dem Unterschiede, dass sie Hunger und Kälte nicht kennen zu lernen brauchen. Nahrung bietet ihnen die Natur in Hülle und Fülle, und den Begriff „Kälte“ kennt man in diesen tropischen Gegenden nicht.

Ein elend oder hungerig aussehendes schwarzes Individuum habe ich überhaupt kaum gesehen, wohl aber sehr viele kräftige, üppige, selbst korpulente Gestalten. Auch wirklich anziehende Physiognomien habe ich, besonders in der Frauenwelt, nicht selten angetroffen.

Der Zufall führte mich in eine Strasse, welche an der Bai entlang lief. Ich kam an einem mächtigen Gebäude vorüber, einer von Jesuiten gegründeten und geleiteten Unterrichtsanstalt, deren Mittelpunkt selbstverständlich eine Kirche war. Der freie Platz davor war zu Ehren des Tages mit einer Allee von Palmenzweigen, die hier 15—20 Fuss hoch werden, geschmückt. Weiterhin erregte ein zerfallenes, von Negersoldaten bewachtes oder besser beschlafenes Hafenfort meine Aufmerksamkeit. Das alte Fort hätte unseren modernen Geschützen nicht den geringsten Widerstand bieten können.

Später gelangte ich in eine Seitenstrasse, welche, eine Einsenkung in dem erwähnten Plateau benutzend, in die Oberstadt hinauf führte. Dort herrschte dasselbe wüste Treiben wie unten. Doch wurde ich persönlich nicht mehr in gleichem Grade begafft, da Weisse hier keine seltene Erscheinung mehr waren.

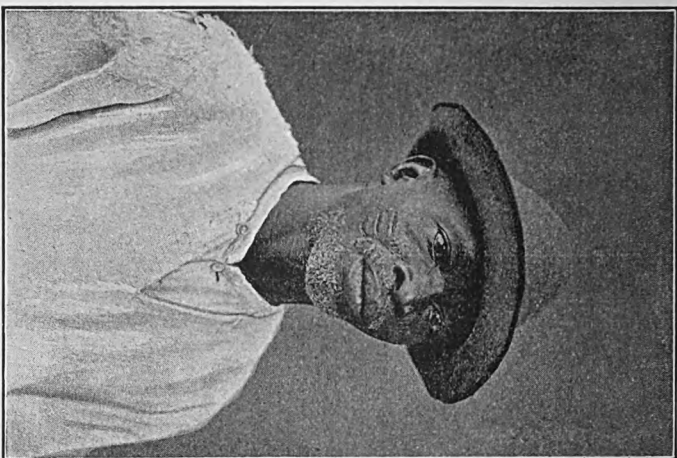
Meine Zeit war gemessen, da das Boot, mit dem ich an Land gefahren, nach kurzer Zeit wieder an Bord zurückkehren sollte. Ich schlug also die Richtung nach meiner Landungsstelle ein. Dabei geriet ich auf einen verfallenen Promenadenweg in halber Höhe des Abhanges, welcher die Ober- von der Unterstadt trennt. Die Sonne brannte furchtbar, doch wurde die Hitze durch eine schwache Seebrise gemildert. Der Ausblick über die Bai war entzückend, und die fremdartige Vegetation, in welcher ich dahinschritt, über alle Begriffe grossartig. Das war echte Tropenpracht! Der Weg zog sich in die Länge und ich musste eilen, um noch rechtzeitig bei meinem Boote einzutreffen. Endlich endete der Pfad höchst kläglich in einem schmutzigen Seitengässchen, aus welchem ich mich erst herausfinden musste. Bald war ich orientiert und rechtzeitig zur Abfahrt meines Bootes an Ort und Stelle.

Die Mannschaft desselben bat um die Erlaubnis, auf das Karnevalstreiben einen Blick werfen zu dürfen, was ich gern zugab.

Während ich ihrer Rückkunft harrete, näherte sich mir ein dunkelgebräunter Portugiese im Arbeiteranzuge und fing ein Gespräch an, welches darauf hinaus lief, dass er mich durchaus mit seinem Boote nach meinem Schiffe bringen wollte. Ich suchte ihm verständlich zu machen, dass ich ein eigenes Boot zur Verfügung hätte und sein Anerbieten dankend ablehnen müsste. Er aber wollte nichts davon wissen und wurde schliesslich heftig und unangenehm. Ich wandte ihm den Rücken zu und liess ihn stehen. Nun schien er handgreiflich werden zu wollen, und wer weiss, was geschehen wäre, wenn nicht ein Neger mir zu Hilfe gekommen und den Portugiesen auf sich genommen hätte. Zum Glück kamen auch meine Leute zurück, und wir fuhren schleunigst ab, verfolgt von dem Schelten jenes Gesellen.

Das Boot reich beladen mit Ufersand und ich mit den Eindrücken, die die erste Stunde des Aufenthaltes auf südamerikanischem Boden auf mich gemacht, kehrten wir wohlbehalten nach halbstündiger Fahrt an Bord zurück.

Eine Stunde später langten auch die Passagiere wieder an, welche die Absicht gehabt hatten, in Bahia über Nacht zu bleiben. Sie waren von Hotel zu Hotel gefahren, hatten aber nirgends



Minasneger in Bahia.



Minasnegerin in Bahia.



Minasnegerin mit Kind in Bahia.

Unterkunft finden können. Es hatten sich viele Gäste aus dem Inneren eingefunden, welche zu dem Feste gekommen waren, um sich das Leben und Treiben auf den Strassen anzusehen.

Noch bis tief in die Nacht hinein hörten wir den Festlärm und Jubel vom Lande herüberschallen.

Am anderen Morgen begab ich mich in Begleitung eines jungen Kaufmanns von neuem in die Stadt. Diesmal benutzte ich ein Segelboot, welches von einem Schwarzen bedient wurde, und nahm das mir von diesem übergebene Steuerruder. Hielt mich der Neger doch für einen ausgedienten Seemann! Ich machte aber meine Sache gut, wand mich geschickt durch die vielen Fahrzeuge hindurch, welche den Hafen belebten, und kam glücklich an der offiziellen Landungsstelle an. Diese befand sich im Mittelpunkt der Unterstadt neben dem Zollgebäude, der Alfandega. Geschäftiges Treiben herrschte auf den Strassen, die Läden waren geöffnet, und alles schien nachholen zu wollen, was die vorhergegangenen Festtage hatten vernachlässigen lassen.

Unter der Menge des Gemüles, das auf der Strasse lag, fielen besonders bunte Papier- und Tuchfetzen auf, als traurige Reminiszenzen des vorausgegangenen Taumels. — Die Häuser, welche vom Schiffe aus gesehen einen so freundlichen Eindruck machten, sahen teilweise recht verfallen aus, liessen aber an ihrer Bauart erkennen, dass Bahia einst bessere Tage gesehen. Bekanntlich war Bahia früher die Hauptstadt des Kolonialreiches Brasilien.

Das grösste Interesse bot aber wieder der Mensch selbst. Nicht ein einziger Weissler unter der arbeitenden Bevölkerung! Auch das Handwerk, welchen Namen es auch führen mochte, wurde von Schwarzen und Dunkelfarbigem betrieben.

Wir begaben uns zunächst zu den Verkaufsstellen von Früchten, Gemüse, Vögeln und Affen, legten unserer Kauflust aber Zügel an. Die Preise waren höher, als ich geglaubt hatte. Für einen Ara z. B. wurden 4 Pfund Sterling verlangt. Allerdings hörte ich, dass man im besten Falle nur 1 Pfund bezahlt. Der kleine Geschäftsbetrieb ist eben in der ganzen Welt derselbe: es wird überall an dem Preise auf- und abgehandelt. Unter den Vögeln waren die grünen Amazonen-Papageien am meisten vertreten und auch ziemlich wohlfeil zu erstehen.

Wir zogen weiter in die Stadt von Strasse zu Strasse, von Platz zu Platz. Um leicht und bequem in die Oberstadt, die Viktoria, zu gelangen, wählten wir den Aufzug, Parafuso genannt, eine Vorrichtung, welche mittels hydraulischen Druckes die Fahrgäste in einer Minute nach oben befördert. Ein entzückender Blick eröffnet sich dem Auge hier über die ganze Ausdehnung der Bai und der grossen Insel Itaparika.

Wir stehen auf dem Marktplatze. Vor uns erhebt sich der stolze weisse Bau des Munizipalpalastes, dessen hohes Dach von einem kuppelgekrönten Turme überragt wird, an welchem seit seiner Erbauung Reparaturen vorgenommen wurden. Wir wandern ziellos weiter. Die Strassen sind eng, krumm, winkelig. Öffentliche Droschken giebt es kaum, da alle Welt auf der Strassenbahn fährt, welche durch alle Strassen und Gassen, auch die schmalsten, in raschestem Laufe dahinsaut, bald gezogen von flinken, kleinen Maultieren, bald durch ihre eigene Schwere in steilen Strassen hinab befördert.

Das Trambahnwesen ist in Südamerika zu höchster Vollkommenheit entwickelt; besonders in Rio de Janeiro hatte ich später Gelegenheit, ein System im Strassenbahnbetriebe zu finden, wie es in gleich vollendeter Weise kaum wieder in einer Grossstadt zu finden sein dürfte.

In den meist offenen „Bonds“, wie die Wagen hier genannt werden, finden sich alle Gesellschaftsklassen beisammen. Die vornehmste Brasilianerin in grosser Balltoilette neben dem schwarzen Dienstmädchen, der in Galauniform prangende Offizier neben dem niedrigsten Lastträger. In dieser Beziehung fühlt man sich im „freien“ Amerika.

Kirchen waren in zahlreicher Menge vorhanden, ohne sich besonders durch Bauart, Grösse, Schönheit oder Reichtum auszuzeichnen. Bahia hat von der Zeit her, als es noch Hauptstadt war, die Ehre, dass der einzige Erzbischof von Brasilien hier residiert. Treten wir in eine der Kirchen ein. Ein Schwarzer nimmt uns in Empfang und schliesst das Innere auf. Wir gelangen in eine Art Sakristei, die ausser einigen Heiligenbildern und Särgen nichts Bemerkenswerthes enthält, und von dort aus in den Hauptraum, der gleichfalls ziemlich schmucklos ist und einen einfachen, schlichten Eindruck macht. Einige Bilder an

der Wand veranschaulichten das Leiden Christi. Der Schwarze, ob es ein Diener oder der Geistliche selbst ist, müssen wir dahingestellt sein lassen, führt uns alsdann in das Pfarrgärtchen, wo er uns mit Stolz seine Rosensträucher zeigt, ziemlich kümmerliche Gewächse, die hier vielleicht der grenzenlosen Gluthitze wegen nicht recht zur Entwicklung kommen konnten. Alsdann werden wir mit kleinen Blumenbouquets beschenkt und in freundlichster Form entlassen.

Das Gebäude der medizinischen Fakultät machte einen freundlichen Eindruck, konnte sich aber an Grösse und Form mit den gleichen Anstalten an den deutschen Universitäten nicht im entferntesten messen. Brasilien hat nur zwei Hochschulen für Medizin, in Bahia und in Rio de Janeiro. Die Ausbildung der jungen Mediziner scheint viel zu wünschen übrig zu lassen. Wer von den brasilianischen Ärzten etwas gelten will, muss seine Studien auf einer grösseren Universität Europas vervollkommen haben.

Die Häuser sind in der Oberstadt meist ein- bis zweistöckig. Die Läden, welche häufig gleichzeitig auch die Werkstätten bilden, haben offene Thüren, so dass man das Innere vollständig überblicken und jeden in seiner Thätigkeit beobachten kann. Der Anblick war nicht übel, wenn ein schwarzer Schneidermeister mit der Hornbrille auf der wulstigen Nase, ernsthaften Gesichts dass und einen europäischen Anzug zuschnitt oder wenn eine korpulente Fleischersfrau, schwarz wie die Nacht, die fleischigen Arme in die Hüften gestemmt, mit ihrer ebenso beleibten Konkurrentin einen lebhaften Wortkampf ausfocht. Fleissig waren alle, nur hier und da stand ein alter, arbeitsunfähiger Mann an der Ecke und bat um milde Gaben. Mit irgend etwas suchten sich auch die alten Leute ihren Unterhalt zu verdienen. Da sass der eine in einem Winkel und flocht an einem ungeheueren Strohhut, mit geschickter Hand Schlinge an Schlinge fügend, der andere kauerte an der Strasse und bot Amuletten und Fetische feil, die sich die Neger um den Hals hängen als Schutz gegen Krankheit und böse Geister, kleine, plump geschnittene Holz- und Knochenfiguren, Fruchtschälchen u. s. w., dort wartete unter dem Schutze eines Mangabaumes eine alte Negerin auf Käufer ihrer von Fliegen und anderen Insekten reichlich heimgesuchten Früchte und Backwaren.

Schöne und kräftige Gestalten waren die Lastträger, welche unglaublich schwere Gegenstände auf ihrem Kopfe zu tragen vermögen. So sah ich vier Mann sicher und leicht dahinschreiten, welche ein grosses und schweres Klavier auf den Köpfen transportierten. Auch die Frauen tragen ihre Markt- und Fischkörbe nur auf dem Kopfe, sie frei balancierend und nur selten mit einer Hand unterstützend.

Ein Teil der Frauenwelt fällt durch ihre Haltung und Gestalt, wie durch ihre Kleidung besonders vorteilhaft auf. Es sind die von der Westküste Afrikas stammenden Minas-Negerinnen. Sie haben, wie die Männer, drei narbige Streifen auf jeder Wange und tragen eine Art von Nationaltracht: auf dem Kopfe einen bunten Turban, am Oberkörper ein weisses, tief ausgeschnittenes, mit groben Spitzen verziertes Hemd, das die Halspartie und die vollen Arme völlig frei lässt und im übrigen einen bunten faltenreichen Rock in Kaschmir-Mustern. Schwere goldene Ketten und rote Perlenschnüre hängen um den Hals und schmücken die Handgelenke, Ketten, deren Wert sich häufig auf grosse Summen beläuft. Viele Negerinnen legen ihr ganzes Vermögen in solchen Schmuckgegenständen an.

Einen eigenartigen Anblick gewähren jene Mütter, welche ihre Säuglinge auf dem Rücken mit sich führen. Die kleinen Wesen mit gelblicher bis bräunlicher Hautfarbe werden mit einem langen Tuche so fest an den Leib der Mutter gebunden, dass nur der Kopf vergnügt in die Welt schauen kann.

Einige Stunden waren wir in der Stadt umhergewandert, als wir den Passeio publico erreichten, die öffentliche Promenade, von deren Terrassen aus sich dem Blicke eine herrliche Aussicht über die Bai und weit darüber hinaus, ins offene Weltmeer, eröffnet. Die Anlagen sind mit prächtigen, alten Mangeira- und Pandanusbäumen bepflanzt, zwischen welchen hier und da eine Marmorfigur sich abhebt: das Ganze trägt aber ebenso deutlich, wie die Häuser in der Stadt, den Stempel der Vernachlässigung und des Verfalls.

Nun strebten wir, von Hunger und Durst getrieben, wieder der Niederstadt zu, welche wir diesmal auf einer schräg abwärts führenden, wohlgepflasterten Strasse, dem einzigen für Lastfuhrwerke möglichen Verbindungsweg, erreichten und nahmen in einem

Restaurant, in welchem viele Deutsche zu verkehren pflegen, unser Mittagsmahl ein.

Die Rückfahrt nach dem Schiffe erfolgte in programmässiger Weise.

Denselben Abend noch lichteten wir den Anker, um unseren Weg nach Rio de Janeiro einzuschlagen. Nochmals warfen wir einen langen Blick auf das herrliche Panorama, das, von der untergehenden Sonne rosig beleuchtet, vor uns ausgebreitet lag. Dann dampften wir mit voller Kraft die Bai abwärts, vorbei an dem friedlichen Geschwader der Kriegsschiffe, an der Dynamitkanone, die uns höhnisch grinsend nachzublicken schien, vorbei an den Häuserreihen Bahias, aus welchen eben die ersten Lichter aufblinkten, vorbei endlich an dem Leuchtturme von São Antonio, wieder hinaus in das weite Meer!

6. Kapitel.

Von Bahia nach Rio de Janeiro.

In Bahia hatten sich neue Passagiere eingefunden, um sich zunächst nach Rio de Janeiro bringen zu lassen. Es waren die Angehörigen eines jungen, brasilianischen Arztes, welchem es in Bahia mit der Praxis nicht geglückt war und der aus diesem Grunde sich in São Paulo von neuem niederlassen wollte. Die Herrschaften waren schon seekrank, ehe sie auf dem Schiffe recht heimisch geworden und blieben auch krank, bis sie in Rio de Janeiro wieder an Land gesetzt wurden. Bei Tische liessen sie sich nicht blicken und lebten während der Zeit der Überfahrt von nichts anderem als Zuckerrohr, Früchten und Naschwerk, deren Reste sie ungeniert dort liegen liessen, wo sie sich gerade befanden. Die Damen hatten es sich anfangs in unserem Herrenzimmer bequem gemacht und sich auf die Polsterbänke niedergelegt, bis wir sie ungalanterweise mit unseren Zigarren „ausräucherten“. Sie zogen sich alsdann in ihre Kabine zurück und wurden nicht mehr gesehen.

Die Fahrt verlief ruhig und ohne besondere Zwischenfälle. Freilich schweifte das Auge des Kapitäns zuweilen prüfend den

Horizont entlang, ob sich etwas Verdächtiges bemerken liesse, etwa ein Schiff in feindlicher Absicht sich uns nähere. Ihn beunruhigte folgender Umstand:

Die H.-S. D.-G. (Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft) hatte laut höherer Anordnung ihren Kapitänen verboten, während der brasilianischen Unruhen Munition irgend welcher Art, sei es von seiten der Regierung, sei es seitens der revolutionären Partei, zur Verladung und Transportierung anzunehmen. Nun hatte die Regierung in Bahia eine grosse Anzahl Kisten zur Verladung nach Santos an Bord gebracht, deren Inhalt unter der Bezeichnung „Eisenwaren“ aufgegeben worden war. Nachdem die Fracht bereits verstaut und das Schiff in Bewegung war, hatte sich eine der Kisten geöffnet und ein Packet Patronen war herausgefallen. Der I. Offizier hatte dies dem Kapitän gemeldet und dieser beschlossen, die Fracht wohl mitzunehmen und in Santos richtig abzuliefern, dort aber gegen die Regierung eine Beschwerdeschrift abzugeben. Nun war es aber sehr leicht möglich, ja, wie die Umstände lagen, sogar wahrscheinlich, dass die Revolutionäre Kenntniss von unserer Fracht erhielten oder schon erhalten hatten, und uns dieselbe unterwegs abnehmen würden.

Doch nichts von alledem geschah und wir konnten unseren Kurs ungestört fortsetzen.

Nach $3\frac{1}{2}$ tägiger Fahrt (es war Sonnabend, den 10. Februar) beleuchtete die Morgensonne die Spitzen der Berge und Kämme, welche den Eingang der Bai von Rio in weitem Bogen umfassen. Kap Frio mit dem Leuchtturm wurde passiert, der gewaltige Fels der Ponta negra, die reizend gelegene Praia da fóra mit dem ersten Fort, die felsigen Inseln Maricá, Pai, Mai, Redonda und Raza mit dem neuen Leuchtturm traten in Sicht und jetzt lagen wir vor dem mächtigen Eingangsthore des schönsten Hafens der Welt!

Wir mussten Halt machen, um die gewohnte Revision seitens der Hafensanitätsbehörde über uns ergehen zu lassen. Früher wurde revidiert, nachdem man in den Hafen schon eingelaufen war, an der Insel Villegaignon. Das war seit Ausbruch der Revolution anders geworden. Die Station hatte ihren Sitz in der Militärschule von Botafoço. Wir wurden rasch abgefertigt und unsere brasilianischen Passagiere an Land gesetzt, worauf sich

das Schiff wieder in Bewegung setzte. Ich konnte nunmehr freie Umschau halten.

Welch' ein Panorama! — Als Gott der Herr die Erde schuf, hatte er beschlossen, hier ein Meisterstück zu liefern. Alles häufte er zusammen, was notwendig ist, um ein Stückchen Erde ebenso schön wie grossartig, ebenso lieblich wie fruchtbar zu gestalten. Berg und Thal, Meer und Land, Wald und Feld, Fels und Sumpf. Garten und Wüste, alles vereinigt sich hier zu einem harmonischen Ganzen!

Und der armselige Mensch, statt anbetend die Allmacht und Güte des Schöpfers, sich seines wunderbaren Werkes zu freuen und die Aufgaben des Friedens und der Kultur zu üben, was thut er?

Kanonenschüsse dröhnten und Gewehrfeuer knallte und das Echo gab den Schall vielfach von den Bergen wieder!

Unmittelbar vor uns türmte sich der „Zuckerhut“ auf. Ein riesiger, beinahe senkrecht aufsteigender, an seinem unteren Teile dicht bewaldeter, oben kahler Felsblock von 1200 Fuss Höhe! Wahrlich, ein imposanter Wächter der Einfahrt in die Bai! Ihm gegenüber hält sein würdiger Kamerad, der „falsche Zuckerhut“, ebenso treulich Wache.

An beide Riesen schliessen sich in weitem Bogen mächtige Gebirgszüge an, die herrliche Bai in sich fassend.

Im Osten, als Fortsetzung des „falschen Zuckerhutes“, erheben sich die malerischen Berge von Theresopolis und Neufreiburg. Zahlreiche Ausläufer werden an die Bai entsendet und bilden weite Buchten und tiefe Schluchten, in welchen der Mensch sich angesiedelt hat. St. Domingos und Nietheroy, die Hauptstadt der Provinz Rio de Janeiro, sind hier erbaut.

Jetzt bieten sie ein Bild der Zerstörung

Weit im Norden, in blauer Ferne, schimmert die langgezogene Kette des Orgelgebirges herüber. Wolken hüllen die höchsten Spitzen ein, die sich bis in eine Höhe von 6000 Fuss ausrecken. Bizarr sind die Formen dieses Gebirgszuges. Kreisrunde Kuppeln wechseln ab mit riesigen Obeliskten, die, in Reihen nebeneinander stehend, mit ihren dünnen, schlanken Leibern das Himmelsgewölbe zu unterstützen gewillt sind. Dort hinter jenem fernen runden

Turme liegt Petropolis, die Stadt, welche aufzusuchen ein Hauptzweck meines „Ausfluges“ war.

Nun schweift das Auge nach dem Westen der Bai. Über alle Beschreibung schön und grossartig ist das Bild, das sich da dem staunenden Blicke aufthut! Meilenweit dehnt sich am geschweiften Ufer der Bai die gewaltige Stadt, die Königin unter den Städten Südamerikas, aus. Nicht auf gleichmässiger Ebene ist sie erbaut, nein, auf Hügeln thront sie, in Thälern versteckt sie sich, im Wasser spiegelt sie sich wieder und auf die Berge klettert sie hinan, hoch hinauf auf die mit tropischem Urwalde bekleideten, mit nacktem Granitgestein bedeckten Berge! Und welch' pittoresken, überwältigenden Abschluss geben diese dem Gemälde! An einer Seite mässig steil ansteigend, im üppigsten Dunkelgrün prangend, bis hinauf auf die wolkenragende Spitze, steht der Corcovado da wie halbvollendet. Denn jäh, unvermittelt fällt er auf der anderen Seite tausende von Fuss lotrecht hinab. Trotzig ragt die Doppelkuppe der „zwei Brüder“ in den Himmel, wie ein riesiges Felsenfort starrt die Gavea in die Höhe und furchtgebietend breitet sich die gewaltige Masse der Pedra bonita aus. Und wiederum, bescheiden und lieblich mit dem Gloria- und dem Kastellenberge an der Bai seinen Anfang nehmend, türmt sich, beständig wachsend, die grüne Riesenmauer der Tijuca auf, deren höchster Wartturm, der Pico de Papagayo, wie ein Herrscher auf seine Umgebung, gross und klein, herabschaut.

Und nun die Bai selbst, in welche wir mit halber Kraft hineindampfen. Wie friedlich und freundlich liegt sie da, gleich einem weit ausgedehnten Binnensee. Häuser und Hügel und zahlreiche Schiffe spiegeln sich in den klaren, blauen Fluten.

Aber eine drückende Schwüle liegt über dem Wasser, kein fröhliches Jauchzen ertönt aus froher Schifferbrust, nicht vermitteln, wie sonst, Schiffe und Boote und Jachten und Barken den Verkehr von Ufer zu Ufer, — wie gelähmt liegt die weite Fläche da.

Und die gewaltigen Schiffe, die ernst und unbeweglich an ihren Plätzen verharren, nicht dienen sie dem friedlichen Handel und Wandel, nein, Panzerwände sind ihnen zu eigen und drohende Kanonenschlünde weisen sie hervor: es sind Kriegsfahrzeuge aller Nationen, die sich hier ein Stelldichein gegeben



Tropenpracht bei Bahia.

Seit Monaten tobte der Kampf um die Herrschaft in der Bucht von Rio. Das Glück war bald auf dieser, bald auf jener Seite. Bei der Revision hörten wir, dass am vorhergegangenen Tage, am 9. Februar, ein heftiges Treffen um Nictheroy ausgefochten worden, bei welchem die Revolutionspartei den Kürzeren gezogen und einen erheblichen Verlust erlitten hätte.

Zur Rechten lag, den Eingang halb versperrend, das grosse Fort Santa Cruz. Die Aussenwerke hatten anscheinend wenig gelitten, nur selten war eine Bresche im Mauerwerk sichtbar. Schlimmer sollte es im Inneren der Festung aussehen. Manches zerschossene Dach und mancher demolierte Schornstein zeugte davon.

Zur Linken wurde der Eingang von dem Uferfort San João und dem Inselfort Lage bewacht. Ersteres schien gänzlich unversehrt zu sein, während Lage ernstlich mitgenommen worden war. Aber als ein gewaltiger Trümmerhaufen überragte nur um wenig die Oberfläche des Wassers das ausgedehnte Inselfort Villegagnon, an dem wir einige Minuten später vorbeifuhren. Das Fort hatte sich der Revolution angeschlossen und war ein bequemer Zielpunkt für die Geschosse der zur Regierung haltenden übrigen Forts. Obwohl fast dem Erdboden gleichgemacht, hielt es sich noch immer auf das Tapferste und sandte seine Geschosse verderbenbringend auf das feindliche Gebiet.

Nun näherten wir uns einer kleinen, steilen Insel, auf welcher ein weitläufiges Gebäude errichtet war: das Hospital von Jurujuba, dazu bestimmt, die auf den fremden Schiffen am gelben Fieber Erkrankten aufzunehmen. Ernste Gedanken wälzten sich in unersen Seelen; wussten wir doch, dass das schlimme Gespenst seine knöcherne Hand über Rio und seine Bewohner ausgestreckt hielt und darauf lauerte, seine Beute auch aus den Reihen der fremden Gäste zu holen. Doch, weg mit den trüben Gedanken, unverzagt vorwärts!

Der Strand von Icarahy, die idyllische Insel Boa viagem und das kleine Strandfort Graguatá traten in den Vordergrund. Wie sah die kleine Feste zerschossen aus!

Und nun gar die Häuser der unglücklichen Stadt Nictheroy! Welches Bild der Zerstörung! Besonders schlimm hatten die dem Wasser zu gelegenen Gebäude zu leiden gehabt. Sie waren

nur noch Ruinen. Ein Kirchlein stand mitten in grünem Laubwerk. Der Turm war verschwunden und durch das zerstörte Dach leuchtete die Bläue des Himmels.

In einem Winkel der schönen Bucht hatten sich die Barken und Schiffe von Nictheroy zusammengekauert, wie die Küchel unter die schützenden Flügel der Henne.

Armes Nictheroy, wer kann es sagen, ob die Zahl deiner Leidenstage voll ist oder ob dir noch schlimmere Zeiten bevorstehen?

Nach links wenden wir wieder unsere Blicke, zur stolzen Kapitale. An der herrlichen Bucht von Botafogo sind wir bereits vorübergerauscht. Freundlich grüsst die weisse Kirche vom Glorihügel herüber; das Hospital der Misericordia, eines der grössten Krankenhäuser der Welt, das Kriegsarsenal, dicht unter dem befestigten Kastellberge, das rote Zollgebäude, die Alfandega, von der es geheissen hatte, sie wäre in Schutt und Asche verwandelt, dann auf einer kleinen Insel jener in gotischem Stile erbaute Palast, in welchem am 9. November 1889 der Kaiser Pedro II. zu Ehren der Anwesenheit des chilenischen Panzerschiffes „Almirante Cochrane“ seinen letzten Festball gegeben, und dicht daneben die hügelige, mit Häusern bedeckte Schlangensinsel, auf welcher die weisse Fahne der Revolution wehte, — alles glitt an uns vorüber. Weit ab von dem Strande, mitten unter den Kriegsschiffen, hielten wir endlich und liessen den Anker in die Flut hinab. Wir waren in Rio angekommen.

7. Kapitel.

Im Hafen von Rio de Janeiro.

Es war vormittags gegen 10 Uhr. Bleierne Schwüle lag über der weiten Bai. Die Temperatur war schon auf eine bedenkliche Höhe gestiegen. Da dröhnte ein Kanonenschuss von den Bergen bei Nictheroy herüber. Von einem mächtigen Schiffe, das tief im Inneren der Bai isoliert dalag, wurde geantwortet. Es war der „Aquidabán“, das Hauptschiff der Rebellen. Schuss folgte auf Schuss. Bald mengte sich Gewehrfeuer dazwischen.

Der Schauplatz des Gefechts befand sich hinter einem bewaldeten Berge, so dass wir die Kämpfer selbst nicht zu Gesicht bekamen. Noch einige Stunden wogte der Kampf, dann verstummte allmählich das Schiessen. Admiral Mello hatte sich für die am Tage vorher erlittene Schlappe rächen wollen.

Ein kleines, flinkes Kanonenboot huschte an uns vorüber. Wir schauten ihm aufmerksam nach. In raschestem Laufe nahm es seinen Kurs auf den „Aquidabán“ zu und legte sich ihm zur Seite. Es gehörte zu den Revolutionären und war eines jener gefürchteten Boote, welche sich im Dunkel der Nacht vor die Stadt schlichen, dort ihre Ladungen abfeuerten, womit sie erheblichen Schaden anrichteten, und alsdann schleunigst in den Schutz ihrer Panzer wieder zurückkehren.

Im nördlichen Teile der Bucht liegt ihre grösste Insel, die Ilha do Governador. Sie erstreckt sich weithin, bis in ihren innersten Winkel, nach der Richtung des Orgelgebirges hin. Zwischen dieser Insel und dem östlichen Ufer der Bai, der Hauptstadt gegenüber, hatte die Flotte der Aufständischen Stellung genommen. Es waren nur wenige Schiffe, aber sie waren trefflich bemannt und wurden vorzüglich geführt.

Zwischen dieser Flotte und der Stadt Rio lagen in traulichem Verein die fremden Kriegsfahrzeuge. Wir zählten deren über 20 Panzer. Einen besonders imposanten Eindruck machte das Geschwader der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Ihr Admiralsschiff, ein Schlachtenpanzer ersten Ranges, bildete die gegen die Aufständischen gerichtete Spitze der vereinigten Flotte. Wir selbst lagen nicht weit von dem deutschen Kriegsschiffe „Alexandrine“, dessen schmucke Soldaten soeben in mehreren Böten ein kleines Übungsmanöver ausführten.

In den frühen Nachmittagsstunden, nachdem das Schiessen zwischen den kriegführenden Parteien nachgelassen, forderte mich der Kapitän zu einem Besuche der „Alexandrine“ auf, um uns dem Kommandanten vorzustellen.

Wir ruderten hinüber, liessen uns anmelden und wurden sogleich vorgelassen. Der Kommandant, Herr Sch., war ein ebenso liebenswürdiger Mensch wie schneidiger und umsichtiger Offizier, in dessen Händen die deutschen Interessen in Rio wohl aufbewahrt waren. Man erzählte sich von ihm folgenden Vorfall:

Zwei Offiziere fuhren in einem Segelbote, an welchem die deutsche Kriegsflagge wehte, über die Bai. Da wurde vom Ufer aus, seitens der Regierungstruppen nach ihnen geschossen. Eine Kugel durchbohrte das Segel, eine andere die Flagge. Der Kommandant der „Alexandrine“ forderte, von diesem Vorfall in Kenntnis gesetzt, vom Präsidenten Peixoto Genugthuung, und als diese nicht sofort erfolgte, teilte er dem Präsidenten mit: „Die ‚Alexandrine‘ werde sich am anderen Tage vor das Fort Santa Cruz legen und punkt 12 Uhr mittags, wenn sie nicht in feierlicher Form salutiert und auch seine übrigen Forderungen erfüllt würden, das Bombardement gegen das Fort eröffnen.“

Am anderen Tage stellte sich die „Alexandrine“ in der That fechtbereit vor dem Fort auf. Dieses beeilte sich, die geforderte Zahl Salutschüsse abzufeuern, ein brasilianischer General kam in voller Gala an Bord der „Alexandrine“, bat im Namen des Präsidenten um Entschuldigung und versprach strenge Bestrafung der Missethäter.

So fand der Zwischenfall seine Erledigung.

Dem taktvollen und energischen Auftreten unserer Kriegsschiffe war es auch zu danken, dass der deutsche Handelsverkehr im Hafen bei Tage seinen ungestörten Fortgang nehmen konnte. Mit einbrechender Dunkelheit hörte natürlich jeder Verkehr auf, der nur unter grösster Lebensgefahr riskiert werden konnte.

Die Mannschaften der englischen Handelsschiffe im Hafen klagten bitter über die „Unfähigkeit und Schläffheit“ ihres Kommandeurs, der sich geäussert haben sollte, „er könne sich für die Sicherheit seines Landsleute in keiner Weise verbürgen“.

Er nicht, aber der deutsche Kommandeur konnte es! Unter deutscher Flagge, unter deutschem Schutze fuhren die englischen Leichter von Schiff zu Land und umgekehrt!

Welch' erhebendes Gefühl für uns Deutsche, zu wissen, dass hier im fremden Land, von seiten beider kriegführenden Parteien, die deutsche Flagge das grösste Ansehen geniesst.

Auch die Nord-Amerikaner hatten sich Respekt zu schaffen gewusst. Hiess es doch schon bei unserer Ankunft in Rio, dass auf dem Admiralsschiffe der Vereinigten Staaten unter der Ägide des Geschwaderchefs Friedensverhandlungen stattgefunden hätten. Was von dem Gerüchte wahr war, entzog sich unserer Beurteilung.

Folgenden Vorfall, wie ich ihn in der „La Plata-Zeitung“ dargestellt gefunden, möchte ich an dieser Stelle noch in Erwähnung bringen:

„Der Kapitän des am 24. Dezember von Liverpool nach Bahia und Rio abgegangenen englischen Dampfers „Namyth“ bat den Chef des englischen Geschwaders in der Bai um Schutz, weil er sich dem Lande nähern müsse, um Wasser einzunehmen. Dieser Schutz wurde ihm mit aller Entschiedenheit verweigert. Der Kapitän des Handelsdampfers wartete nun so lange, bis vollständiger Wassermangel eingetreten war, und erbat und erlangte dann vom nordamerikanischen Geschwaderchef den gewünschten Schutz, welcher ihm sogleich gewährt wurde. Als der „Namyth“ und andere englische Frachtdampfer ihre Matrosen gelandet hatten, veranstalteten dieselben eine England feindliche Demonstration, traten die englische Flagge mit Füßen und stießen Drohrufe gegen die Offiziere der britischen Kriegsmarine aus. Diese Demonstration fand die Billigung der Kapitäne aller englischen Handelsdampfer.

Es ist dies ein bedauerlicher Zwischenfall, allein mindestens ebenso bedauerlich ist es, dass die englische Kriegsflagge den Kauffahrteischiffen ihrer Nation nicht Schutz gewährt, zumal wenn es sich nur darum handelt, Wasser zu beschaffen. Die Angelegenheit ist schon einmal im englischen Parlament zur Sprache gekommen, aber, wie es scheint, noch immer im selben Stadium.“

Dieser Vorfall ist ganz charakteristisch für die Stimmung, die wir bei der englischen Handelsmarine vorfinden.

Übrigens will ich die Bemerkung nicht unterdrücken, dass sowohl der britische Kommandeur wie der Konsul, von dem man ähnliches sprach, wohl ihre Gründe zu ihrem Verhalten gehabt haben müssen. Sprach man doch auch offen darüber, dass die englischen Handelsschiffe ohne Ausnahme Kontrebande an Bord gehabt hätten.

Noch eines Zwischenfalles möchte ich an dieser Stelle gedenken, welcher ebenfalls den Beweis liefert, wie die deutsche Flagge es verstanden hat, sich Achtung zu verschaffen. Wir lesen in den „Alldeutschen Blättern“, Organ des „Allgemeinen Deutschen Verbandes“, folgenden Artikel:

„Bei Ausbruch des Bürgerkrieges in Brasilien wurden die

beiden deutschen Kriegsschiffe ‚Arkona‘ und ‚Alexandrine‘ zum Schutze unserer dort lebenden Landsleute nach Rio de Janeiro gesandt, und ihrem Einschreiten ist es zu danken, dass trotz des ständigen Bombardements die deutschen Handelsschiffe ungehindert ein- und ausladen konnten.“

Wir teilen aus einem Berichte des Kapitän z. S. Hofmeier an das Reichsmarine-Amt hier einige interessante Stellen mit:

„Als die Kreuzer ‚Arkona‘ und ‚Alexandrine‘ am 18. September, von Buenos Aires kommend, im Hafen eintrafen und nahe dem Fort Villegagnon ankerten, wurde auf dem Fort beim Passieren der Schiffe die deutsche Nationalhymne gespielt. Kurz darauf kam ein englischer Offizier an Bord, der namens des französischen Admirals de Libran die Schiffe aufforderte, in den Innenhafen zu gehen, da die revolutionäre Flotte beabsichtige, in der Nacht die Forts Santa Cruz, St. Juan und Lage zu beschiessen. Beide Schiffe verlegten darauf den Ankerplatz in die Nähe der fremdländischen Kriegsschiffe, acht an der Zahl.

Vom 20. September an richtete ich einen Wachtdienst der Schiffe ein. Das wachthabende Schiff hat über ein- und auslaufende Schiffe deutscher Nation Kontrolle zu führen, diese Schiffe durch die revolutionäre Flotte in den Hafen zu begleiten und den Kapitänen dieser Schiffe bezüglich Instruktionen erteilen zu lassen. — Am 3. November morgens kam der Agent der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft an Bord und teilte mir mit, dass am Abend vorher durch revolutionäre bewaffnete Fahrzeuge unter Leitung des brasilianischen Kapitäns z. S. Elieser Continho Tavares sechs Leichter, die von dem deutschen Dampfer ‚Santos‘ beladen waren, weggenommen und längsseit der Frigorifica-Dampfer ‚Jupiter‘ und ‚Venus‘ gelegt worden seien, und auch ein anderer Prahm, der unter Land verankert gelegen, erbrochen und eines Teils seiner Ladung (Sardinen) beraubt worden sei. Um diesem Unfug und Diebstahl energisch die Spitze zu brechen, fuhr ich, ohne mich weiter auf Verhandlungen mit dem Admiral de Mello einzulassen, persönlich mit dem Dampfboot und einigen Mannschaften längsseit der vorgenannten, mit Kanonen und Soldaten bewaffneten Frigorifica-Dampfer, besetzte jeden der dort liegenden Prähme mit einem Matrosen, liess die heruntergenommene deutsche Flagge wieder

aufsetzen und befahl dem Kapitän, innerhalb einer von mir gesetzten Frist die sämtlichen geraubten Sachen (nur Esswaren) mit eigenen Leuten auf die Prähme zu schaffen, widrigenfalls ich sie mir holen würde. Mit Ausnahme einiger Kisten Sardinen, die aufgegessen waren, wurde alles zurückgeliefert. Ich schliesse hieraus, dass die Besatzungen dieser Dampfer nicht genügend zu essen haben und auf eigene Faust Räuberei treiben, die ihnen, wie ich hoffe, vorläufig gelegt ist.“

Soweit die „Altdeutschen Blätter“.

Wir wurden vom Kommandanten der „Alexandrine“ freundlich bewillkommnet und hielten uns bei ihm ein kleines Stündchen auf, während dessen Erfrischungen herumgereicht wurden und die Unterhaltung sich über die Lage der Dinge in Rio erstreckte. Als wir beim Abschied auf dem Deck standen und ich die musterhafte Ordnung und peinliche Sauberkeit, sowie die Mächtigkeit der Geschütze und Geschosse bewunderte, meinte der Kommandant lächelnd: „Ja, mit meinen zehn 15 cm-Geschützen bin ich allerdings im stande, der ganzen Revolution in Brasilien ein rasches Ende zu machen. Die Leute hier haben weder ordentliche Geschütze noch gar Mannschaften.“

Wir empfahlen uns und fuhren wieder auf die „Porto Alegre“ zurück. Bald darauf benutzte ich die Gelegenheit, als ein kleiner, unserer Gesellschaft gehörender Hafendampfer die Kajütenpassagiere für Rio, ein junges Ehepaar, an Land bringen wollte, zu sofortiger Mitfahrt.

8. Kapitel.

Rio de Janeiro.

Wir steuerten nicht nach dem Quai Pharoux zu, dem gewöhnlichen Landungsplatze, welcher des Krieges und des gelben Fiebers wegen verödet dalag, sondern eine Strecke weiter oberhalb hin. An einer Menge vereinsamter und verlassener Leichter und Segelschiffe kamen wir vorüber, alle traurige Wahrzeichen der traurigen Zeitverhältnisse.

Die Landung war schwierig und umständlich genug. Über

andere Fahrzeuge, Bohlen und Bretter hinweg mussten wir springen und klettern, ehe wir das provisorische Zollgebäude betreten konnten.

Die Beamten fertigten uns in koulanter Weise ab. Das wenige Handgepäck, welches wir bei uns führten, wurde als zollfrei behandelt.

In dem Gebäude befand sich eine Abteilung Soldaten, welche den Wachtdienst verrichten sollte. Es waren sämtlich Schwarze und Farbige, die noch im jugendlichsten Alter standen und unter Scherzen und Lachen mit dem Gewehre spielten. Sie gehörten zu der Milizgarde des Präsidenten Peixoto und waren gerade dabei, sich im Militärdienst zu „üben“. „Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein, fest steht und treu die Garde dein . . .“ dachte ich, und bahnte mir mit meinen Begleitern einen Weg ins Freie.

Wir befanden uns auf der Praça de Harmonia, bestiegen einen „Bond“ und fuhren nach dem Geschäftsviertel der Stadt, in welchem auch die Behausung des Herrn M. lag. Da diese verschlossen war, wurde die junge Gattin des Herrn M. vorläufig in der Familie eines befreundeten deutschen Arztes, Herrn Dr. H., untergebracht, während Herr M., da es mittlerweile dunkel geworden war, mich in ein grösseres, brasilianisches Hotel führte. Dort liess er mich zurück, nicht ohne telephonisch einen Geschäftsfreund, Herrn St., herbeigerufen zu haben, der mir als weiterer Führer zur Seite stehen sollte.

Dieser stellte sich pünktlich ein und schlug mir vor, nachdem ich ein wenig zu Abend gegessen, noch einen Spaziergang in den nahe gelegenen Passeio publico zu unternehmen. Ich ging mit Vergnügen auf den Vorschlag ein, um so mehr, als die Schwüle in dem Lokale fast unerträglich war.

Der Passeio publico ist die älteste öffentliche Promenade Rios. Er nimmt nicht gerade einen grossen Raum ein, ist aber ein wahres Paradies auf Erden. Die Natur hat sich hier mit der Kunst verbunden, um einen Garten, einzig in seiner Art, zu schaffen. Prachtvolle, alte Bäume, der Manga- und Jacca-Art angehörend, bilden gleichsam den Grundstock der Anlage, um den herum es in tausend Formen und Arten grünt und blüht. Lianen bilden ein zusammenhängendes Netz von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch, herrliche, riesige Palmen und Bananen

stehen, bald vereinzelt, bald in malerischen Gruppen, da; Kakteen in den sonderbarsten Formen, die den Gesetzen der Regelmässigkeit Hohn zu sprechen scheinen, aber alle mit wunderbaren roten oder gelben Blüten, recken sich hier haushoch in die Höhe, dort ziehen sie sich schlangengleich an dem Mauerwerk hin; die schönste der Blumen, die „Königin der Nacht“, hier öffnet sie unter freiem Himmel ihre weissgelbe Strahlenkrone. Dichtes Buschwerk wirft seinen Schatten auf die Wege, bald durch die Pracht der Blüten, bald durch die Form und Farbe der Blätter ausgezeichnet. Blattpflanzen, wie die Begonia rex, samtartige, gestreifte Maranten, Nesselarten aller Farben, bunt gesprenkelte Kaladien und wie sie alle heissen, fassen die Ufer des Bächleins ein, das sich mit leisem Gemurmeln durch den Garten hindurchwindet, oder bilden harmonisch schöne Gruppen.

Lautlos schritten wir durch das Dunkel des Parkes dahin und waren im Begriff, die hohe Terrasse zu besteigen, welche den Park von der Meeresbucht abschliesst und gerade zur Abendzeit den schönsten Platz von Rio bildet, als rauhe Soldatenlaute uns aus träumerischer Stimmung herausrissen: „Quem è? Volta!“ („Wer da, zurück!“). Gleichzeitig sperren mehrere Bajonette den Weg.

„Gute Freunde Peixotos!“ erwiderte mein Begleiter, zog mich aber zu gleicher Zeit zurück und wir verschwanden wieder im Schatten der Gebüsch.

Der leidige Krieg! Der Uferrand der Bai war überall mit Soldaten besetzt, welche ebenso die Vorgänge auf dem Wasser beobachten, wie Annäherungsversuche der Bevölkerung an das Ufer verhindern sollten. War doch der Aufenthalt daselbst bei Nacht in der That lebensgefährlich. Schon hörten wir die ersten Schüsse von der Bai herüber knallen und dieser Umstand, wie auch die Dünste, die vom Ufer heraufzogen und sich feucht und schwer auf die Brust legten oder zu legen schienen, nötigten uns umzukehren und unsere Behausung aufzusuchen.

Nach noch kurzem Beisammensein zog sich mein freundlicher Cicerone in seine an der Rua Cattete gelegene Wohnung zurück.

Mein Hotel hatte sich ursprünglich in einem benachbarten, hohen und mächtigen Gebäude befunden. Da dasselbe aber den feindlichen Geschossen zu sehr ausgesetzt und in der That wieder-

holt von denselben heimgesucht worden war, wurde es von Gästen gemieden und infolge dessen in das jetzige niedrigere und geschütztere Haus verlegt. Übrigens dürfte ich auch hier der einzige Gast gewesen sein, eine Annahme, die durch die Höhe der Rechnung, welche mir am anderen Morgen zu teil wurde, gerechtfertigt zu werden schien. Der einzelne Gast musste während der bösen Zeit des Stillstandes im Fremdenverkehr eben für die Unterhaltungskosten des Hotels aufkommen.

Nun, über Zimmer und Lager hatte ich nicht zu klagen. Das Zimmer lag ein Stockwerk hoch an einer Ecke und hatte nach zwei Seiten hin Fenster- und Thüröffnungen, bot also der Nachtluft ungehindert Einkehr.

Ich stand noch lange auf dem Balkon und schaute auf das geschäftige, nächtliche Leben und Treiben der Tropenhauptstadt nieder, bis ich des Eindrucks genug hatte.

Das sich durch grossen Umfang auszeichnende Lager war vollständig mit einem Moskitonetz umgeben, so dass ich also gegen diese lästigen Plagegeister gesichert war. Die Fenster liess ich geöffnet, so gewagt auch das Experiment war.

Hiess es doch allgemein, dass jeder Fremdling, der zum ersten Male während der Fieberzeit in den niederen Stadtteilen von Rio nächtigt, fast unfehlbar ein Opfer des gelben Fiebers würde! Mir erschien das übertrieben und furchtlos begab ich mich zur Ruhe. Doch beschäftigten sich meine Gedanken unwillkürlich mit der gefürchteten Krankheit, die eben wieder die unglückliche Bevölkerung der Stadt in schwerer Weise heimsuchte. Was der Seuche Ursprung und Wesen, was ihrer Entwicklung und Ausbreitung förderlich ist, entzieht sich im allgemeinen bis heute noch der Kenntnis der medizinischen Welt. Forschungen sind natürlich vielfach darüber angestellt worden und werden noch immer auch mit Erfolg fortgesetzt. Dass wir es mit einer ansteckenden, infektiösen Krankheit zu thun haben, steht wohl ausser Zweifel. Woran aber der Infektionsstoff gebunden ist, ob an feste oder flüssige Körper, wie der Kommbazillus bei der asiatischen Cholera, der Typhusbazillus und andere, oder an gasförmige Körper, an die Luft, an die Ausdünstungen der sumpfigen Erde — das wissen wir nicht.

Die einen behaupten, nur diejenigen, welche sich einen

Diätfehler haben zu schulden kommen lassen, welche sich im Essen und besonders im Trinken unmässig benommen, welche im Genuss von Obst, besonders von Mangafrüchten, unvorsichtig gewesen, seien der Gefahr zu erkranken ausgesetzt, andere behaupten, dass Fieber sei nur in der sumpfigen und angeschwemmten Niederung zu Hause, und man könne sich absolut schützen, wenn man höher gelegene Gegenden aufsuche, wieder andere halten nur die Nachtluft für schädlich, manche sind der Überzeugung, das Berühren des Erkrankten und seiner Bettwäsche erzeuge wiederum Fieber, und viele haben mir versichert, nur der Atem des Kranken enthalte das ansteckende Gift.

Wie dem allen sein mag, den Forschungen der Fachmänner wird es früher oder später sicher gelingen, die wahre Natur dieser Geissel der Menschheit zu erkennen und damit auch die Mittel zu gewinnen, ihr energischer entgegenzutreten zu können, als es bis heute möglich ist.

Nur unsere schwarzen Mitmenschen dürfen sich rühmen, der Krankheit gegenüber immun zu sein, d. h. von ihr nicht befallen werden zu können, was man aber sonst von Immunität sprach, hat sich grösstenteils als haltlos erwiesen. Frauen und Kinder sind der Erkrankung ebenso gut ausgesetzt, wie die Männer. Fremde, besonders wenn sie im jugendlichen Alter stehen und noch Neulinge im Lande sind, gehören zweifellos zu den am meisten zur Erkrankung Disponierten. Und unter diesen ist wieder die Besatzung der Schiffe am schlimmsten daran, welche nahe an den Ufern der infizierten Häfen haben anlegen müssen: häufig stirbt die ganze Mannschaft aus! Es giebt aber auch Jahrgänge, in welchen der einheimische, an das Klima gewöhnte Brasilianer der Erkrankung viel mehr ausgesetzt ist, wie der Fremde.

Das einmalige Überstehen des Gelbfiebers schützt nicht sicher vor einer Neuerkrankung: es sind Fälle beobachtet worden, in welchen die Betreffenden die Krankheit sieben Mal und darüber glücklich überstanden haben.

Nicht bloss in den Niederungen, an der Meeresküste, ist das gelbe Fieber zu Hause, auch im Binnenlande, selbst auf Hochebenen ist es beobachtet worden, und zwar nicht bloss in vereinzelt, verschleppten Fällen, sondern in schweren, ausgebreiteten

Epidemien, wie in Cantegallo, Rezende und Campinas in der Provinz São Paulo.

Die Krankheit ist noch gar nicht so sehr lange in Rio heimisch. Im Sommer 1849/50 wurde sie durch ein Schiff von New Orleans hier eingeschleppt und fand hier fruchtbaren Boden. Doch nicht jedes Jahr trat sie auf. Zur Zeit der Drainierung des Untergrundes der Stadt, in den Jahren 1863—68, schien sie die Gegend für immer verlassen zu haben, und schon begann man sich in Sicherheit zu wiegen, als sie von neuem auftrat, heftiger wie zuvor. Ein Schreckensjahr war das Jahr 1873, in welchem 10 000 Menschen durch die Krankheit hinweggerafft wurden!

Seitdem erscheint der Würgengel alljährlich mit Beginn des Sommers und verlässt die Stadt erst im Juli, wenn die kältere Jahreszeit die Herrschaft angetreten.

Schnell pflügt ihr Verlauf zu sein. Im Gefühle seiner Gesundheit freut sich der Mensch des Lebens und streckt behaglich des Abends seine Glieder zur erquickenden Ruhe nieder. Plötzlich packt ihn kalter Frost und schüttelt ihn, dass die Kiefer aufeinander schlagen. Und dann übergiesst siedende Hitze seinen Körper und weicht nicht mehr aus ihm. Der Kopf will zerspringen von innerem Druck und heftige Schmerzen in Hüften und Kreuz machen dem Kranken jede Lage zur Qual. Gewaltige innere Unruhe verzehrt den Unglücklichen, aber er vermag die schlaffen Glieder nicht zu rühren. So vergeht der erste Tag. Hohes Fieber kennzeichnet auch den zweiten Tag, aber die Schmerzen lassen nach, der Kranke wird ruhiger. Das Weiße im Auge, die Haut am Körper pflügt sich durch den Gallenfarbstoff gelb zu färben. Der dritte Tag bringt meist die Entscheidung: entweder die Wendung zum besseren unter profusum Schweissausbruch, oder zum schlimmen; schwarze Flecken am Halse, Erbrechen dunkler, blutiger Massen, Bewusstlosigkeit sind die ominösen Anzeichen der begonnenen Blutersetzung.

Die Statistik weist nach, dass von den am Gelbfieber Erkrankten in den Hospitälern etwa 30%, in Privatbehandlung ca. 20% zu Grunde gehen. Wer die Krankheit glücklich übersteht, pflügt sich bei Vorsicht in der Lebensweise rasch und vollständig zu erholen. Es bleiben nicht wie bei dem Tropen-Typhus, mit

dem das gelbe Fieber sonst viel Ähnlichkeit besitzt, nachteilige Folgen noch lange Zeit zurück.

Als volkstümliche Schutz- und Heilmittel gegen das Fieber gelten von jeher Ableitungsverfahren und Schweiss erregende Aufgüsse.

Ich selbst würde, falls ich Fieberkranke an Bord bekommen sollte, diese Hausmittel keineswegs ausser acht lassen, ausserdem aber in erster Linie reichlich starken Wein, sowie möglichst hohe Gaben unserer modernen Fiebermittel zur Anwendung bringen. Zweifellos wird ein echtes Schutz- und Heilmittel noch erfunden werden.

Alle diese Gedanken wälzte ich im Kopfe herum, während ich auf den Schlaf wartete.

„Bum!“ erdröhte es plötzlich vom Hafen her. Kleingewehrfeuer aus nächster Nähe antwortete. Das Schiessen hatte wieder begonnen und währte die ganze Nacht, wurde selbst am anderen Tage, es war ein Sonntag, noch fortgesetzt. Unheimlich hörte sich besonders das Zischen der Granaten an, die, wie ich später erfuhr, vom rebellischen Fort Villegagnon aus abgefeuert worden. Aber auch das Pfeifen der Gewehrketten war eine ungemütliche Musik. Dieser Kleinkampf wurde zwischen der aufständischen Insel das Cobras und dem Marinearsenal geführt.

Ich gewöhnte mich bald an den Kriegslärm und schlief ruhig ein. Nach mehreren Stunden erwachte ich und fühlte — ziemlich heftige Kopfschmerzen. Oho, Fieber? Ich untersuchte Puls und Herzthätigkeit: alles in Ordnung. Beruhigt kleidete ich mich an und begab mich hinunter in den Hausflur, der seiner relativen Kühle wegen gleichzeitig auch als Gastzimmer eingerichtet war. Bald erschien auch mein freundlicher Führer wieder und wir begannen unsere Wanderungen und Studien in der Stadt. Hierbei stattete ich nochmals der Familie des erwähnten deutschen Arztes einen Besuch ab und wurde überaus herzlich aufgenommen. Dr. H. ist schon längere Zeit in Rio ansässig und hat sich dort einen grossen Wirkungskreis erworben. Seine Behausung lag nahe den gefährdetsten Punkten der Stadt. Dicht davor breiteten sich die Gebäude des Zollhauses aus, etwas seitwärts befand sich das Marinearsenal und schräg gegenüber, nur durch einen schmalen Wasserarm getrennt, erhob sich die den Revolutionären gehörende Ilha das Cobras.

Von dieser Insel wurde beständig auf das Ufer herübergeschossen und manche Kugel hatte sich schon in die Wohnung des Arztes verirrt. Ich selbst hatte Gelegenheit, mich von der Durchschlagskraft der modernen Geschosse zu überzeugen. Eine Kugel aus einem englischen oder amerikanischen Magazingewehre, mit denen ein grosser Teil der brasilianischen Armee ausgerüstet ist, schlug durch das starke Drahtgitter vor dem Fenster, durchbohrte den hölzernen Fensterladen, dann eine starke Zimmerthür, die zufällig offen stand, fuhr in eine Steinwand, prallte an dieser ab, nachdem sie eine rinnenförmige Furche gerissen und schlug schliesslich in eine zweite starke Thür, in welcher sie stecken blieb. Sie hatte in dem Zimmer einen fast kreisförmigen Weg genommen.

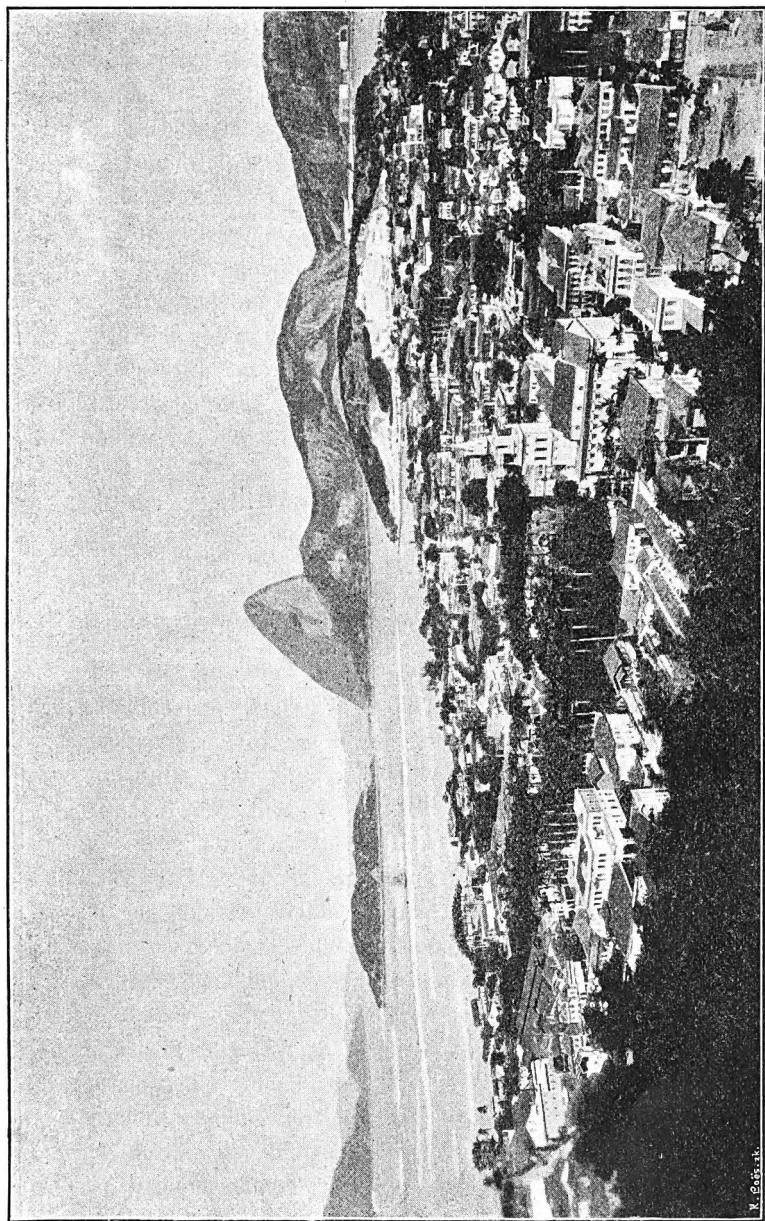
Vom Zollhause und dem Arsenal aus wurde fleissig geantwortet. Die Truppen hatten aus Sandsäcken hohe Schutzwehren aufgebaut und knallten hinter dieser Deckung hervor lustig in die Winde. Von regelrechtem Kommandieren und Zielen war keine Rede, es schoss jeder nach Belieben, bis es mit den Patronen zu Ende ging.

Hin und wieder erdröhte ein mächtiger Kanonenschuss und manche Kugel sahen wir in das Wasser fallen und somit ihren Beruf verfehlen oder knatterte das hellere Geräusch einer Mitrailleuse dazwischen.

Es war bedenklich, dem kriegesischen Schauspiele lange zuzuschauen und wir zogen uns daher von den Fenstern zurück.

Mit dem „gemüthlichen“ Plätzchen übrigens, in dessen Nähe ich stand, hatte sich bereits die hohe Diplomatie beschäftigt. So schreibt der Kapitän z. S., H., Kommandant des Kreuzers „Arkona“, an das deutsche Reichs-Marineamt folgendes:

„Da die Insel das Cobras mit ihren Geschützen und Gewehren die gegenüber liegenden Stadttheile, das Arsenal da Marina, das Zollhaus und andere wichtigen Punkte Tag und Nacht unter Feuer hält, so ist der Verkehr mit dem Lande für die Kriegsschiffe fast gänzlich abgeschnitten, denn die Regierung beharrt trotz wiederholter Anfragen dabei, den Booten der sämtlichen anwesenden Kriegsschiffe nur das Landen am Arsenal da Marina zu gestatten, womit wohl der Zweck verfolgt wird, die Boote der Kriegsschiffe als Schutz gegen die Angriffe der Revolutionäre



Blick auf den Eingang in die Bai von Rio de Janeiro.

zu benutzen. Die vereinigten ältesten Kommandanten haben das diplomatische Korps nochmals dringend ersucht, durch Verhandlungen mit der Regierung diesem Übelstande möglichst umgehend abzuhelfen, da seit geraumer Zeit weder Proviant an Bord geschafft, noch irgend jemand ohne Gefahr für sein Leben an Land geschickt werden kann.“

Der Platz, sowie die gewöhnliche Landungsstelle an der Praça Dom Pedro II., nur wenige Minuten vom Marinearsenal entfernt, waren dem Verkehr noch immer verschlossen. Doch hatte, wie oben erwähnt, die Regierung eine andere Stelle weiter oberhalb der genannten Punkte, an der Praça da Harmonia, für Landungszwecke eingerichtet. Der Verkehr der Handelsschiffe wenigstens konnte, dank besonders dem energischen Eingreifen der deutschen Marine, einigermassen ungehindert stattfinden.

9. Kapitel.

Einiges über Rios Bewohner und Einrichtungen.

Rio ist eine der interessantesten Städte der Welt. Nicht die wunderbare geographische Lage allein ist es, was die Stadt so anziehend macht: es sind ihre Bewohner, ihr Strassenleben, ihre kulturelle und politische Geschichte.

Nach der Zählung von 1890 hatte Rio 515559 Einwohner; davon waren 322293 Weisse, 111967 Mulatten, 64035 Neger und 27264 Cabochos, das sind Abkömmlinge von Indianern. Welch' ein buntes Gemisch von Typen, Farben, Sprachen und Trachten giebt diese Zusammenstellung!

Dieses Gemenge der verschiedensten Menschenrassen wogt in den Strassen Rios hin und her und giebt dem Leben auf ihnen ein eigenartiges Gepräge, wie es nicht in vielen Orten der Welt zu beobachten ist.

Bedenkt man, wie eng die Strassen des zentralen Rio gebaut sind, wie die Hälfte der schmalen Strassen von den Bonds in Anspruch genommen wird, wie lebhaft der Brasilianer gestikuliert, dann wird man sich von dem zusammengedrängten Verkehr einen Begriff machen können.

Das Trambahnwesen ist auf eine Stufe von Vervollkommenung gediehen, wie sie in Europa schwerlich bekannt ist. Keine Strasse und keine Gasse, die nicht ihr Pferdebahngleise hätte, ausser, es wäre ausdrücklich verboten worden, eine Bahn auf ihr anzulegen.

Die Verkaufsläden im Geschäftsviertel sind mit kostbaren Luxusgegenständen angefüllt, die mit Vorliebe „aus Paris“ bezogen worden sind. Der Brasilianer schätzt Luxuriöses höher wie Nützliches, er prunkt gern nach aussen und ohne blitzende Diamanten und goldene Ringe geht niemand auf die Strasse.

Die Läden und Geschäftshäuser sind den ganzen Tag über geöffnet, so dass man das Innere vollständig übersehen kann. Die Magazine der Importhäuser sind meist schmal, aber sehr tief und ähneln mehr gewöhnlichen Lagerräumen, als Kontoren und Verkaufsläden.

Das Pflaster auf den Strassen und Trottoirs ist sehr geringwertig; werden doch die Fusssteige für den Wagenverkehr ruhig mit benutzt. Auch die Geleise für die Pferdebahnen sind auf vielen Strassen dicht an das schmale Trottoir gelegt worden, so dass der Fussgänger allen Grund hat, die gespannteste Aufmerksamkeit auf seine Umgebung zu richten.

Die Hauptstrassen sind mit zahlreichen Gasbögen überspannt, die an bestimmten Festtagen erleuchtet werden und dann einen grossartigen Effekt erzielen.

Aus den offenen Cafés und Restaurants ertönt Harfen- und Mandolinenspiel herumziehender Italiener, das immer gern gehört wird.

An einigen Häusern ballen sich die Menschenmassen zu Knäueln zusammen. Entweder befinden wir uns vor der Expedition einer Zeitung, die soeben ihre jüngsten Nummern herausgibt, oder wir hören einen Ausrufer, der in leidenschaftlicher Weise seine Loose verkauft, oder wir stehen vor einem Auktionslokal, in welchem eben die Wohnungseinrichtung eines in missliche Verhältnisse Gerathenen versteigert wird.

Kaum trittst du ein, so hat dich der Ausrufer auch schon entdeckt, und wenn dir nicht ein Gegenstand aufgebürdet werden soll, so mache dich nur schnell von dannen.

Ausrufer sind auch auf der Strasse in hellen Mengen vor-

handen, die auf seltsam geformten Ständern entweder Leckereien oder Blumensträusschen anbieten, welche bei den Einheimischen reissenden Absatz finden.

Mitten durch das bunte Treiben aber sausen die vollgefüllten Bonds, ohne Unterbrechung Fahrgäste absetzend und Fahrgäste aufnehmend.

Der Lärm geht die Nacht durch, da frische, neue Elemente die müde Gewordenen ablösen, und wird am anderen Morgen mit erneuter Kraft fortgesetzt.

Bei Beginn der Melloschen Revolution hatte dieses Strassenleben Rios allerdings einen harten Stoss erlitten. Man gewöhnte sich aber an den neuen Zustand und der leichte Sinn des Brasilianers kam wieder zum Durchbruch: in seinen kleinen Genüssen und Vergnügungen lässt er sich nur ungern stören.

Anders freilich, wenn eine ernstere Gefahr eintritt; da bemächtigt sich des „Fluminenser“, wie der Bewohner Rios spottweise genannt wird, blasser Schrecken und eine allgemeine Panik greift schnell um sich. Im äusseren Verkehr unter sich und besonders mit dem Fremden ist der Brasilianer von äusserster Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit. Nicht bloss der Vornehme und Gebildete, nein, der niederste Arbeiter und Laufbursche setzt dich durch seine bescheidene, freundliche Höflichkeit in Erstaunen. Auch die Tugend der Gastfreundlichkeit ist dem Brasilianer im höchsten Grade eigen. Man kann, zumal auf dem Lande, in jedes beliebige Haus eintreten und um Unterkunft bitten, stets wird man freundliches Gehör finden.

Was die öffentlichen Einrichtungen Rios anlangt, so stehen dieselben natürlich hinter denen der europäischen Grossstädte zurück, müssen aber doch im allgemeinen als gute bezeichnet werden. Es haben hier eben die Ausländer die Hand im Spiele.

Eisenbahnen, Gas- und Wasserleitungen, Elektrizitätsanlagen und vieles andere sind von Ausländern geschaffen worden und zum Teil in ihrem Besitz.

Ganz vorzüglich sind die öffentlichen Schulen, deren Besuch vollständig frei ist, die Feuerwehr und die Krankenhäuser Rios. Das Lazarett der Misericordia ist eines der grössten in der Welt. Die Leitung des Leprahospitals ist dem erwähnten deutschen Arzte Dr. H. übertragen worden.

Die Geschichte Rios geht bis in das 16. Jahrhundert zurück. Zwei Portugiesen, Gonçalo Coelho und Americo Vespucci fuhren am 1. Januar 1502 in die Bai ein, welche sie für eine Flussmündung hielten, und nannten sie Januarsfluss, Rio de Janeiro. Die erste europäische Ansiedelung aber wurde von dem Franzosen Durand Villegagnon auf der nach ihm benannten Insel im Jahre 1555 gegründet. Später wurden die Franzosen wieder von den Portugiesen, die in Bahia bereits ein Gouvernement eingerichtet hatten, vertrieben und zur Stadt St. Sebastian, dem heutigen Rio, der Grund gelegt.

Während im übrigen Brasilien während der folgenden Jahrhunderte Kämpfe mit den Indianern, Franzosen, Holländern und im eigenen Lager wüteten, entwickelte sich Rio dank seiner ausgezeichneten Lage von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr, ein Fortschritt, an welchem damals die Jesuiten nicht geringen Anteil hatten, bis es im Jahre 1763 zum Sitz der portugiesischen General-Regierung Brasiliens an Stelle Bahias gewählt wurde. Unter der Verwaltung von Vizekönigen nahm die Weiterentwicklung der Stadt ihren langsamen aber stetigen Gang.

Von der grössten Bedeutung für Rio aber wurde das Jahr 1808. Die portugiesische Königsfamilie war von Napoleon vertrieben worden und flüchtete sich auf brasilianischen Boden. Eine neue Ära begann. Die Häfen Brasiliens, die bisher nur dem Mutterlande zugänglich waren, wurden allen befreundeten Völkern geöffnet, das Land selbst im Jahre 1815 zum Königreich erhoben.

Durch die hochgebildete Erzherzogin Leopoldine, eine Tochter Maria Theresias, welche sich dem Kronprinzen Dom Pedro vermählte, wurde die Anregung zur wissenschaftlichen Erforschung des bis dahin verschlossen gebliebenen, ungeheueren Reiches gegeben. Deutsche und Schweizer begannen Niederlassungen zu gründen und auch das Innere des Landes wurde für die Kultur gewonnen.

Das Land wurde stark genug, um nicht den brennenden Wunsch in sich aufsteigen zu lassen, sich auf eigene Füße zu stellen.

Es kam der Tag, an welchem der Kronprinz selbst sich an die Spitze der revolutionären Bewegung stellte und am Ypirangaflusse bei St. Paulo die Parole: „Unabhängigkeit oder Tod“ ausgab. Am 12. Oktober 1822 wurde er in Rio als Dom Pedro I.

zum konstitutionellen Kaiser ausgerufen. Seinem Sohne, dem Kaiser Dom Pedro II., war es vorbehalten, über das Land eine lange, reich gesegnete Regierung zu führen.

Während dieser Zeit erstarkte das Reich nach innen und aussen; in vorsichtiger, langsamer, dem Charakter des Volkes entsprechender Weise wurden Reformen eingeführt und Brasilien fühlte sich wohl dabei.

Der 15. November 1889 brachte eine neue Epoche; es wurde anders, aber nicht besser. Die Umsturbewegungen rühren das der Ruhe bedürftige Land von Grund auf und hemmen nicht allein seine Weiterentwicklung, sondern bringen es in jeder Beziehung herunter.

Der ehrliche, verständige Brasilianer aber ruft ungeduldig aus: „Quousque tandem, Mello, abutere patientia nostra?“ ...

10. Kapitel.

Petropolis.

Wie Potsdam zu Berlin, wie Blankenese zu Hamburg, Klampenborg zu Kopenhagen, so verhält sich Petropolis zu Rio: es ist die Sommerfrische der Residenzler. Der Kaiser Dom Pedro II. pflegte mit seiner Familie während der Sommermonate dort seinen Wohnsitz aufzuschlagen, und wem irgend es die Mittel erlaubten, machte sich mit seinen Angehörigen ebenfalls dorthin auf, sobald die Strahlen der Tropensonne allzu drückend wurden, und der böse Gast, das Gelbfieber, in Rio seinen Einzug nahm. Der Geschäftsmann wusste seine Familie oben in Sicherheit, und er selbst pflegte allabendlich sein Kontor zeitig zu schliessen und sich nach Petropolis zu begeben, um dort die Nacht zuzubringen und am nächsten Morgen wieder in die Stadt und die Geschäftsräume zurückzukehren. So ging die heisse Zeit dahin, und nach einigen Monaten kehrten die meisten wieder in die Hauptstadt zurück.

Jetzt hat sich die Sachlage wesentlich geändert. Der Sturm der politischen Umwälzungen ist über das Land dahingebraust und hat manche bestehenden Verhältnisse zerrissen, manche ge-

wohnte Einrichtung umgestossen und vieles Neues, aber noch nichts Besseres gebracht.

Die beiden Schaufelrad-Dampfer, welche den Verkehr zwischen Rio und Petropolis zu vermitteln pflegten, liegen seit Ausbruch der diesmaligen Revolution abseits im Hafen von Rio und schauen stumm dem sonderbaren, kriegerischen Treiben der Menschen zu.

Die Lokomotive hat an Stelle der Barke treten müssen.

Die Bahnverbindung mit Petropolis erfolgt nur zweimal täglich. Um den Nachmittagszug benutzen zu können, begab ich mich mit meinem Begleiter gegen 4 Uhr auf den Zentralbahnhof.

Derselbe liegt auf dem St. Annaplatze in der Nähe des Kriegsministeriums und der grossen Kaserne, vor welcher im Jahre 1889 die Revolution ausbrach und die Republik erklärt wurde. Das Bahnhofsgebäude bietet an sich nichts Bemerkenswertes; es ist für den grossen Verkehr, wie er in Friedenszeiten herrscht, auch bereits zu klein.

Die Hauptlinie von Rio aus ist die Bahn nach St. Paulo, die erst im Jahre 1877 fertig gestellt worden ist. Früher ging der Güter- und Personenverkehr zu See nach Santos und von da mit einer englischen Bahn nach St. Paulo hinauf.

Für den Fremden ist es nicht immer leicht, sich in dem Billetwesen auf den Bahnen zurechtzufinden. In den Stationen sind die gewünschten Billets häufig gar nicht vorhanden. In diesem Falle giebt der Beamte irgend eine Fahrkarte, wie sie gerade vorrätig ist, und mit diesem Billet fährt man wohlgemut seinem Ziele entgegen. Ich erhielt sowohl hier in Rio, wie auch später in Petropolis, Karten mit Stationsnamen, die mir gänzlich unbekannt waren. Auch kommt es vor, dass man überhaupt ein Billet nicht erhält; man bezahlt alsdann dem Schaffner, was er verlangt.

Die Personenwagen sind meist nach nordamerikanischem System eingerichtet, sogen. Durchgangswagen, nach beiden Seiten vom Mittelgang hin mit geflochtenen Rohrsitzen, deren Rückenlehnen beweglich sind. Sie sind sehr lang und für 50—60 Sitze eingerichtet. Die Zugbeamten tragen keine Uniform, im besten Falle haben sie eine verschossene Dienstmütze auf dem Kopfe.

sehen aber im übrigen ausserordentlich reduziert aus. Doch zeichnen sie sich durch ein höfliches und bescheidenes Betragen aus.

Die unruhigen, politischen Verhältnisse brachten es mit sich, dass der Reiseverkehr nicht ohne Hindernisse von statten ging. An allen Stationen waren seitens der Regierung Militärwachen aufgestellt, welche die Reisenden zu beobachten hatten. Ich war mit den nötigen Papieren, die das deutsche Konsulat in Rio ausgestellt hatte, wohlversehen und konnte somit ungehindert meine Wege gehen.

Wir stiegen in einen Vorortszug, welcher, da es Sonntag Nachmittag war, mit Ausflüglern reich besetzt wurde. Die meisten fuhren nach den Rennplätzen, deren es ausserhalb der eigentlichen Stadt viele giebt. Für öffentliche Schausstellungen, namentlich aufregender Natur, wie Wettrennen, Stierkämpfe u. s. w. hat der Brasilianer dasselbe leidenschaftliche Interesse wie alle Südvölker.

Es war eine bunte Gesellschaft, in deren Mitte wir sassen. Vor mir freuten sich zwei junge, grell gekleidete und reich geschmückte Mädchen, das eine von kohlschwarzer, das andere von zitronengelber Hautfarbe, der Sonntagsfahrt, neben mir unterhielten sich in lebhafter Weise einige braune Nationalgardisten, indem sie ihre in schmutzigen Papierzetteln bestehende Löhnung überzählten, dort sass ein Engländer steif in seiner Ecke, da hatte sich eine ganze portugiesische Familie breit gemacht; eine schwarze Dame von ungeheuerem Umfange lächelte behäbig vor sich hin, Knaben von 10 Jahren zündeten sich ihre Zigaretten in Maisblättern an und ernste Männer von Ebenholzfarbe bis zum hellen Braun lasen mit Hilfe von Augengläsern in den Tagesblättern.

Das Reisen mit den „Vorortszügen“ ist ausserordentlich wohlfeil. Man kann eine Strecke von etwa 5 deutschen Meilen für den Preis von 300 Reis in I. Klasse zurücklegen, d. h. für nicht ganz 30 Pfennige! Daher aber auch ihre enorme Benutzung. Die Bahn macht glänzende Geschäfte.

Mehrere Stationen hatten wir bereits in eiligem Fluge zurückgelegt, als mein Begleiter mich zum Aussteigen aufforderte. Wir waren bei der Station St. Franzisko-Xavier angelangt. Dort nimmt die Bahnlinie nach Petropolis und weiter hinaus ihren

Anfang. Ein Holzschuppen diente als Billetraum und Wachtstube. Meine Papiere wurden vom wachthabenden Offizier geprüft, und ich konnte ungehindert den Zug besteigen, während mein Führer nach freundlicher Verabschiedung den Rückweg antrat. Der Zug war mässig besetzt, das Hauptkontingent der Reisenden stellten Soldaten, welche vielleicht erst jüngst eingezogen worden waren.

Pünktlich setzte sich der Zug in Bewegung und nahm auch bald eine sehr rasche Gangart an. Bisher waren wir durch Gärten und Anlagen von üppiger, tropischer Pracht gefahren, jetzt näherten wir uns der offenen Ebene, einer sumpfigen Niederung von ausserordentlich ungesundem Charakter. Doch war die Niederung von einigen Hügelketten durchzogen, auf denen sich menschliche Ansiedelungen befanden.

Die Spitze eines ziemlich hohen, isoliert aufragenden Hügels krönte ein Kirchlein. Wenn nicht schlanke Königspalmen das Gemäuer eingerahmt hätten, würde man vermeint haben, eine Kapelle in Oberbayern oder Tirol vor sich zu sehen, so sehr erinnerte Bauart und Charakter des Gebäudes an jene frommen Länder.

Es war eine Wallfahrtskirche, die Penha, und alljährlich, gegen Ende Oktober, strömen hier Tausende zusammen, um das Penhafest zu begehen.

Auf den Knien rutschen die Gläubigen die in den Fels gehauenen Stufen hinauf, um ihr Gelübde zu lösen oder heilkräftige Gegenstände zu kaufen oder solche der Kirche zu weihen. Doch nicht der kirchlichen Feierlichkeit wegen haben sich die Tausende versammelt und Festesschmuck angelegt: zu rauschendem und tollendem Vergnügen sind sie hier zusammengekommen. Die Männer haben sich grosse, mit Wein gefüllte Ochsenhörner und Ketten aus rundem Backwerk, den „Roscas“, um den Hals gehängt, die Weiber ihren reichsten Schmuck angelegt.

Rasch werden auf der Ebene am Fusse des Hügels aus Buschwerk Hütten errichtet und Lagerfeuer entzündet. Ein allgemeines Schmausen beginnt, und der Wein fliesst in Strömen. Heiterer Gesang ertönt überall. Doch bald mischt sich ein greller Misston in die lustigen Akkorde, zornige Ausrufe erschallen und Streit entspinnt sich. Die Köpfe sind erhitzt, die Sinne berauscht,

die Leidenschaft des Südländers bricht mit elementarer Gewalt durch, schon fliesst Blut, und dort sinkt, das Dolchmesser in der Brust, ein trunkener Schwarzer zu Boden, nicht ohne seinem Gegner noch mit letzter Kraft seine Klinge in den Hals zu stossen, so dass auch er röchelnd zur feuchten Erde niederstürzt.

So endet regelmässig das Penhafest, und alle Jahre wiederholt sich dasselbe Schauspiel; denn das Fest erfreut sich beim Brasilianer der grössten Beliebtheit . . .

Auf der Station Penha war mehrere Minuten Aufenthalt. Sie war zu einem grösseren militärischen Lagerplatz umgewandelt worden. Soldaten stiegen aus und wurden von Kameraden auf dem Perron begrüsst. Einer der Krieger hatte auf jedem Arme ein kleines Baby im blossen Hemdchen und sah mit diesen Päckchen ungemein friedlich aus. Ein anderer ging mit der Dame seines Herzens am Arm spazieren — alles im Dienst!

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und rollte mit ungeheurer Geschwindigkeit durch die sumpfige Niederung, die streckenweise durch undurchdringlich dichtes Gestrüpp und Buschwerk unterbrochen war. Nur selten blickte die Hütte eines Schwarzen herüber, der es gewagt hatte, sich auf diesem unwirtlichen Terrain anzusiedeln und einige Bananen und etwas Gemüse zu pflanzen, oder tauchte die hohe, malerisch bekleidete Gestalt eines bewaffneten Reiters auf, der zu Jagd- oder zu Besuchszwecken sein Gehöft verlassen hatte.

Nach längerer Fahrt erreichten wir die Station Pilary, auf welcher wir warten mussten, bis der Gegenzug aus Petropolis den unserigen gekreuzt haben würde. Es wurde uns reichlich Gelegenheit geboten, das brasilianische Leibwort: „Paciencia“, „Geduld“, praktisch zu üben.

Restaurationen giebt es nur in den grossen brasilianischen Bahnhöfen, und auch in diesen werden von Getränken nur Kaffee, Limonaden oder Wein verabreicht. Wichtiger ist der Umsatz mit Tabak und Zigarren, die in unglaublichen Mengen von Gross und Klein und beiden Geschlechtern konsumiert werden.

Das „Büffet“ unserer Wartestation war in Gestalt eines Bogen Papiers auf der Erde ausgebreitet, eine dicke, fettglänzende Negerin kauerte daneben und bot einige halbfaule Früchte und fliegenumschwärmte Kuchen feil. In einem schmutzigen Gefässe

befand sich eine bräunliche Flüssigkeit. Als ein Durstender sich der Schwarzen näherte mit der Frage, ob sie ihn von ihrem „Kaffee“ ablassen wollte, wies sie ihn mit Entrüstung zurück und auf einen Schöpfeimer hin, der melancholisch in der Nähe stand und an dessen Inhalt sich eben ein zottiger Köter labte. Der Mann verzichtete und behielt seinen Durst.

Nach 1½ stündigem Warten kam endlich der ersehnte Zug herangebraust, und nun konnte es weiter gehen.

Die Gegend nahm allmählich einen freundlicheren Charakter an. Hügel und Berge drängten sich heran, der Ansiedelungen wurden mehr und etwas Ordnung in Feldern und Wäldern liess sich wahrnehmen.

Das Buschwerk freilich wurde immer undurchdringlicher. Mangrovestrauch an Mangrovestrauch, durch Schlingewächse aufs innigste verknüpft; dort prachtvolle Phyllodendren, hier ein Busch Sagopalmen, wilde Bananen, da ein ganzes Feld Farnbäume, herrliche, ungeheure Blattkronen auf meterhohen, dicken Stämmen, alles ineinander und durcheinander verwachsen. Aber die Tierwelt fehlt. Nur bunte Kolibris beleben die heisse, feuchte Luft und huschen wie Schmetterlinge von Blume zu Blume, mit ihren feinen, langen Schnäbelchen kleine Käfer aus den Blütenkelchen hervorholend, und grosse bunte Falter flattern lautlos von Blatt zu Blatt.

Wir fuhren in ein weites Thal hinein. Immer höher stiegen zu beiden Seiten die Bergeszüge, immer schwärzer erschien der ewige Urwald, der sie bedeckte.

Zeitig ging das Tagesgestirn zur Rüste, schnell brach die Dunkelheit herein. In den Wagen wurde eine Art Beleuchtung angebracht, Öllampen, die gerade hell genug brannten, um seinen Nachbar unterscheiden zu können. Der Zug raste jetzt durch die Nacht dahin, als wenn es eine Wettfahrt gelte.

Draussen in der Natur aber hatte der helle Mondschein neues Leben entfacht.

Ein tausendstimmiges Zirpen und Rasseln und Summen und Quaken hatte sich wie mit einem Schlage erhoben und tönte aus dem finsternen Blattwerk herüber.

Aber was war das? Ein Feuerwerk mitten in der Wildnis?

Ja, ein glänzendes Gefunkel erhellte die Luft, strahlte aus dem feuchten Boden, durchglühte Bäume und Sträucher!

Es waren unzählige Scharen leuchtender Insekten. O Wunder der Tropennacht! — An eine andere seltsame Erscheinung erinnerte der Anblick: an das Schauspiel des Meeresleuchtens, gleich grossartig, in gleicher Weise die Sinne bezaubernd.

Hier wie dort sind Tierchen die Träger des Leuchtstoffes, hier die Vertreter der Insektenwelt, Schmetterlinge, Motten, Käfer, Würmer.

Ich erhielt später ein Würmchen zum Geschenk. Es war ein unscheinbares Tierchen, gänzlich dem Aussehen eines heimischen Holzwurmes entsprechend, wohlverwahrt in einer kleinen Holzschachtel. Der Geber riet mir, sorgfältig acht zu geben auf das Tierchen, das ein lebhaftes Freiheitsgefühl besässe. Äusserlich war an dem Wurm nichts besonderes wahrzunehmen. Sobald er aber im Dunkeln nur im geringsten etwa durch Berührung gereizt wurde, fing sein ganzer Körper an strahlend zu leuchten. Das ganze Tierchen verwandelte sich in eine winzige glühende Schlange, welche die Bewunderung aller, die es sahen, hervorrief. Hoherfreut verwahrte ich meinen Schatz wieder sorgsam in dem Kästchen und wickelte dasselbe zur Sicherheit noch mehrfach in einen Papierumschlag ein.

Als ich nach einigen Minuten nach dem Wurm sehen wollte, war das Kästchen — leer. Der Wurm war verschwunden, als wenn er sich in Atome aufgelöst hätte! Weder am Kästchen noch am Umschlag war das geringste zu bemerken, das auf eine Flucht hingedeutet hätte. Ein Zauberspiel!

Die Bewegung des Zuges wurde allmählich eine langsamere. Das Thal verengte sich auf beiden Seiten. Der Mondschein war hell genug, um noch die Umrisse der Berge unterscheiden zu können. Höher türmten sie sich auf, grotesker wurden ihre Gestalten. Nun ertönte ein langes, schrilles Pfeifen der Lokomotive, und bald hielt der Zug an. Wir waren auf der Station Raiz da Serra, d. h. Fuss des Gebirges.

Von hier führt nach dem hochgelegenen Petropolis eine Zahnradbahn nach dem Riegenbachschen System in 15 % Steigung. Die Passagiere mussten in den vordersten, eigenartig konstruierten Wagen umsteigen, eine starke Berglokomotive wurde hinten an-

geschoben und nach einigen Minuten Aufenthalt setzte sich der eigentümliche Zug in Bewegung.

Es erweckt in jedem, der zum ersten Male auf einer Bergbahn fährt, an sich ein eigenes Gefühl, sich auf einer steilen, schiefen Ebene fortbewegt zu wissen. Kommt aber die besondere Situation hinzu, in der ich mich befand, so wird es verständlich sein, wenn ich gestehe, dass sich meiner ein unbehagliches Gefühl, ein gewisses Grauen bemächtigte.

Ich befand mich in wildfremder Gegend, auf einem fernen Erdteile, unter Menschen, die eine andere Hautfarbe trugen, eine andere Sprache redeten, in finsterner Nacht, schwebend zwischen Himmel und Erde! Und wie schwach war es um die persönliche Sicherheit bestellt!

Alle die peinlichen Vorsichtsmassregeln und Sicherheitsvorkehrungen, die wir auf europäischen, und besonders auf deutschen Bahnen zu finden gewöhnt sind, hier kennt man sie kaum. Kommt man glücklich an das Ziel, so ist die Vorsehung eben hold gewesen.

Vor allen Dingen ist die technische Ausbildung der Zugbeamten eine bisher sehr mangelhafte. Es werden Leute in den Dienst gestellt, die von dem Eisenbahnwesen keine Ahnung haben. So wurde mir von durchaus glaubwürdiger Seite erzählt, dass einmal auf der an sich so gefahrvollen Strecke der Zahnstangenbahn, auf der ich mich eben befand, als Lokomotivführer ein — Taucher angestellt wurde. Gleich bei der ersten Thalfahrt sei aber der Taucher mitsamt der Lokomotive neben dem Bahndamm hinabgetaucht. Auf der an Krümmungen sehr reichen Strecke von Petropolis nach Ouro Preto in der Provinz Minas Geraes bekam ein gedienter Unteroffizier den Posten eines Lokomotivführers. Noch war er niemals auf der Strecke gefahren, kannte sie also nicht, da sollte er auch schon mit einem Personenzuge darauf losfahren. Es geschah, und bei der ersten grösseren Windung sauste der rasend dahineilende Zug aus dem Geleise heraus und die Böschung hinunter!

Noch ein anderer Umstand erregt bei dem Fremden Bedenken. Ein Herausbiegen des Kopfes aus dem Fenster — nur um ein wenig — kann sofort den Tod zur Folge haben. Der Damm ist so schmal und die bei Durchbrüchen geschaffene

Lichtung so eng, dass der Zug nur eben sich hindurchwinden kann und die Erdwände zu beiden Seiten oder vereinzelt stehende Felsblöcke die Seitenwandungen des Zuges fast berühren. Wehe dem Fahrgast, der davon nichts weiss und der sich einen Augenblick aus dem Fenster beugt, um die erhabene Szenerie um sich herum besser überschauen zu können! Sein Haupt wird erbarmungslos zerschmettert!

Nichts und niemand hat den Unglücklichen vorher gewarnt...

Einigemale hielt der Zug auf der Strecke, als wenn die Lokomotive sich ein wenig verschnaufen wollte, ehe sie sich weiterer Anstrengung unterzog. Ich benutzte diese Momente zur Umschau.

Der Mond hatte sich hinter den nordwärts gelegenen Bergen zurückgezogen; nur vereinzelt leuchteten die Sterne vom Firmament herab, das zum grössten Teile mit Wolken bedeckt war, aus den tiefen Schluchten und Gründen wallte dicker, schwarzer Nebel empor und hüllte die kahlen Felszacken, die himmelhoch vor uns aufstarrten, in Finsternis. Die Luft war kühl und feucht; ein fröstelnder Schauer überfiel mich Leichtgekleideten, und ich zog mich eilends wieder in das Innere des vielthürigen Waggons zurück. Die Maschine begann von neuem zu stampfen und zu stöhnen und mit mässiger Geschwindigkeit kletterte der Zug auf steiler Bahn weiter bergan. Ein eigenartiges Dröhnen und Rasseln gab kund, wenn wir über eine der schlanken, eisernen Brücken fuhren, welche die Schluchten und Rinnen überspannten. Dann hörten wir auch die Wässer rauschen, wie sie von Stein zu Stein springend zu Thale hinabeilten.

Plötzlich vermehrte der Zug seine Geschwindigkeit, wir fühlten, dass er auf ebener Fläche dahinsauerte und nach kurzer Zeit hielt er an einer Station still. Wir waren in Alto da Serra, d. h. Höhe des Berges, einer Kolonie, welche bereits zu dem weit ausgedehnten Petropolis gehört.

Eine neue Lokomotive wurde bereitgestellt und wir fuhren nunmehr auf einer öffentlichen Strasse zwischen erleuchteten Häusern, die man in ihrem Inneren vollständig überschauen konnte, weiter, bis der Zug vor einer erleuchteten, grösseren Station endgültig anhält.

Die Vorsehung hat uns das Ziel Petropolis glücklich erreichen lassen.

11. Kapitel.

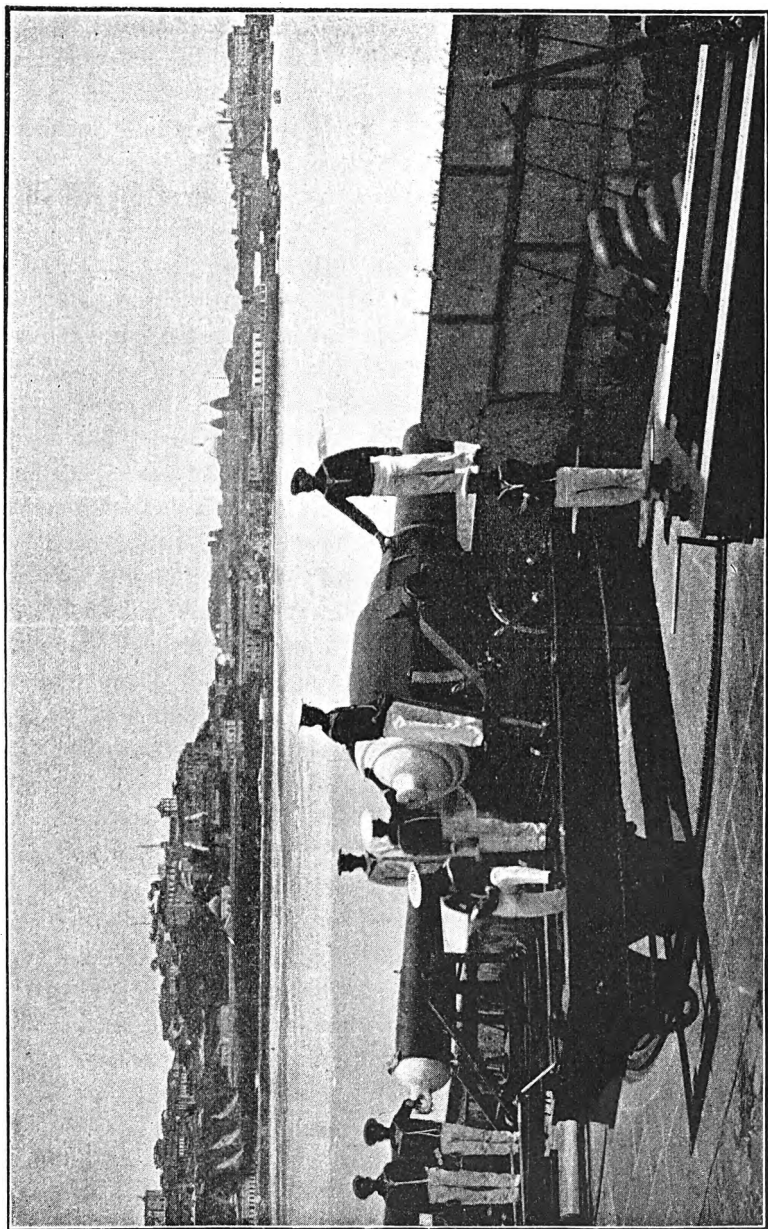
Fortsetzung.

Der Zug war in Rio pünktlich abgegangen, in Petropolis aber mit zwei Stunden Verspätung angekommen. Das fällt niemandem weiter auf. Die Verspätungen sind so regelmässig, dass pünktliches oder annähernd pünktliches Eintreffen eines Zuges zu den seltensten Ausnahmen gehört und den Verdacht erregt, es müsse irgendwo etwas nicht in Ordnung sein. Es hat auch kein Mensch eine Ahnung von dem Inhalte der Fahrpläne, selbst Geschäftsleute und Hotelbedienstete nicht, während doch bei uns in Deutschland jeder Hausknecht die Abfahrts- und Ankunftszeiten der Eisenbahnzüge seines Ortes genau kennt, es ist dies nach dem Gesagten aber auch nicht anders möglich.

Am Bahnhofsplatze standen noch eine Reihe von Droschken, teils Halbchaisen europäischer Bauart, teils sogenannte Tilburys, zweirädrige, halbverdeckte Wagen, auf welchen neben dem Kutscher nur ein Fahrgast Platz findet, die aber ihrer leichten Bauart halber auf dem schlechten, holprigen Pflaster der brasilianischen Städte sich als praktisch erweisen.

Ich nahm eine Droschke, die mit zwei sehr kleinen Maultieren bespannt war, gab dem jugendlichen Kutscher die Adresse an und rollte in die Nacht hinein. Nach zehn Minuten hielt der Wagen, der Kutscher meinte, wir wären am Ziel, setzte mich mit meinem Gepäck ab, forderte eine hohe Belohnung und fuhr schlaftrunken von dannen.

Ich stand vor einem Gartenparke, dessen feuchte Grasflächen wieder mit tausenden von Glühtierchen bedeckt waren, deren Licht hell genug war, um mich die Wege erkennen zu lassen. Ein verschlossenes, niederes Gartenthor konnte mich am Vordringen nicht hindern; bald stand ich vor der Thür der Villa und schlug auf deutsche Weise Lärm. Im Innern des Hauses erhoben sich Stimmen in fremder Sprache. Dann ward die Thür vorsichtig geöffnet, und ein Mann, bewaffnet bis an die Zähne, lugte heraus. Dahinter standen noch mehrere Gestalten, mit Besen und Stöcken wohlversehen. Sprachlos staunte ich die Szenerie an; sprachlos wurde auch ich angestarrt. Endlich lösten



Blick von Villegaignon auf Rio de Janeiro.

sich unsere Zungen und zugleich das Missverständnis. Ich war auf einer falschen Strasse abgesetzt worden, und mein Gegenüber, ein Engländer, steckte seinen Degen ein, da ich mich als Nichträuber legitimierte. Nunmehr ersuchte ich ihn, mich an die richtige Stelle bringen zu lassen, und nach einigem Zögern gab er mir einen seiner Dienboten mit, der mich auch an Ort und Stelle brachte, wo meine Ankunft die freudigste Überraschung hervorrief.

Am anderen Morgen sah ich mich in meinem neuen Heim um. Palmenwedel rauschten vor den geöffneten Fenstern meines Zimmers, ein reizender, blau und rot schimmernder, winzig kleiner Kolibri kam hereingeflattert. Ich hielt das Tierchen anfangs für ein Insekt und suchte es zu erhaschen. Da huschte es aber davon und setzte sich auf ein dünnes Zweiglein eines blühenden Kaffeebaumes, um schnell einige Käferchen als Frühstück aufzupicken. Nun erkannte ich erst, dass es ein Vöglein war.

Bald erhielt ich Ersatz für die entgangene Beute. Ein prächtiger, dunkler Falter flog in das Zimmer und liess sich willig fangen, ebenso ein anderes, mir noch unbekanntes Insekt, dass wie eine ungeheurere Fliege aussah und mit ausgebreiteten Flügeln 10 cm mass.

Ich ging in den Garten hinunter. Er vereinte deutsche Pflege und Gemütlichkeit mit tropisch-brasilianischer Üppigkeit. Viele Arten von Palmen, Farrenbäumen, Kaffee-, Feigen-, Orangen- und anderen Obstbäumen, sowie herrliche fruchte- und blütentragende Bananengruppen boten gegen die glühende Sonnenhitze reichlichen Schatten. Auch der Anbau von deutschem Gemüse war versucht worden, hatte aber kein günstiges Resultat gezeitigt. Das heisse Klima und der allzu fruchtbare Boden liessen die Gemüse zu stark in das Kraut schiessen.

Ein böser Feind für Haus und Garten sind die Ameisen. Die häufigste Art unter ihnen ist die kleine rotbraune Ameise. Sie kommt und geht, man weiss nicht woher und wohin. Stelle ein Gefäss mit Zucker oder einer sonstigen süssen Speise einige Augenblicke offen hin und in kürzester Zeit ist alles mit den kleinen Tierchen über und über bedeckt. Schüttele das Gefäss und im Nu sind die Gäste verschwunden.

Unangenehmer ist schon die gewöhnliche Ameise, welche manch-

mal in ganzen Zügen in ein Haus einbricht, alles Essbare verzehrt und an dem Mobiliar grossen Schaden anrichtet, ja dasselbe zuweilen ganz vernichtet. Eine gefährliche Art ist die weissbauchige Ameise, der „Cupim“, welche in das Balkenwerk des Hauses kriecht und dasselbe im Innern vollständig aushöhlt. Nur mit Feuer kann man diesen schlimmen Feind vertreiben. Die Wanderameisen, „Carregadoras“ genannt, sind eine seltsame Gesellschaft. Bei Tage verkriechen sie sich, des Nachts aber sammeln sie ein Heer, überfallen einen Baum oder einen Strauch, besonders gern Rosen, sägen alles, was daran grünt und blüht, mit ihren scharfen Fresswerkzeugen ab, so dass auch nicht ein Blättchen daran bleibt, zerkleinern ihre Beute und tragen sie auf ihrem Rücken in den Bau.

Interessant sind die Bauten der Termiten, die ich später wiederholt angetroffen habe. Es sind 1 bis 2 Meter hohe Lehmpyramiden, die so hart sind, dass sie beim Anklopfen wie aus Metall bestehend klingen. Meist stehen mehrere in Gruppen beisammen.

Wo die Ameisen Schaden anrichten, sucht sie der Mensch natürlich zu vernichten. Wasser, Feuer, Rauch, Petroleum, Gift — alles wird versucht, der unangenehmen Gäste Herr zu werden. Nicht selten ist alles vergeblich, und der Mensch muss nachgeben.

So traurig auch der Anblick eines Baumes ist, den die Ameisen kahl geplündert haben, so tröstet man sich doch bald: Es währt nur kurze Zeit, bis Stämme und Äste wieder mit üppigem Grün bedeckt sind, so unerschöpflich ist die Triebkraft der Natur. Freilich ist die Natur auch in dem Wuchernlassen des Unkrautes verschwenderisch: wer nicht täglich hackt und rodet, schneidet und bricht, dess Garten wird nie das Merkmal der Pflege erlangen! Es giebt auch Bäume und Sträucher, die allen Miss-handlungen Trotz bieten. Man mag sie bis auf einen Stumpf abhauen und diesen Stumpf verätzen, man mag ihre Wurzeln ausrodern, so viel man ihrer habhaft wird, immer wieder werden neue Sprossen emportreiben, wird neues Grün sich ansetzen und üppig spriessen.

Was dem Garten, in dessen Gängen ich lustwandelte, besonderen Reiz verlieh, das waren die lauschigen Plätze, die schattigen Sitze, auf denen es sich wohl sein liess, wenn ein Glas erfrischenden Bieres die trockenen Lippen labte.

Der Brasilianer trinkt schon längst gern ein Glas Bier und der Export deutschen Bieres nach seinem heissen Lande dürfte ein erheblicher sein. Der Preis desselben ist aber naturgemäss ein hoher, viel höher als die entsprechende Menge guten Weines, und Deutschbrasilianer haben seit langem angefangen, in Brasilien selbst zu brauen. Der Erfolg ist bisher ein zufriedenstellender gewesen. Auch in Petropolis besteht eine kleine, aber rührige Brauerei, und der Besitzer gehört zu den intelligentesten und geschätztesten Bürgern des Staates Rio de Janeiro.

Dem Neuling will meistens das brasilianische Bier anfänglich gar nicht munden. Die warme Temperatur, der bitter-süssliche Geschmack erschrecken ihn geradezu. Aber er gewöhnt sich mehr oder weniger rasch an den neuen Geschmack und bald trinkt er es mit gleichem Behagen wie das heimische Bräu.

Schwierigkeiten erwachsen hauptsächlich für die Aufbewahrung des Bieres in der Häuslichkeit. Ein Keller fehlt den Häusern Brasiliens. An dessen Stelle tritt, und mit Erfolg, eine in die Erde gegrabene Öffnung. Wessen Haus an einer Berglehne steht, kann sich besonders glücklich schätzen. Da wird ein kurzer Stollen hineingetrieben und der „Bergkeller“ ist fertig. Die darin aufbewahrten Gegenstände halten sich in der That ziemlich frisch.

Vom Garten aus genoss man eine prächtige Aussicht auf die hohen Berge, welche die Ortschaft von allen Seiten umgeben. In den Thälern dieser Berge, welche das Bindeglied der Serra da Estrella mit der Serra das Orgaos bilden, liegt das ausgebreitete Petropolis.

Als eine deutsche Kolonie wurde Petropolis im Jahre 1825 gegründet und wird heute von seinen 16 000 Einwohnern noch ungefähr 4000 Deutsche zählen, die zwar grösstenteils nicht in glänzenden Verhältnissen leben, aber doch ihr Auskommen haben. Ackerbau wird wenig getrieben, da das Terrain zu gebirgig ist. Dagegen haben Handel und Gewerbe, Handwerk und Tagearbeit, Gärtnerei und Industrie den Kolonisten zu ernähren gewusst. Deutscher Sinn und deutsche Biederkeit sind glücklicherweise noch in manchem wackeren deutschen Herzen vorhanden. Und dass diese Tugenden bei der heranwachsenden Generation nicht verloren gehen, dafür sorgt die tüchtige und umsichtige Leitung in Kirche und Schule.

Der äussere Eindruck, den Petropolis macht, ist ein überaus freundlicher und eleganter. Villa reiht sich an Villa, alle mit einem Ziergärtchen umgeben. Das Ganze imponiert in der That als ein vornehmer deutscher Badeort.

Nicht weit vom Bahnhofe stösst man auf einen weit ausgedehnten, mit einem hohen, eisernen Gitter umgebenden Park. In diesem herrlichen Parke halbversteckt liegt das einfache, ehemalige Sommerschloss des Kaisers Pedro II. Hier war, es, wo er die furchtbare Kunde von seiner Thronentsetzung erhielt, von hier aus begab er sich in aller Eile nach der Hauptstadt, um dort die Bestätigung der traurigen Nachricht zu erfahren. Es ist bekannt, dass der edle Fürst nie mehr in sein Tuskulum zurückkehren sollte. Schloss und Park wurden später vermietet und heute dient das Gebäude als Heim für ein frommes, katholisches Pensionat.

Einige Minuten vom Parke entfernt finden wir die ebenfalls prunklose Villa der Kronprinzessin Donna Izabel, dieser klugen, frommen, energischen Fürstin, deren Eingreifen in die Politik Brasiliens so verhängnisvolle Folgen nach sich zog...

Weiterhin erinnert an jene glänzende Zeit von Petropolis der Kristallpalast, in welchem alljährlich Ausstellungen stattfinden, welche die schönsten und erhabensten, aber auch die lieblichsten und zierlichsten Kinder Floras zum Gegenstand haben.

Es erinnert aber auch daran jenes Baufundament, welches sich nach dem hehren Plane der Kronprinzessin zu einem gewaltigen Dome ausgestalten sollte und welches, nachdem es einige Meter hoch gediehen und bereits Millionen verschlungen, jetzt ruinenhaft dasteht und von dem hier rasch nagenden Zahn der Zeit in wenigen Jahren in Atome verwandelt sein wird...

Ein besonderes Aussehen ist den Strassen eigen. In der Mitte fliesst ein klarer, meist wasserreicher Bach, dessen Uferböschungen zum grössten Teile fest vermauert sind, und zu beiden Seiten des Gewässers laufen die chaussierten Fahrdämme hin. Eine Anzahl hölzerner Brücken verbindet die beiden Ufer. Die Strassen selbst sind durchgängig mit schattenspendenden Laubbäumen, Magnolien, besetzt und mit Fusssteigen wohlversehen.

Wo man sich auch immer in der Stadt befinden mag, überall fällt der Blick auf die üppigste Vegetation, in nächster Umgebung

sowohl wie in weiterer Ferne, und überall erfreut sich das Auge an der Gebirgsszenerie, die sich von allen Seiten in überwältigender Weise aufthut.

Was Wunder, wenn den Deutschen die Lust packt, hinauszuwandern in die herrliche Gottesnatur, wenn der Trieb, einen der Bergriesen zu besteigen, mächtig in ihm wach wird?

O fremdes Menschenkind, wessen willst du dich unterfangen! Wandern, ja, das kannst du wohl nach Herzenslust, jene Berge aber, sie locken dich vergebens! Noch keines Menschen Fuss hat sie betreten, noch stehen sie da, wie der Schöpfer sie in ihrer Ursprünglichkeit geschaffen und noch Jahrhunderte werden vergehen, ehe die Kultur ihre Schönheiten, ihren Reichtum, ihren Zauber erschlossen.

Ewiger Urwald bedeckt die Berge und wehrt dem Fusse den Eintritt. Unbeschränkt herrschen in ihm die Tiere der Wildnis und, wo er sich gerade wohl fühlt, der scheue, flüchtige, der Kultur nicht zugängliche Eingeborene.

Ein Mietswagen nahm uns auf, um uns, soweit es der Weg erlaubte, vorwärts zu bringen. In der Nähe der Station Alto da Serra verliessen wir den Wagen und schritten fürbass weiter hinein in die Waldregion, so lange noch ein Pfad dem Fuss das Wandern willig gestattete. Die Sonne brannte gar gewaltig auf unsere Häupter und die Tropenglut schien das Leben in Busch und Wald in festen Schlaf gebannt zu haben. Nur die niedere Tierwelt schlummerte nicht und mancher prächtige Falter huschte lautlos an uns vorüber und verschwand im Dunkel des Laubwerks.

Die Bäume des Urwaldes, was sind sie für sonderbare Gesellen! Hoch hinauf ragt der starke Stamm und breitet unregelmässig sein Geäst auseinander. Aber nicht gelingen wird es dir, auch nur ein wenig seines Rindenkleides zu erblicken! Von der Wurzel bis zur Krone dient er, der Starke, den Schwächeren und Schwachen seines Reiches zum Halt, zur Stütze, zur Ernährung. Tausende und aber tausende von Schling- und Schmarotzerpflanzen umklammern den Stamm oder stecken ihre Wurzeln in die Rinde. Vor allem sind es die mannigfachen Formen und Arten der Bromelien und der Orchideen, deren Blütenpracht eine so unbeschreibliche ist, welche die Natur gelehrt hat, auf so seltsame Weise ihr Fortkommen zu finden. Man darf aber nicht glauben,

dass diese begnadeten Kinder Floras dem alten Stamme, der ihnen die Wohnung gewährt, zum Undank dafür auch den Nahrungsaft entziehen. Das ist nicht oder doch nur zum kleinsten Teile der Fall. Vielmehr entnehmen diese wunderlichen Pflanzen ihre Nahrung der atmosphärischen Luft, deren Feuchtigkeit ihnen zum Aufbau ihrer Zellen genügt. Von anderen Parasiten freilich haben die Stämme genug zu leiden, ebenso von der Feuchtigkeit und der Wärme des Klimas, und so erklärt es sich, warum den Bäumen doch keine allzu lange Lebensdauer gesetzt ist. Der Stamm trocknet ein und ragt alsdann wie ein weisses Skelett gespenstisch in die Höhe. Immer noch aber bleibt er eine erwünschte Stütze für zahllose Einzelwesen der genannten Arten, so dass er wie mit ewigem Grün bedeckt erscheint, bis er einst, morsch geworden, durch äussere Gewalt zu Boden geworfen wird. Dann aber erblüht von neuem Leben aus seiner Asche!

So wiederholt sich Entstehen, Leben und Vergehen von Jahrtausend zu Jahrtausend.

Wohl gelangten wir manchmal zu Punkten, die es gestatteten, den Blick freier umher schweifen zu lassen. Dann gewahrten wir einen mächtigen Bergesgipfel über uns, oder nacktes Felsgestein mitten im schwarzen Waldesdickicht. Bald wollte ein murmelndes Bächlein, das seine Wässer zu Thal sandte, unsere Schritte hemmen, bald wurde unsere Aufmerksamkeit auf schwarzgebrannte, kahle Stellen gelenkt, welche nicht weit von den letzten Häusern der Ansiedelung sich ausdehnten.

Es wurde daselbst Platz geschaffen zur Anlegung von Kulturfeldern. Die Bäume des Waldes abzusägen und zu fällen und ihre Stöcke auszuroden, wie es bei uns geschieht, das gehört hier in das Bereich der Unmöglichkeit. Ehe ein kleiner Teil in dieser Weise bearbeitet wäre, würde dort, wo der Anfang gemacht worden, sich neues Leben einfinden, eine frische Vegetation aufblühen, und die harte Arbeit des Bauern wäre vergeblich gewesen; er hätte wieder von vorne anfangen müssen. Daher nimmt man das Feuer zu Hilfe. Man grenzt den Teil, den man der Zerstörung preisgeben will, ab, isoliert ihn und steckt ihn in Brand. Greift das Feuer auch über die ihm gezogene Grenze hinaus, so ist das kein Unglück. Holzangel wird hier in absehbarer Zeit nicht eintreten. Man hat daher auch von einer

rationellen Forstwirtschaft keine Ahnung. Aber diese würde auch in einem Lande, wie Brasilien, vorläufig kein Feld finden, und die zu treffenden Massregeln würden gar nicht durchzuführen sein. Die Zukunft wird auch hier Wandel schaffen.

Wie das Forst-, so bedarf auch das Jagdwesen noch jeder Regelung. Jetzt darf jeder seiner Jagdlust nachgeben, soviel er will. Und welch' ein grossartiges Jagdterrain ist das Land Brasilien!

Zwar fehlt der König der Tiere, der Löwe, aber das edle Geschlecht der Katzen ist doch in einer würdigen Art vertreten: in dem gefleckten, roten oder schwarzen Tiger, der Onça. Sie haust in allen Wäldern, wagt sich aber nur selten in die Nähe der Städte. Nur wenn sie angegriffen wird oder einen Rachezug unternimmt, wird sie dem Menschen gefährlich.

Von Alligatoren, Jacarés, die bis zu 2 Meter lang werden, wimmeln fast alle Flüsse und Teiche. Wenn sie auf dem Lande liegen und sich sonnen, sind sie so träge und unbeholfen, dass man über ihre Leiber hinwegreiten kann, ohne dass sie darauf reagieren. Die Affenarten, der Ameisenbär, das Faultier bevölkern die Wälder. Von den Vögeln ist der Strauss, Erna, ziemlich selten, um so häufiger aber sind der Flamingo, der Reiher, der Kranich, die Ente und viele andere Sumpfvögel anzutreffen, und vor allen bilden die zahllosen Arten von Papageien, Araras, Periquiten, Kolibris und viele Singvögel den Schmuck der brasilianischen Wälder.

Eidechsen waren wir auf unserem Spaziergange wiederholt begegnet. Sie zeichnen sich unseren einheimischen gegenüber durch Grösse und Farbenpracht aus. Auch die Bekanntschaft mit Schlangen sollten wir machen. Giftige wie ungiftige Arten sind gleichmässig zahlreich vertreten. Sie greifen den Menschen aber nur in gereiztem Zustande an und werden durch einen Schlag mit dem Stock auf das Rückgrat leicht unschädlich gemacht. Sie schleichen sich gern in die Häuser, offenbar um Nahrung zu suchen, und werden häufig genug zusammengeringelt in Betten gefunden. Das giebt dann freilich eine hübsche Überraschung!

Ich selbst bin im Besitz einer sehr giftigen, jungen Jararacaschlange, die in dem Augenblicke gefangen und getödtet wurde,

wie sie eben lebend geboren worden war. Ihre Länge beträgt immerhin über 30 Centimeter.

Nachdem wir noch ein Weilchen fortgewandert, führte mich mein ortskundiger Begleiter aus dem Dickicht heraus auf einen freien Platz. Ich blieb überrascht stehen. Es war ein Punkt, von dem aus eine entzückende Aussicht sich eröffnete. Wir standen auf der Höhe jener Thalschlucht, in welcher sich die Zahnradbahn heraufwand.

Zur Rechten und zur Linken streckten sich gigantische Bergkuppen in den blauen Äther, zu unseren Füßen fiel der Abgrund jäh hinab in die bewaldete Thalsohle. Deutlich markierte sich der geschlängelte Lauf der Bahn mit seinen Brücken und Durchlässen auf dem Untergrunde. Bis weit hinaus in die Ebene liess sich die Linie verfolgen. Und jenseits der Ebene breitete sich die Bai von Rio mit ihren zahlreichen Inseln aus. Ganz am verschwimmenden Horizonte aber ward der Zuckerhut sichtbar und die hohen Berge von Rio, der Corcovado und die Tijuka!

Ungern riss ich mich von der Betrachtung des herrlichen Bildes los.

In der Nähe unseres Aussichtspunktes stand ein zerfallenes Haus, Thüre und Fenster waren herausgerissen, das Innere ausgeräumt und was sich hatte zerstören lassen, war zerstört worden. Wir hatten ein Wachthaus vor uns, das von den Soldaten geräumt worden war, nicht ohne der Nachwelt die Beweise ihrer früheren Anwesenheit gegeben zu haben.

Wir suchten nunmehr unseren Wagen wieder auf und fuhren auf einem Umwege unserer Behausung zu.

Dort wartete beider bereits die leidige und doch so befriedigende Berufsarbeit. Es hatte sich herumgesprochen, dass ein deutscher Arzt besuchsweise sich in Petropolis aufhielte. Da kam denn Männlein und Weiblein mit ihren Gebresten und suchten und fanden wohl auch Trost und Hilfe.

Unter der kleinen Kinderwelt ging gerade ein böser Würengel umher, der sich leider manche Beute holte — der Brechdurchfall.

Die Bestattung der Verstorbenen muss des heissen Klimas wegen bald nach dem Ableben erfolgen und geschieht meist noch an demselben Tage. Die beim Begräbnis üblichen Bräuche

weichen von den unserigen in manchen Dingen ab, meinem Gefühle nach nicht zum Nachteil der unserigen.

Wir rüsteten uns zu einem neuen Ausfluge in die Berge. An einem rauschenden Flüsschen entlang führte uns der Weg. Die steilen Ufer des Wasserlaufes waren mit üppigster Vegetation bedeckt. Wahre Wälder von Safran, Bananen, Philodendren und Farren verhüllten Böschung und Wasserspiegel dem Auge. Die Häuser sind in diesem Thale einfacher und werden weiterhin fast ärmlich. Aber mit Blumenschmuck sind sie alle umgeben und ein kleines Gärtchen fehlt nirgends. Die Strasse selbst ist durch Regengüsse in einen schlechten Zustand gebracht worden und in diesem geblieben, so dass die kleinen Pferde ihre liebe Not hatten, mit dem Wagen vorwärts zu kommen. Als der Weg steiler wurde, stiegen wir aus und gingen zu Fuss neben dem Wagen her, bis wir die Höhe des Passes erreichten und nun eine raschere Gangart einschlagen konnten.

Es war wieder ein herrliches Stückchen Erde, in dem wir dahin fuhren. Hoch oben an der Kante eines Bergzuges entlang führte unsere Strasse, die so schmal war, dass sich zwei Wagen nimmer hätten ausweichen können. Auf einer Seite stieg der Kamm schräg in die Höhe, auf der anderen aber jähnte der steile Abhang hinab bis zum tief, tief liegenden Thalgrunde. Unser Weg senkte sich allmählich, um sich mit der vom Thale heraufkommenden Strasse zu vereinen und gemeinsam in das Innere des Landes weiter zu ziehen. Wir aber lenkten seitwärts und liessen an einer geeigneten Stelle den Wagen halten. Der Kutscher fand Gesellschaft, da noch ein zweites Fuhrwerk an demselben Platze aufgestellt war. Wir schritten noch eine kurze Spanne fürbass und erreichten eine Laube, die uns zum Sitzen einlud. Es war unser Ziel.

Ach, eine wie köstliche Aussicht bot auch dieser Punkt! Über Berg und Thal hinweg schweifte der Blick in die Weite hinaus, auf die Bai von Rio und ihre herrliche Umgebung, ja noch weiter hinaus bis auf das unendliche Weltmeer. Und siehe, da blitzte es auf in der Bai und wieder und immer wieder, und von den Berghöhen hallte leise verhallend das Echo des Donners der Geschütze wieder. Dort in der Bai tobte der Bürgerkampf weiter.

Ein geheimnisvolles Rauschen tönte an mein lauschendes Ohr. „Das ist der Wasserfall in der Nähe.“ Ich beschloss denselben in Augenschein zu nehmen. Über eine abgeholzte Fläche hinweg schritten wir in die Waldung hinein und erreichten das schwer zugängliche Ziel. Es war ein recht ansehnlicher Bach, der in einzelnen Absätzen einen mehrere hundert Fuss tiefen Abgrund hinunterstürzte. In ihrer wilden Ursprünglichkeit lag die ganze Szenerie da. Dichtes Gestrüpp verbarg die Ufer, alte Baumstämme, deren Wurzeln von dem Wasser langsam ausgespült waren und die den Halt verloren hatten, überbrückten das Flüsschen, dessen Wellen sich in der Tiefe murmelnd verloren.

Der Tag neigte sich seinem Ende zu und es war Zeit, an die Rückkehr zu denken. Eine kurze Zeit verweilten wir noch in der Laube, einen letzten Blick über die ferne Bai werfend, welche bereits im Abendschatten lag; dann suchten wir rasch den Wagen auf und begannen die Rückfahrt.

Lange aber sollten wir uns des Vergnügens der Fahrt nicht erfreuen. Die Strasse war in so trostlosem Zustande, dass die ermüdeten Rosse den Dienst versagten und sich weder durch Güte noch durch Gewalt zum Weitermarsch bewegen liessen. Wir stiegen aus und traten zu Fuss den Heimweg an, dem Kutscher es überlassend, sich mit Hilfe seines Kollegen zurechtzufinden. Schnell brach die Nacht herein und wir mussten im Dunkeln weiter wandern. Die Situation war unangenehm genug, da wir mannigfachen Zwischenfällen ausgesetzt waren, gegen die wir uns so gut wie wehrlos fühlten. Das vielstimmige Geschrei, Gezirpe und Gessumme in Busch und Wald schien uns verhöhnen zu wollen, die Kröten und Eidechsen es abgesehen zu haben, gerade in dieser Nacht über den Weg zu laufen und die Fledermäuse und Nachtfalter waren noch nie so nahe unseren Köpfen vorbeigehuscht.

Endlich hörten wir von hinten her das Rollen von Rädern und bemerkten zu unserer Befriedigung, dass es unser Wagen war, der sich näherte. Aber wie sah der schmucke Landauer aus! Beschmutzt und beschädigt, eine Thüre fehlte sogar gänzlich. Der Kutscher berichtete, dass er seinen Ärger mit den Pferden gehabt hätte und der Wagen umgeworfen worden wäre. Wenn uns nun das Malheur oben auf der Passhöhe, wo daneben

der Absturz gähnte, begegnet wäre! — Wir bestiegen den Wagen und fuhren ohne weitere Zwischenfälle nach Petropolis hinab, wo wir freilich spät genug anlangten.

Der andere Vormittag galt wieder teils beruflicher Arbeit, teils weiteren Studien in meiner Umgebung. Hierbei wurde mir die Mitteilung, dass in nächster Nachbarschaft soeben eine grössere Schlange vor einer Wohnstübenthür gefunden und getötet worden wäre. Leider konnte ich derselben nicht habhaft werden.

Gegen Mittag sassen wir im Garten unter den Palmen und besprachen unser weiteres Reiseprogramm, als plötzlich Herr M. aus Rio sich anmeldete und mir ein Telegramm überbrachte, wonach mein Schiff am folgenden Morgen in aller Frühe aus der Bai auslaufen würde. Das war eine unangenehme Überraschung! Wir mussten, da mein Gastfreund mich begleiten wollte, sofort die Vorbereitungen zur Abreise treffen.

Um uns in den Besitz der unumgänglich nötigen Reisepässe zu setzen, begaben wir uns auf das Polizeiamt, welches gleichzeitig eine Abteilung Nationalgardisten beherbergte. Für gewöhnlich hat Petropolis nicht das Glück, eine Garnisonsstadt sich nennen zu dürfen. Seitdem aber der Sitz der Provinzialregierung von dem arg bedrängten Nictheroy hierher verlegt worden war, hatten die Petropolitaner auch das Vergnügen, Soldaten in ihren Mauern zu sehen. Die Herren Beamten liessen uns ein weilen warten, damit wir genügend Zeit fänden, uns von ihrer Erhabenheit und unserer eigenen Nichtigkeit zu überzeugen, ehe sie uns die Papiere ausstellten. Dann wurde der „Thatbestand“ unserer Persönlichkeiten auf das genaueste aufgenommen und wir schliesslich gnädigst entlassen.

Es war gerade in der Zeit, wo die Regierung gegen alle, welche revolutionärer Gesinnung verdächtig waren, mit Verhaftungen besonders lebhaft vorging. Die Gefängnisse in Rio waren mit politisch Verdächtigen, Inländern wie Ausländern, überfüllt. Gar mancher, der sich nie um Politik gekümmert, war auf verleumderische Anzeige hin in Haft genommen worden. Wie man erzählte, war die Behandlung dieser Unglücklichen in den Gefängnissen eine harte und grausame. Krankheit und Tod drangen in die Zellen.

Auch in Petropolis war der Schrecken über die Verhaftungen

eingedrungen und mancher, dem zu Gehör gekommen, dass sein Name auf der Liste der Verdächtigen stände, zog, unschuldig wie er sich fühlte, die Flucht der Gefangennahme vor. Sie wollten im Inneren des Landes bessere Zeiten abwarten.

Der Zug, welcher aus dem Binnenlande kam, hatte natürlich eine starke Verspätung, aber er fand sich doch ein. Wir bestiegen einen ziemlich leeren Wagen und befanden uns bald wieder auf der schiefen Ebene der Zahnradbahn. Da ich diesmal aber im hellen Tageslichte fuhr, hatte ich vollauf Gelegenheit zur Umschau. Die Fahrt verlief ohne Zwischenfall und trug nur auf der grossen eisernen Brücke, die über die Grutta funda, die „tiefe Grotte“, gespannt war, einen bedenklichen Charakter.*) Der Ausblick von dieser Brücke über Land und Meer war ein grossartiger.

Nun durchsauste der Zug die Ebene. An der Station Pilary wurde längerer Halt gemacht und der Gegenzug aus Rio erwartet. Vor der Station war ein ganzer Berg Bananen in Kolben aufgeschichtet, um nach der Hauptstadt versandt zu werden. Die behäbige Negerin lagerte mit ihren Kuchen noch immer auf der Erde. Endlich setzte sich der Zug wieder in Bewegung und nach einer Stunde näherten wir uns den Vorstädten Rios. Damit das Zuspätkommen sich auch verlohnte, fuhr der Zug jetzt langsam, so zwar, dass einige Passagiere von der Strasse aus sich auf das Trittbrett schlangen und auf diese Weise, in den Fensteröffnungen hängend, bis zur Endstation mitfuhren. Um etwa drei Stunden verspätet erreichten wir bei völliger Dunkelheit den Zentralbahnhof Rios.

Die Frage bezüglich des Nachtquartiers wurde dadurch erledigt, dass wir im „Hotel de France“ Unterkunft fanden. Das Hotel liegt an der Praça Dom Pedro II., dicht am Hafen, war sowohl den Geschossen wie dem gelben Fieber ausgesetzt und von Nachtgästen gemieden. Somit fanden wir leicht Unterkunft, was zu anderen Zeiten wahrscheinlich nicht der Fall gewesen wäre. Das Restaurant war aber (9 Uhr abends!) bereits

*) Die Brücke ist nicht mit Bohlen belegt; wer sie zu Fuss überschreitet, muss daher von Schwelle zu Schwelle springen. Thut er einen Fehlsprung, so ist ihm der Sturz in den einige hundert Fuss tiefen Abgrund gewiss!

geschlossen, so dass wir uns genötigt sahen, uns anders wohin zwecks einer Erfrischung zu begeben. Wir wählten das renommierte Restaurant „Stadt München“, welches allerdings ausser dem deutschen Namen nicht viel Deutsches weiter aufzuweisen hat. Das Abendbrot war in echt brasilianischem Stile gehalten. Es bestellte jeder Gast von den auf der Karte verzeichneten Gängen und Speisen nach Belieben und bezahlte dafür einen bestimmten Preis, mochte er sich nun viel oder wenig ausgesucht haben. Dazu wurde Wein oder Bier (Münchener und andere Exportbiere) getrunken, welche freilich besonders bezahlt werden mussten. Das Lokal lag in der Nähe der Theater am Rocio-plate und wurde besonders nach Schluss der letzteren teilweise von Gästen gut besucht, die nicht immer der solidesten Gesellschaftsklasse angehörten. Es war nicht uninteressant, die verschiedenen Typen der tropischen Grossstadt eines unehrlichen Erwerbs kennen zu lernen. Leider schlugen viele deutsche Laute von diesen Unglücklichen herüber an unser Ohr!

Durch die noch stark belebte Rua de 7. Septembro kehrten wir in unser Hotel zurück, schauten aber noch lange vom offenen Balkon herab in die feuchtwarme Nacht hinaus. Über der Bai herrschte Ruhe, von drüben, vom jenseitigen Ufer her winkten die Lichter von Nictheroy freundlich herüber. In der Stadt herrschte noch einiges Leben, von ferne tönte das Rollen der Bonds herüber, auf dem Platze zu unseren Füßen bewegten sich im Schatten der Bäume verdächtige Gestalten, obdachlose Individuen, und uns gegenüber auf dem Kastellberge waren die Beobachtungsposten unausgesetzt thätig.

Nur wenige Stunden Ruhe durften wir uns gönnen. Mit Tagesanbruch waren wir bereit, uns zum Landungsplatze zu begeben. Wir benutzten einen dahin gehenden Bonds und standen rechtzeitig an der richtigen Stelle. Dort herrschte ein lebhaftes Treiben, hervorgerufen durch die Arbeiterkolonnen, die sich allmorgendlich auf die Schiffe zur Arbeit des Aus- und Einladens begeben. Auf einem der kleinen Transportdampfer, dessen Kapitän ich kennen gelernt hatte, schifften wir uns ein und gelangten so zur „Porto Alegre“, die zum Auslaufen fertig war. Bald schlug die Abschiedsstunde, und mein Gefährte fuhr auf einem anderen Fährdampfer an Land und nach Petropolis zurück.

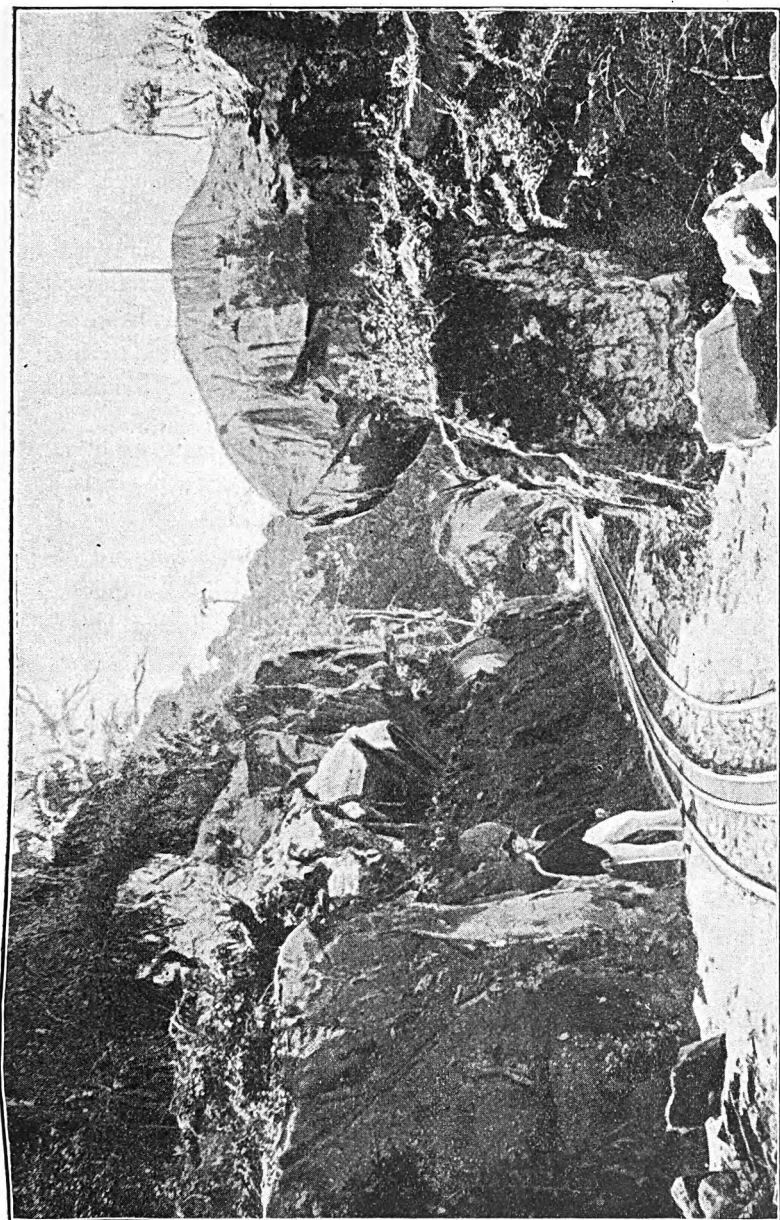
Während meiner Abwesenheit auf dem Festlande trug sich in der Bai nach der in St. Paulo erscheinenden „Germania“ folgender Vorfall zwischen den kriegführenden Parteien zu:

„Am 12. Februar, es war ungefähr 2 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens, näherte sich der Rebocador „Audaz“ (derselbe, dem es einige Zeit vorher gelungen war, aus der Alfandega unter den Kanonen der Ilha das Cobras und Villegaignon hinwegzuschlüpfen) mit zwei grossen Booten im Schlepptau der Festung Villegaignon. In den Booten befand sich eine grosse Anzahl Menschen in der Tracht von Seeleuten. Es war zu dieser Zeit noch ziemlich dunkel, da das elektrische Licht des „Morro da Gloria“ plötzlich aufgehört hatte zu funktionieren. Als die Fahrzeuge näher kamen, wurde von der Wache ein Alarmschuss abgegeben, dem mit „Viva a Monarchia, Viva Saldanha da Gama!“ geantwortet wurde. Der Kommandant von Villegaignon, dessen Misstrauen erwacht war, hatte sich inzwischen mit der Ilha das Cobras verständigt und Befehl erhalten, auf die beiden Fahrzeuge zu feuern, dem sofort Folge geleistet wurde. Einsehend, dass der geplante Überfall misslungen war, kehrte der „Audaz“ sofort um, um die Besatzung der Boote ausser Schussweite zu schleppen, that dies jedoch in solcher Hast, dass das Tau entzweiriss, und hat er es jedenfalls diesem Zufalle zu verdanken, dass er entkam. Eins von den zurückgelassenen Booten wurde durch die Schüsse von Villegaignon zum Sinken gebracht und dessen Besatzung von der Besatzung des Forts aufgefischt, während das andere Boot durch die Strömung selbst an Villegaignon angetrieben und seine Besatzung ebenfalls gefangen genommen wurde. Die Anzahl der auf diese Weise Gefangenen beläuft sich auf 150 Mann.“

12. Kapitel.

Von Rio nach Santos.

Es war ein schöner Sommermorgen, als wir aus der Bai von Rio hinausdampften und, nachdem wir das Ausgangsthor passiert hatten, den Kurs nach Süden einschlugen. Die Berge von Rio, vom Zuckerhut an bis zur Gavea, repräsentieren sich von hier



Zahnradbahn nach Petropolis.

aus am grossartigsten. Zur Linken liessen wir die Insel Raza, wo vor einigen Jahren die „Buenos Aires“, ein Schiff unserer Gesellschaft, auf den Strand aufgelaufen war, zur Rechten die hohe, kegelförmige Insel Redondo. Die Küste mit ihren Bergketten behielten wir dauernd in Sicht. Nachmittags gegen 3 Uhr näherten wir uns einem entzückenden Eilande, der Ilha Grande, und gingen in der Palmas Bai vor Anker. Die weite, stille Bucht war von hohen, bewaldeten Bergen eingeschlossen. Im Hintergrunde lag das mächtige Gebäude der Quarantäne-Station, daneben die reizende Villa des Gouverneurs, und an den grünen Abhängen oder in idyllische Seitenthäler zerstreut blinkten freundliche Wohnhäuser herüber. Alles atmete Ruhe und Frieden und weiche, würzige Luft.

Kaum war das Schiff zur Ruhe gekommen, als auch schon die Sanitätsbehörde erschien und die Vorbereitungen zur Desinfizierung des Schiffes traf. Dieser Vorschrift müssen alle Schiffe genügen, welche von Rio, dem Herde des gelben Fiebers, kamen und brasilianische Häfen anlaufen wollten. Die Kajüten für die Passagiere, Offiziere u. s. w. und die Salons wurden mit Karbolwasser gründlich bestäubt und besprengt und die Schiffsräume sowie das Zwischendeck, die Volkslogis u. s. w. mit schwefeliger Säure ausgeräuchert. Die Massregel war entschieden eine gute und nützliche. Wenn auch nicht alle Bazillen zu Grunde gerichtet wurden, so wurde doch über die sonstigen Lebewesen in einem Schiffe, die nicht zu den Freunden des Menschen gehören, ein vernichtendes Urteil gesprochen, und das ganze Verfahren machte auf die Bemannung, welche vor dem Gelbfieber mit Recht grosse Furcht hegte, einen guten, moralischen Eindruck. Spät abends wurden die Luken und Thüren wieder geöffnet, frische Luft durch die Räume gelassen und das Schiff wieder in Bewegung gesetzt.

Der Kurs ging nunmehr westwärts in den gewaltigen Winkel hinein, den die Ostküste Südamerikas an dieser Stelle bildet. Die steile und gebirgige Küste selbst blieb beständig in Sicht.

Am anderen Vormittag gegen 10 Uhr kam das Inselchen Palmas in Sicht. Das kleine, reizende Eiland war für uns insofern von hohem Interesse, als es von unserer Schiffahrts-Gesellschaft gemietet worden ist, um der Besatzung ihrer Schiffe während der

Fieberzeit in Santos Zuflucht zu gewähren. Die Insel liegt mehrere Meilen von Santos entfernt dicht an den Küstenbergen des Festlandes, die noch mit dem ewigen Urwalde bedeckt sind, nahe genug, dass man während der Ebbezeit das Festland über Felsenklippen springend erreichen kann. Auf der Insel selbst ist ein grösseres Gebäude für die Mannschaft und ein kleineres für Arzt und Kapitän errichtet. Ausserdem sind Kolonaden, eine Kegelbahn und dergleichen nicht vergessen worden. Jeder beschäftigt sich nun nach seinem Belieben, angelt, geht auf die Jagd, widmet sich zoologischen oder botanischen Studien oder treibt sonst allerlei Kurzweil. Das Klima ist heiss, wird aber durch die frische Seebrise, die Palmas aus erster Hand geniesst, sehr gemildert. Diese Robinsonade währt nun so lange, bis das Schiff im Hafen von Santos befrachtet ist, eine Aufgabe, die natürlich von einheimischen Arbeitern besorgt wird. Alsdann wird die ganze Gesellschaft von Palmas wieder abgeholt und die schönen Tage von Aranjuez sind vorüber.

Uns war es, wenn man will glücklicherweise, wenn man will bedauerlicherweise, nicht beschieden, auf der Insel Palmas Wohnung zu nehmen. Unweit der Insel erhebt sich an einer vorspringenden Ecke ein altes portugiesisches Fort, Barra Grande, das mit seinen mittelalterlichen Zinnen und Schiessscharten und seinem tropisch grünen Hintergrunde einen höchst malerischen Anblick gewährte.

Das Fort hält an der Einfahrt in die Bucht von Santos Wache und dient gleichzeitig als Lotsenstation. Ihm gegenüber gingen wir vor Anker, um alle notwendigen Formalitäten zu erfüllen und den Lotsen an Bord zu nehmen. Dieser war unentbehrlich, denn das Fahrwasser wurde eng und zahlreicher Hindernisse wegen gefährlich.

Santos liegt auf der Innenseite einer Insel, welche vom Festlande durch einen schmalen, aber tiefen Meeresarm getrennt ist. Die Insel selbst ist augenscheinlich im Laufe der Zeiten durch das Meer angeschwemmt worden, ganz flach, sumpfig und ringförmig von hohen Bergen umgeben, die offenbar einst die Küste selbst gebildet haben.

Ehe wir in den Meeresarm einbogen, wurde ich auf zwei grosse Wracks aufmerksam gemacht, welche in der Nähe des

Strandes im Meere lagen. Es war, als wenn sie uns abmahnen wollten, weiter zu dringen an einen Ort, welcher der Lieblingsaufenthalt der schwarzen Genien des Todes zu sein berufen schien. Fürwahr, eine furchtbare Strasse fuhren wir, eine Strasse des Schreckens, wie sie die Welt wohl nicht zum zweiten Male baut. Tausende und Abertausende sind diesen Weg frohgemut dahingezogen und sind nie mehr zurückgekehrt.

Die Ufer waren beiderseits mit wrackten Fahrzeugen umsäumt. Es waren Schiffe, deren gesamte Besatzung am gelben Fieber zu Grunde gegangen, vom Jungen bis zum Kapitän, oder die samt ihrem Inhalt vom etwa überlebenden Reste der Mannschaft im jähen Schrecken verlassen worden waren und nun im Zustande des Verfalls sich befanden!

Durch diese Allee von Schiffstrümmern ging unser Weg, bis wir um Mittag uns gegenüber der Stadt Santos zunächst vor Anker legten, bald aber nachdem für unser Schiff Platz gemacht worden war, am Quai selbst vertauet wurden.

13. Kapitel.

Santos.

Mit Recht kann man fragen: „Wenn Santos eine so ungesunde Lage hat, dass alljährlich das Gelbfieber dort seine zahlreichen Opfer holt, warum hat sich der Mensch dort angesiedelt, warum ziehen ohne Unterbrechung Menschen dorthin?“

Die Beantwortung der Frage ist eine einfache: Santos besitzt einen trefflichen Hafen für die grössten Seeschiffe und ist die einzige Hafenstadt für die grosse und reiche Provinz St. Paulo. Das ist der Grund, weshalb sich die Stadt, nachdem sie lange klein und unbedeutend geblieben, trotz allem Missgeschicks in den letzten Jahren beträchtlich gehoben hat, so dass sie heute über 25 000 Einwohner zählt.

In neuerer Zeit hat man auch angefangen, an Aufbesserung der sanitären Verhältnisse zu denken. Besonders durch Quai-bauten ist man darin ein gutes Stück vorwärts gekommen. Es liegt aber immer noch wie ein Gifthauch über der Stadt; die

zahllosen verlassenen Schiffe im Hafen, die vielen verödeten Häuser in der Stadt, die ausgedehnten Friedhöfe — sie reden eine stumme und doch beredte Sprache.

Lebhaft ist nur das Treiben am Hafen; es ist, als wenn sich der Schiffer beeilen wollte, so schnell wie möglich Santos wieder verlassen zu können. Die Strassen in der Stadt entbehren des geräuschvollen Verkehrs. Die wenigen Bonds sind leer, zwischen den Steinen des schlechten Pflasters wächst das Gras. Nur wenige Strassen im Geschäftsviertel machen eine Ausnahme; sie mögen auch abends etwas belebter sein, wenn aus den zahlreichen offenen Gastlokalen, wie sie jede Hafenstadt aufweist, die Töne der Mandoline und der Guitarre die Passanten anlocken.

Zu den hervorragendsten Gebäuden der Stadt gehört die Alfandega, das Zollamt, in dessen Nähe unser Schiff lag. Die Häuser in der Stadt, im Stile des Südens gehalten, sind meist klein und unansehnlich. Eine mächtige Ausdehnung haben die zahlreichen Lagerhäuser in der Nähe der Bahnstation und des Hafens, die fast ausschliesslich mit Kaffee in Säcken angefüllt sind. Ein aromatischer, kräftiger Geruch entströmt diesen Lageräumen; wohl manche deutsche Hausfrau würde mit Entzücken und Bewunderung die ungeheueren Vorräte des geschätzten Santoskaffees betrachten.

Um sich einen Begriff von der Ausdehnung des Kaffeehandels in Santos zu machen, sei hier erwähnt, dass der durchschnittliche Vorrat 200 000 bis 250 000 Sack (à 60 Kilo) und der tägliche Umsatz 10 000 bis 15 000 Sack beträgt. Der Preis stellt sich auf etwa 60 Pfg. für das halbe Kilo. Der jährliche Umsatz beläuft sich bei einer einigermassen guten Kaffeeernte auf mehrere 1000 Millionen Mark!

Auf der Brücke, welche unser Schiff mit dem Ufer verband, hielt den Tag über ein Zollbeamter, nachts aber ein starker Militärposten Wache, damit nicht etwa ein zollpflichtiger Gegenstand durchgeschmuggelt würde.

Im allgemeinen sind die Zollbehörden in Brasilien nicht allzu rigorös. In Rio habe ich mein Gepäck auf meine ehrliche Versicherung hin, dass es zollpflichtige Gegenstände nicht enthielte, gar nicht zu öffnen brauchen. Waffen, welche die aussteigenden

Passagiere offen bei sich führten, wurden, da über die Provinz St. Paulo der Belagerungszustand verhängt war, konfisziert.

Die öffentlichen Sicherheitszustände waren nicht die glänzendsten. Die Paulistaner Zeitungen brachten täglich Berichte über Vergewaltigungen, welche friedliche Bürger seitens des niederen Soldaten- und Polizistenstandes über sich ergehen lassen mussten. Junge Leute wurden einfach aufgehoben und in die Uniform gesteckt. Anderen erging es schlimmer: Raub und Mord wurde verübt.

Wir auf dem Schiffe waren auf das eindringlichste gewarnt worden, nach Eintritt der Dunkelheit das Land zu betreten. Der deutsche Konsul hatte offen erklärt, jede Verantwortung für etwaige Unbill, die uns von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang zustossen könnte, ablehnen zu müssen.

Zu dieser animierten Stimmung gegen uns trug hauptsächlich jener Umstand bei, dessen ich weiter oben gedacht habe: die für die Regierung bestimmte Ladung „Eisenwaren“. Nun herrschte in Santos, wie in allen Städten der Südprovinzen, eine politische Strömung, die der revolutionären Bewegung viel Sympathie entgegenbrachte. Von dieser Strömung war die Zivilbevölkerung wie die Beamtenwelt gleich stark ergriffen. Da wir aber, wenn auch unbewusst, der Regierung durch Mitnahme jener Ladung einen grossen Dienst erwiesen und ihre Position gleichsam verstärkt hatten, hatten wir eine weit verbreitete Missstimmung gegen uns. Der Kapitän war übrigens zu einem Advokaten, einem früheren Minister, gegangen und hatte durch denselben thatsächlich eine Beschwerde gegen die Regierung eingereicht.

Des Nachts hielt, wie erwähnt, ein Militärposten an der Brücke Wache, während zwei berittene Gensdarmen den Hafenuai auf und ab patrouillierten. Auch versuchten mehrmals Offiziere an Bord zu dringen, was ihnen aber nicht gelang, da wir auf der Hut waren. Was diese bezweckten, ob sie nach mehr Waffen und Munition suchen oder sich in unserer Speisekammer umsehen wollten, vermag ich nicht zu sagen.

Einen hübschen Eindruck machten die prächtigen, alten Palmen, welche den Quai entlang gepflanzt worden waren. Zwischen den Palmen hatten die Obstverkäuferinnen, meist Schwarze, ihren Stand und boten die Früchte des Landes feil. Ganze Berge Ananas

fand ich da aufgeschichtet und zu einem uns lächerlich billig dünkenden Preise feilgeboten. Die Früchte waren aber dem Strassenstaub und den Insekten zu sehr ausgesetzt, als dass sie dem europäischen Gaumen appetitlich genug hätten aussehen können. Dann war es der gesundheitlichen Verhältnisse wegen überhaupt ratsam, mit dem Genuss der Früchte vorsichtig vorzugehen. Auf unseren Tisch kamen fast nur Orangen und Bananen. Letztere wurden mit holländischem Käse zusammen gegessen und gaben eine köstliche Nachspeise.

So schmutzig das Wasser des Hafens auch war, es hielt die halbwüchsigen Jungen doch nicht ab, stundenlang darin zu baden. Es sah hübsch genug aus, wenn die geschmeidigen Gestalten, vom hellsten Weiss bis zum dunkelsten Schwarz, auf den Landungsbrücken sich versammelten und kopfüber in das nasse Element hinabsprangen. Früher badeten auch Erwachsene im Hafen. Nunmehr hat man dies verboten.

Die Temperatur war sehr hoch, wurde aber immerhin durch leichte Brisen erträglich gemacht. Dagegen war der Aufenthalt nachts in den Kabinen fast unerträglich, um so mehr als die gefürchteten Moskitos, von denen wir bisher immer noch verschont geblieben waren, in hellen Scharen sich eingefunden hatten. Es dauerte lange, ehe wir diese Peiniger für Ohr und Haut wieder losgeworden waren.

Über der Stadt Santos erhebt sich ein nicht unbedeutender Berg, der Montserrat, auf dessen Spitze sich eine Wallfahrtskirche befindet. Ihr galt eines schönen Nachmittags mein Besuch.

Es war eine nicht ganz leichte Aufgabe, zwischen den Häusern hindurch den Zugang auf den Berg zu finden. Nach oben ging es ziemlich steil, und da die Sonne ein ungewöhnliches Wohlwollen entfaltete, hatte ich treffliche Gelegenheit, die Funktion der Schweissdrüsen zu beobachten. Bis zur halben Höhe des Berges zogen sich hüttenartige Negerhäuschen hin, deren Bewohner den seltsamen Touristen masslos verwundert anstarrten. Ein alter Neger, anscheinend in trunkenem Zustande, drang mir nach, unaufhörlich gestikulierend und lebhaft sprechend. Ob er mich anbetteln wollte oder Scheltworte sprach, habe ich aus dem Tonfall der Stimme nicht entnehmen können. Ich zog vor, ohne mich umzusehen, fürbass zu schreiten. Der Weg wurde immer

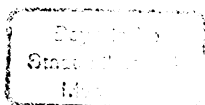
schwieriger. Die Bodenmasse war lehmig und sandig und der schwache Pfad lief unmittelbar am oberen Rande eines ungeheueren Sandbruches hin. Ein Ausgleiten des Fusses hätte unfehlbar den Sturz in die Tiefe verursacht. Dann wandte sich der Weg und führte durch hohes Gras und Buschwerk hin, bis er schliesslich in eine Wasserrinne auslief, in welcher ich weiter kroch. Als geübten Bergkletterer focht mich diese Schwierigkeit weiter nicht an.

Nie habe ich so lebhaft an meine schönen Berge in der Heimat denken müssen, als bei dieser Gelegenheit.

Welchen Gebirgen ist der Vorzug zu geben, den deutschen oder den brasilianischen? Die letzteren haben ohne Frage groteskere Umrisse, eine grossartigere Vegetation und ein reicheres und mannigfacheres Tierleben. Die Schätze des Bodens sind kostbarere, der Wasserreichtum ein grösserer. Aber es fehlt ihnen der edle Hauch des Geistes und des Gemütes, der Ordnung und Gesetzmässigkeit, den die Kultur über unsere Berge breitet, es fehlt ihnen die anmutige Abwechslung von Wald und Wiese, es mangelt ihnen der würzige Duft unserer Nadelbäume, unserer Kräuter und Blumen und Beeren, sie entbehren der Sagen, der Romantik, der Poesie unserer Berge!

Freilich, weit im Westen, nach den Grenzen von Peru und Bolivia hin, findet man auch in den Bergen neuerdings Spuren einer uralten Kultur. Aber sie sind zu verwischt und verwittert, um an dem Grundcharakter der heutigen brasilianischen Gebirgsnatur etwas ändern zu können.

Es währte nicht lange, so hatte ich die Höhe des Berges erklommen. Auf einem abgerundeten Plateau stand die Kirche, ein Haus, in dem Pfarrer und Küster wohnen mochten und zwei primitive Kolonnaden, in welchen Erfrischungen verabreicht wurden. Das Trinkwasser, welches ich mir reichen liess, war völlig ungeniessbar. Mir schien, ich hätte auf der Stelle das gelbe Fieber oder den Typhus bekommen müssen, wäre ich gezwungen worden, dieses Wasser zu trinken. Der Spender, ein mürrischer, brauner Geselle, war höchst betreten, wie ich sein kostbares Getränk zurückwies. Als weitere Gäste waren noch mehrere kohlschwarze Negerinnen in eleganter Toilette anwesend, eine Mutter mit ihren drei jungen Töchtern, die unaufhörlich scherzend und lachend sich die Zeit zu vertreiben suchten.



Das schlichte Kirchlein bot ausser dem Raume, in welchem die Votiv-Gegenstände gesammelt wurden, nichts Bemerkenswerthes.

Köstlich aber war die Aussicht, die nach allen Seiten hin eine unbeschränkte war.

Nach Westen breitete sich ein vielhügeliges Bergland aus, dessen äusserster Ausläufer der Montserrat selbst war und das allmählich in das Gebirge übergang, welches das Hochplateau von St. Paulo von dem niederen Küstenlande trennte.

An der Nord- und Ostseite aber lag zu den Füßen die Stadt Santos. Aus der Vogelperspektive gesehen machte sie einen recht artigen Eindruck. Die Luft war so klar und rein, dass jeder Stein von dem anderen zu unterscheiden war; der Glanz der Atmosphäre wurde von den Häusern und Strassen in freundlicher Weise reflektiert. Wie ein Silberband zog sich der Meeresarm um die Stadt hin, die weite, mit grünen Mangrovebüschen bewachsene Tiefebene in ungleiche Hälften trennend.

Über die Ebene hinweg aber leuchtete nach Osten und Süden hin das blaue Meer, dessen weisse Brandung ich rauschen zu hören glaubte. Das ganze farbenprächtige Landschaftsgemälde aber ward bis auf eine kleine Lücke nach der See hin von hohen Bergkämmen umrahmt.

Frohsinn und Lebenslust hätte die herrliche Landschaft entspriessen lassen können, — Gifthauch und totbringende Miasmen gebar sie.

Ich wandte mich zur Rückkehr in die Stadt und schlug diesmal den Hauptweg ein. Er war nicht gepflegt, aber doch gangbar und führte durch eine prächtige Waldung. Riesengrosse Schmetterlinge huschten vorüber und zahlreiche Kolibris und Singvögel erfreuten Ohr und Auge. Hohe Gräser mit weissen, zarten Blütenwedeln reizten mich, sie zu einem Makartbouquet zu sammeln, und schon befand ich mich seitwärts im Gebüsch. Ich streckte den Arm aus nach einigen besonders schönen Exemplaren, fuhr aber entsetzt zurück: ich hatte in Spinnennetze gegriffen und drei, vier, fünf grosse Tiere kamen wütend auf meine Hand zuge laufen. Es waren prachtvolle Geschöpfe, milchweiss mit bunten Punkten besetzt. Natürlich beeilte ich mich einer der Spinnen lebendig habhaft zu werden, was mir auch gelang. Auf diese Graswedel aber musste ich verzichten. Es

war übrigens nicht leicht, die zählebige Spinne zu töten. Es waren dazu verhältnismässig grosse Dosen Chloroform und Äther notwendig. Mein Makartbouquet brachte ich aber doch noch zusammen und damit beladen stolzierte ich wieder meinem Schiffe zu.

Es war ein merkwürdiger Zufall, dass Santos zur Zeit unseres Aufenthaltes von der berüchtigten Seuche nicht heimgesucht wurde, während doch in Rio die Krankheit stark auftrat. Ganz verschont blieb Santos auch diesen Sommer freilich nicht. Es sind nach unserer Abfahrt tödlich verlaufene Fälle von Gelbfieber genug vorgekommen. Immerhin glaubten Optimisten, dass die getroffenen hygienischen Massregeln bereits ihre gute Wirkung auszuüben anfangen. Möchte für die vielgeprüfte Stadt bald eine bessere Zeit anbrechen!

14. Kapitel.

St. Paulo.

An einem heiteren Sonntagmorgen führte mich das Dampfross aus Santos heraus nach dem Hochplateau, das die Hauptmasse der Provinz St. Paulo ausmacht. Die Bahn gehört einer englischen Gesellschaft und liefert einen ungemein reichen Ertrag, so dass sie ihren Aktionären 22% Dividende zahlen konnte.

Der Zug fuhr zur festgesetzten Zeit ab. Ich ward bald gewahr, dass ich einer Gegend zufuhr, in welcher viele Deutsche eine neue Heimat gefunden. Auf dem Perron hörte ich deutsche Abschiedsworte, im Wagen selbst wurde deutsche Unterhaltung geführt. Ein junges Mädchen, dem man die deutsche Abstammung von weitem ansah, suchte Stellung in St. Paulo. Ein junger deutscher Kaufmann bot ihr seinen Schutz an, welchen das unerfahrene Wesen mit Dank annahm . . .

Die Fahrt ging in rasender Eile über das Sumpfland hinweg. Mangrovebüsche und Schlingpflanzen überall, dazwischen Entwässerungs-Kanäle und trocken gelegte Inselchen, auf denen Bahnwärterhäuschen errichtet waren, das war die Signatur der Ebene. Die eiserne Brücke über den Meeresarm wurde überflogen und noch eine Strecke über das Sumpfland zurückgelegt,

da änderte sich plötzlich die Situation. Wir hatten den unteren Rand des Cubatão-Gebirges erreicht, fuhren ein Stück an demselben entlang und bogen dann in ein sich allmählich verengendes, herrliches Flussthal ein, dessen Sohle weithin mit Bananenkulturen bedeckt war. Ein Neger hatte sich vor einigen Jahrzehnten in diesem Thale angesiedelt, den Urwald zur Seite gedrängt, Bananen angepflanzt und war durch den Verkauf der köstlichen Früchte im Laufe der Zeit ein sehr reicher Mann geworden.

Der Zug hielt. Wir waren an der Thalstation Raiz da Serra angelangt. Nun galt es, den Zug auf die Höhe des Gebirges zu bringen. Während die Maschine abgelöst wurde, wurden drei Wagen zusammengekoppelt, durch ein starkes Seil ringförmig umschnürt, alsdann an ein starkes Drahtseil gehakt und die schiefe Bahn in die Höhe gezogen. Wo die Bahn Krümmungen zu überwinden hatte, lief das Seil über niedrige, starke Räder, die theils zwischen den Schienen, theils neben denselben befestigt waren. Als Gegengewicht wurde eine ungefähr gleich schwere Wagenlast hinuntergelassen; diese benutzte dasselbe Geleis und nur an der Kreuzungsstelle wich der Gegenzug auf ein Nebengeleise aus. Die Triebkraft des Ganzen ging von ungeheueren Dampfmaschinen aus, welche auf den einzelnen Stationen aufgestellt waren. Solcher Stationen gab es vier. Hier wurde der Zug an das neue Seil umgehakt. Im ganzen wurde er auf diese Weise etwa 800 Meter hoch gehoben.

Die ganze sinnreiche Maschinerie erregte mein höchstes Interesse. Bisher hatte ich lediglich auf dem Vesuve Gelegenheit gehabt, die Einrichtung einer Drahtseil-Bergbahn kennen zu lernen. Diese aber war weder an Länge noch an Schwierigkeit der technischen Ausführung mit der Bahn des Cubatão-Gebirges zu vergleichen.

Den höchsten Reiz aber gewährte die landschaftliche Szenerie. Denke dir, lieber Leser, ein langes, schmales Thal, auf beiden Seiten von senkrecht aufsteigenden, 3000—5000 Fuss hohen Bergzügen eingefasst. Von beiden Kämmen rauschen silberklare Bächlein zu Thal und vereinigen sich dort zu einem Flusse, dessen Fluten schäumend und brausend, in unzählige Kaskaden zersprengt, dem Ausgang zueilen. Das Ganze aber ist mit undurchdringlichem, majestätischem Urwalde bedeckt. Nach oben hin

spaltet sich das Thal in mehrere Seitenschluchten, die in ihrer ursprünglichen wilden Schönheit das einstige Aussehen der Erdoberfläche widerspiegeln.

An dem nördlich gelegenen Gebirgswalle windet sich wie eine Riesengallerie die Bahn empor. Oft haben tiefe Wunden in den Berg geschnitten, oft Brücken und Böschungen gebaut werden müssen. Ein bewunderungswürdiges Bauwerk ist die „Grosse Brücke“, welche nahe der dritten Station eine gewaltige Schlucht überspannt.

Nach einstündiger Fahrt ist das obere Ende der Seilbahn erreicht, die Station Alto da Serra, wo der Zug wieder in gewöhnlicher Weise formiert wird. Ganze Scharen von Kindern stehen am Perron und bieten den Reisenden Früchte und Naschwerk an, die von den Brasilianern stets in grossen Mengen konsumiert werden. Ich liess mich verleiten, ein Körbchen köstlich aussehender Himbeeren zu kaufen, war aber sehr enttäuscht, als ich wahrnahm, dass die Beeren weder Aroma noch Geschmack besaßen. Sie müssen wahrscheinlich irgend wie zubereitet genossen werden.

In rasender Eile durchquerte der Zug die Hochebene, die wir nun erreicht hatten. Die Landschaft behielt aber noch weiterhin den gebirgigen Charakter. Waldungen wechselten mit sumpfigen Gebieten ab. Noch nie sah ich so mächtige, hohe Baumfarren, wie dort, ganze Büsche bilden. In tausenden von Exemplaren wuchs die Ananas wild auf den feuchten Wiesen. Termitenhügel bildeten zu beiden Seiten des Bahndammes wahre Kolonien.

Dann änderte sich das landschaftliche Bild. Eine weite Ebene breitete sich vor den Blicken aus; einzelne Häuser wurden sichtbar; Wiesen und Felder waren mit Drahtzäunen eingefasst. Pferde und Rinder weideten in grossen Herden frei auf den grünen Fluren. Weiterhin drängten sich schon die Häuser zu Dörfern und Städten zusammen, denen sämtlich der Stempel des Werdens aufgedrückt war. Spekulationsbauten wurden sichtbar: Ziegeleien, Fabriken u. s. w., die nur bis zur Höhe eines Stockwerkes gediehen waren, als der Ruin über die Unternehmer hereinbrach. Jetzt wuchs das Steppengras in den hohen Sälen.

Nun wurde die fruchtbare rote Erde, Terra roxa, von St. Paulo, sichtbar. Am fernen Horizonte tauchten die ersten Häuser der

hochgelegenen Provinzialhauptstadt auf, nach einer kleinen Weile hielten wir auf der Vorstadtstation Braz und einige Minuten später fuhren wir in den Bahnhof von St. Paulo ein.

Letzterer ist, das konnte ich sofort erkennen, für die Grösse des Verkehrs und die Bedeutung der Stadt bereits viel zu klein. Ob schon Schritte geschehen sind, dem Übelstande abzuhelfen, entzieht sich meiner Kenntnis. Ich halte es aber für sehr wahrscheinlich. Ist doch St. Paulo seit etwa einem Jahrzehnt in solch' lebhafter Entwicklung begriffen, wie sonst keine Stadt in Brasilien. Während die Einwohnerzahl vor 15 Jahren kaum 30 000 betrug, zählt die Stadt heute 100 000 Einwohner mehr. Sie liegt auf einem Hochplateau und beherrscht die Gegend weithin. Der ältere Stadtteil ist von den neueren durch tiefe Thalsenkungen geschieden und diese werden durch gewaltige Viadukte überbrückt, die hoch über Strassen und Häuser hinwegführen.

Während die Häuser der inneren Stadt im allgemeinen nichts Bemerkenswerthes bieten, zeichnen sich die neueren Stadtteile durch entzückende Neubauten aus. Ganze Strassen sind in Villen aufgeführt, von denen immer eine schöner und stilvoller gebaut war, wie die andere. Es waren die Besitzungen der Kaffeebarone und Plantagenbesitzer, die sich nach einem oft arbeitsreichen und abenteuerlichen Leben hier ihr Buen retiro geschaffen haben.

Die Häuser wuchsen so schnell aus dem Boden, dass die Fertigstellung der Strassen mit ihnen nicht gleichen Schritt halten konnten, zur Not, dass sie abgesteckt waren. Es gab genug Strassen mit prachtvollen Häusern, die noch in völligem Urzustande sich befanden. Auf anderen wurde fleissig gearbeitet. Kanäle wurden gegraben, Röhren für Gas und Wasserleitung wurden gelegt, die Oberfläche chaussiert oder gepflastert.

Neben den Villen wurden natürlich auch einfache Häuser gebaut für einzelne Familien, die weniger wohlhabend waren. Aber Mietskasernen oder sonstige Hausungetüme waren glücklicherweise unbekannt. Wer irgend konnte, baute sein Häuschen für sich allein.

Dass unter diesen Umständen weniger künstlerisch ausgebildete Architekten als praktische Maurer und Zimmerleute in Anspruch genommen wurden, lässt sich leicht denken. In der That haben

tüchtige Bauarbeiter Gelegenheit, in St. Paulo grosse Summen Geldes zu verdienen.

Freilich nicht bloss hier, alle Städte Südamerikas, die sich einigermaßen günstiger Lage erfreuen, sind ja im Aufschwung begriffen und bedürfen fleissiger Arbeiterhände.

Das Pferdebahnwesen ist, wie in allen Grossstädten Brasiliens, ausserordentlich entwickelt. Auch die noch unfertigen Strassen werden an das Schienennetz angeschlossen und da kommt es häufig genug vor, dass die Geleise versanden oder im Kot versinken, so dass die „Bonds“ aus den Schienen springen. Als Zugmittel werden ausschliesslich kleine Maultiere verwendet.

St. Paulo macht auf den Fremden einen anheimelnden, freundlichen Eindruck. Ich glaube deshalb, weil es einen stark deutschen Charakter trägt. Man braucht hier kein Wort Portugiesisch zu verstehen, um recht gut durchzukommen. An allen Ecken, vor allen Läden hört man deutsche Laute. Zwei gute deutsche Zeitungen, die „Germania“ und die „Freie Presse“, erscheinen hier im Druck und die Gründung einer dritten Zeitung steht bevor. Mehrere deutsche Vereine und Klubs führen ein frisches, thätiges Dasein und der Zuzug deutscher Elemente wird alle Jahre lebhafter.

Das Klima ist wohl warm, da die Stadt an der Grenze der Tropenzone liegt, wird aber durch die Höhenlage sehr gemildert. Die gesundheitlichen Verhältnisse sind günstig und das gelbe Fieber ist nie heimisch geworden.

Für die äussere Reinhaltung der Stadt hat die Natur vorzügliche Wächter bestellt, die Aasgeier. Es sind schwarze, hühnergrosse Vögel, welche sich auf den Dächern der Häuser aufhalten und von ihrem erhabenen Standpunkte aus jeden verwesenden, tierischen Gegenstand alsbald erblicken und aller weichen Teile berauben, so dass nur der blanke Knochen übrig bleibt. Sie werden für diesen Sanitätswachtdienst aber auch belohnt, indem seitens der Behörden ihre Schonung strengstens angeordnet ist.

Die Behausung meiner Gastfreunde wurde auf Erkundigung in deutscher Sprache leicht ermittelt und ich in liebenswürdigster Weise aufgenommen.

Die Pflege der Gastfreundschaft ist in Brasilien hoch ent-

wickelt. Daher erklärt sich der Umstand, dass in den Städten auffallend wenig Hotels und Gasthöfe vorhanden sind, während sie auf dem Lande noch gänzlich fehlen. Bei weitem die meisten Fremden wohnen eben in Privathäusern. Der aus dem Inneren stammende Kunde, welcher in die Stadt fährt, um Einkäufe zu besorgen, ist stets der Gast eines seiner Geschäftsfreunde.

Die nächste Aufgabe meiner Anwesenheit war natürlich das Studium der Stadt und der Umgebung.

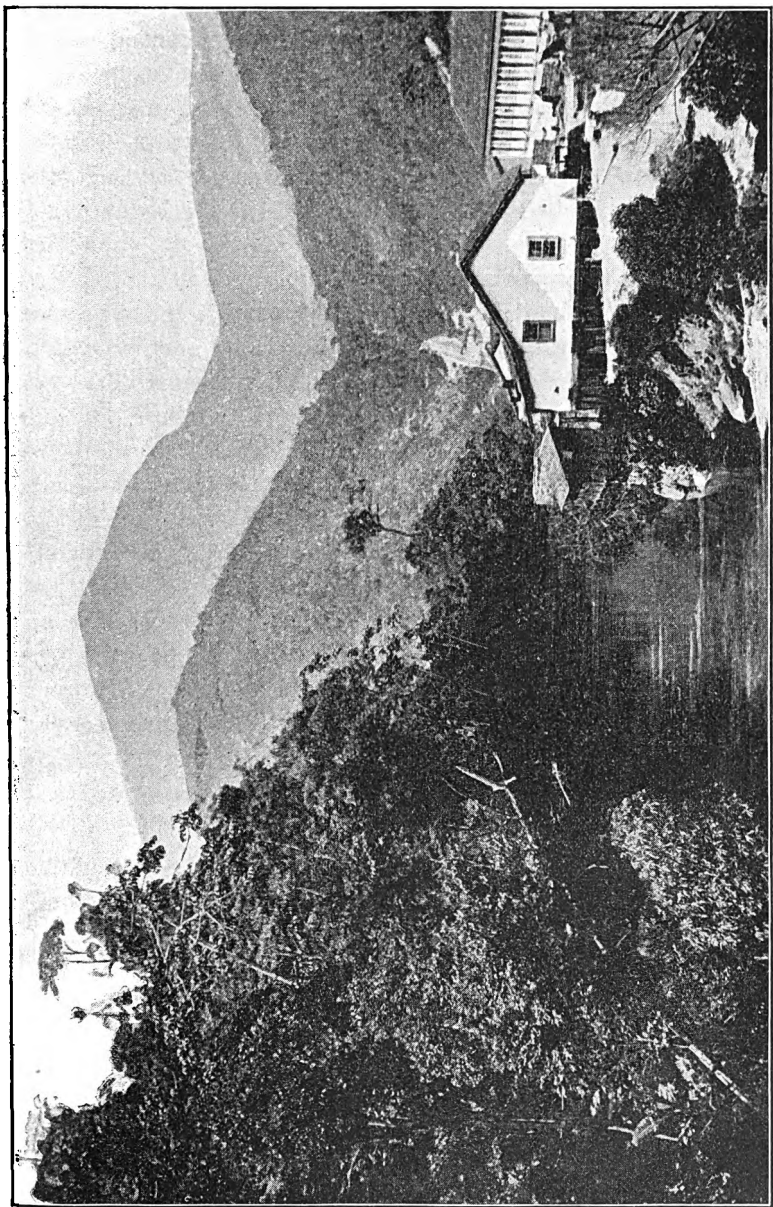
Obwohl es Sonntag war, waren die Läden doch geöffnet. Die „Sonntagsruhe“ ist in Brasilien fast unbekannt; kaum, dass während der gottesdienstlichen Stunden die Läden geschlossen werden.

Bei dieser Gelegenheit will ich auch einschalten, dass das Arbeiten auf dem Schiffe in den Häfen an den Sonntagen nur dann unterblieb, wenn die Arbeiter „strikten“. Dass während der Fahrt die notwendige Arbeit auch an den Feiertagen verrichtet werden musste, bedarf wohl nicht erst der besonderen Betonung.

Einzelne Geschäftsläden in St. Paulo zeichneten sich durch Eleganz und Grösse dermassen aus, dass Paris und Berlin kaum Besseres bieten könnten. Ich erinnere mich einer Konditorei, die wahrhaft verschwenderisch ausgestattet war: ein grossartiges Café, ein elegantes Restaurant, ein hübscher Konzertsaal und eine niedliche Bühne waren damit verbunden. Neben dem Hofe erhob sich eine Terrasse, von welcher aus man eine prächtige Aussicht über die Stadt und Umgebung genoss.

Zahlreiche Cafés und Restaurants, vielfach von Deutschen betrieben, wechseln mit den Geschäftshäusern ab und in allen pulsiert frisches Leben und heiterer Verkehr, ein äusserliches Dokument, dass die Bewohner St. Paulos in günstigen Verhältnissen sich befinden und dass Handel und Wandel gedeihen.

Jetzt freilich wurde die allgemeine Geschäftslage als eine ungünstige geschildert. Alle Welt seufzte das Ende der revolutionären Bewegung herbei. Viele Geschäfte waren seit Monaten gänzlich geschlossen worden. Ungeheuren Vorräte mussten verderben, da es an Abnehmern fehlte. Es war den Paulistanern ein übler Trost, dass die Verhältnisse in Rio noch viel schlimmer lagen. Der Mehrzahl der Brasilianer war es gleichgültig, welche



Petropolis.

von den Parteien den Sieg davontragen würde. Nur Ruhe und Frieden wollte man haben, um seinen Geschäften in sicherer Weise nachgehen zu können.

Unberechenbar war bereits der materielle und moralische Schaden, der durch den monatelangen Bürgerkrieg dem Lande zugefügt worden. Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, dass in den Südprowinzen, so auch in dem Staate St. Paulo, der revolutionären Bewegung grosse Sympathien entgegengebracht wurden.

In St. Paulo wurde mir vielfach versichert, dass, wenn die revolutionäre Armee, die im Süden sich bildete, in die Stadt einziehen würde, sie mit offenen Armen würde empfangen werden.

Im Grunde genommen aber lag auch in dieser Sympathie nur der Wunsch, auf irgend eine Weise die unruhigen, das Geschäftsleben und Verkehrswesen so schwer beeinträchtigenden Zustände beseitigt zu sehen.

Es ist klar, dass die Regierung von der Stimmung in der Bevölkerung und den Vorgängen im Süden Kenntnis hatte und ihrerseits die notwendigen Gegenmassregeln zu ergreifen nicht unterliess.

So war auch über die Provinz St. Paulo der Belagerungszustand verhängt worden. Das Verbot des Tragens von Waffen seitens bürgerlicher Personen galt auch für die Fremden und Ausländer, ein Umstand, der auch einem unserer Zwischendeckspassagiere zum Verdruss gereichte.

Derselbe hatte in Santos beim Betreten des Landes seinen Revolver in der Hand. Flugs wurde ihm dieser von den revidierenden Zollbeamten weggenommen und „konfisziert“. Der Mann war darüber ganz unglücklich. Gute Freunde gaben ihm freilich guten Rat, wie er sich wieder in den Besitz der Waffe setzen könnte. Ob er diesen befolgt und seinen Zweck erreicht hat, vermag ich nicht mitzuteilen, vermute es aber. Seitens der Regierung fanden ferner unaufhörlich Aushebungen von Truppen statt. Auch die deutschen Unterthanen mussten hierzu ihr Kontingent stellen. Und wahrlich, die Deutschen, hatten sie einmal die bunte Uniform an, so zeigten sie sich auch als ganze Soldaten. Ihre gerade, militärische Haltung allein liess sie von den brasilianischen Kameraden unverkennbar hervorstechen. Es

sah den blonden Soldaten auch jedes Auge mit wohlwollendem Blicke nach.

Mit Hilfe eines „Bonds“, die sämtlich so vollbesetzt waren, dass viele, die gerne mitfahren mochten, immer auf den nachfolgenden vertröstet werden mussten, enteiltten wir dem Innern der Stadt und strebten einem hochgelegenen Aussichtsplateau zu, das nach einstündiger Fahrt erreicht wurde.

Man hatte von der Höhe des Plateau einen artigen Blick über die ziemlich ferne Stadt, einen schöneren noch über die weite fruchtbare Ebene mit ihren Wäldern, Wiesen, Plantagen und Herden. Nur selten gewahrte das Auge ein Dörfchen, dessen Häuser vom Grün freundlich abstachen.

Das Terrain hatte seiner Zeit ein Konsortium erworben, um es in Baugrundstücke umzuwandeln. Die Stadt hatte sich aber nach anderen Richtungen hin erweitert, und so trat hier der umgekehrte Fall ein, wie sonst, dass die Strassen fertig, sogar mit Pferdebahn, Gas- und Wasserleitungsröhren versehen waren, während die Seiten der Häuser ermangelten.

Das Konsortium sah sich in seinen Erwartungen getäuscht und löste sich mit Unterbilanz in der Kasse nach einiger Zeit auf.

Es unterliegt aber keinem Zweifel, dass dieses Terrain über kurz oder lang mit Häusern bedeckt sein wird. Einzelne Villen sind bereits errichtet und andere folgen rasch nach. — An dem schönsten Punkte wird ein grossartiges Vergnügungsetablisement in das Leben gerufen werden. Um die Zeit auszunutzen, ist ein provisorisches Restaurant erbaut worden, das schon jetzt der Zielpunkt vieler Paulistaner geworden ist. Und mit Recht; denn es ist ein herrliches Plätzchen. Wenn nicht Palmendächer den Gästen Schatten spendeten, Papageien und andere bunte Vögel die Zweige belebten, wenn nicht die spanische Mandoline und die italienische Violine ihre Weisen ertönen liessen, wenn nicht schwarze Kinderfrauen die Babies auf dem Schosse trügen, und paulistanisches „Bavariabier“ von portugiesischen Schankgehilfen den dürstenden Lippen gereicht würde, und — last not least — das Trinkgelderunwesen eine gänzlich unbekannte Sache wäre, fürwahr, man würde glauben, auf heimatlichem, deutschem Boden sich zu befinden.

Wo so viele Deutsche wohnen, wie in St. Paulo, ist es

erklärlich, dass das Vereinsleben eine Stätte sorglicher Pflege gefunden. Eine ganze Anzahl deutscher Clubs, Vereine u. s. w. sind hier entstanden. Mögen sie den Gesang, das Turnen, die Geselligkeit oder was sonst für eine Tugend pflegen, immer sind sie ein Sammelpunkt des Verkehrs der Deutschen untereinander und für die Landsleute, die sie besuchen.

Meine Gastfreunde forderten mich zur Teilnahme an einem Familienabende im Gesangsverein „Lyra“ auf. Der Verein besitzt sein eigenes Haus mit einem grossen Konzertsaal und Garten und seine Mitglieder gehören dem wohlhabenden, mittleren Bürgerstande an. Man entbot mir in ungemein herzlicher Weise den Willkommensgruss und einige Stunden harmloser Unterhaltung vergingen schnell. Die jüngere Welt war sogar im stande, trotz der hohen Temperatur — im tropischen Hochsommer — auf den Klang heiterer Tanzweisen sich im Reigen zu schwingen.

Wir ernsteren Männer aber sprachen manch' ernstes, kräftiges, deutsches Wort. Auf Rede folgte Gegenrede und dass ich, als der gefeierte Gast, es nicht an mir fehlen liess, in längerer Ansprache meinen Gefühlen der Dankbarkeit, sodann aber überhaupt Gedanken deutsch-patriotischen Charakters Ausdruck zu geben, wird mir der geehrte Leser wohl ohne besondere Versicherung glauben.

Es war ein schönes Zusammensein, welches sich schwerlich meinem Gedächtnis jemals entziehen wird.

Möchte doch der Deutsche in seiner neuen Heimat stets des alten lieben Vaterlandes eingedenk bleiben, möchte er sein deutsches Wesen rein erhalten und möchte er die Erziehung seiner Kinder in deutschem Sinne leiten, dann wird nicht nur der deutsche Name einen hehren Klang in der ganzen Welt erhalten, dann wird auch die allgemeine Kultur und Menschlichkeit, Bildung und Zivilisation raschere Fortschritte machen in allen Ländern der Erde.

Die Verabschiedung von den Klubmitgliedern war eine sehr herzliche, besonders auch von einem gemüthlichen Deutschschweizer, der, wie an dieser Stelle als Beispiel für die Unsicherheit der brasilianischen Verhältnisse erwähnt sein mag, von seiner Gattin, die vor Ausbruch der Revolution nach der Südprovinz St. Katharina gereist war, seit 7 Monaten noch keine Nachricht über ihr

Befinden erhalten hatte. Es war eben jeder Verkehr mit den südlichen Landesteilen abgebrochen.

Zu den Sehenswürdigkeiten St. Paulos ist sein öffentlicher Garten zu zählen, den in Augenschein zu nehmen ich nicht unterlassen wollte. Er ist in der That eine hervorragende gärtnerische Anlage, in welcher tropische Vegetation mit Fischteichen, Wasserfällen, Grotten und dergleichen abwechselt. Grossartig aber und wohl einzig in der Welt dastehend, sind seine Bambusalleen. Man versteht darunter lange, tiefschattige, dunkle Gänge in gotischer Form, deren Wände aber nicht aus starrem Mauerwerk, sondern aus einem Walde von lebendem, grünem Bambusgrase bestehen, dessen Stengel armdick werden und eine Höhe von vielen Metern erreichen. Wie in einem Dome wandelt der Fuss in diesen grünen Hallen auf und nieder.

Des Sonntags pflegt sich der Park reich zu beleben. Da eilt Alt und Jung, Männlein und Weiblein zu den Konzerten, welche hier auf städtische Kosten gegeben werden, und auf die Pracht der Toiletten, welche zur Schau getragen werden, schaut befremdet und neidisch der Kolibri von den Zweigen des Gummibaumes herab.

Eine gute Restauration sorgt für die leibliche Erfrischung.

Ein weiteres, sehr beliebtes Ziel für die Ausflügler St. Paulos ist der grossartige Ypiranga-Palast, ein Prachtbau, den man zum Gedächtnis der an dieser Stelle im Jahre 1822 verkündeten Unabhängigkeit vom Stammlande Portugal errichtet hatte. Einsam, wie ein Märchenschloss, liegt er auf unbebautem Terrain weitab von der Stadt.

Meine Absicht war, von St. Paulo aus einen weiteren Ausflug in das Innere der reichen Provinz zu unternehmen, etwa bis Jundiahy, dem Endpunkte der englischen Bahn, um speziell die Kaffeeplantagen zu besuchen, obwohl die Ernte noch nicht im Gange war, allein meine Zeit war zugeschnitten, und ich musste mich von meinen lebenswürdigen Gastfreunden verabschieden.

Der Schnellzug traf mit einer Verspätung von einer reichlichen Stunde auf dem Bahnhofe ein.

Ein junger Mensch von etwa 20 Jahren, in gewöhnlichem Arbeiteranzuge mit gewaltigem Schlapphute auf dem Kopf, aber eisenbahndienstlicher Miene, hatte uns erklärt, dass die Maschine

des Schnellzuges auf freier Strecke irgendwie Schaden erlitten hätte und ausgewechselt werden musste. Auf meine etwas verwunderte Frage, wie er davon Kenntnis haben könne, stellte er sich zunächst als früherer echter Berliner Junge, sodann aber als Eisenbahnbeamter vor, dem in kurzer Frist noch höhere Ehren bevorständen: er müsse sich in einigen Tagen zum brasilianischen Heere stellen. Da könne es ihm nicht fehlen, rasch eine Offiziersstelle zu erlangen.

An dem letzteren ist in der That nicht zu zweifeln. Ich habe Brasilianer, blutjunge Leute, denen noch nicht der Flaum auf der Lippe wuchs, kennen gelernt, die in ihrem militärischen Verhältnisse den Rang eines Miliz-Hauptmannes bekleideten. Unserem Kapitän und mir hätte man, wenn wir hätten zur Armee eintreten wollen, sogleich den Rang von Obersten zuerkannt, wurde uns halb im Ernst, halb im Scherz versichert.

Kaum war der Zug in die Halle gebraust, als die Plätze in den Wagen auch schon von den Reisenden gestürmt wurden. Wer sich nicht beeilte, mochte sehen, wo er blieb. Ein gutes Mittel, sich einen Platz zu sichern, war es, schon vom Perron aus, durch das geöffnete Fenster einen Platz mit einem Gegenstande zu belegen. Dieser Platz wird von allen unbedingt respektiert.

In meiner Nähe hatte sich eine zusammengehörige, brasilianische Gesellschaft niedergelassen, ein Umstand, der einem Deutschen nicht immer zum Vergnügen gereicht.

Nach landesüblicher Sitte waren alle überreich parfümiert und mit goldenen Ringen und Ketten behangen; mächtige Diamanten funkelten an Kopf, Brust und Händen; die schweren, seidenen Roben der Damen rauschten und knisterten bei jeder Bewegung. Unaufhörlich aber war das Schwatzen, Lachen, Kichern, Kauen von Nahrungsmitteln, Naschen von Obst und Süßigkeiten, das Gestikulieren mit Händen und Füßen und das Wechseln von Plätzen. Natürlich bekam die Zigarette bei Herren und Damen ihr Recht. Einer von den jüngeren Herren that sich besonders hervor. Das Diskutieren wurde bei ihm so lebhaft, dass er förmlich mit Händen und Füßen um sich schlug. Es ging aber alles in heller Freundschaft zu.

Der Zug sauste mit solcher Geschwindigkeit dahin, an den

meisten kleineren Stationen vorbeifliegend, dass ich bei jeder Krümmung der Bahnlinie meinte, er müsste aus dem Geleise springen.

Das Wetter trübte sich ein, mächtige Nebelwolken ballten sich zusammen, als wir den Gebirgsrand des Hochplateaus erreichten.

Wieder wurde die Fahrt auf der schiefen Ebene angetreten. Leider waren die Schluchten und Täler mit undurchdringlichem Nebel eingehüllt, so dass jeder Ausblick ein negatives Resultat bot. Wir kamen wohlbehalten auf der Thalstation an und liessen nun den Nebel hinter uns.

Die Brasilianer hatten sich endlich müde geschwätzt und gelacht und verhielten sich ziemlich ruhig, indem sie an ihren Bonbons knappten.

Die Nacht brach herein, als wir über die Tiefebene fuhren und mit obligater Verspätung langten wir in Santos an.

Es war völlig finster geworden und vom Himmel strömte der Regen.

Schon oben erwähnte ich, dass der Aufenthalt für uns Deutsche von der „Porto Alegre“ nach Einbruch der Dunkelheit keineswegs ein sicherer war, und aus diesem Grunde war mir das verspätete Eintreffen peinlich genug. Dazu kam der Umstand, dass ich mich trotz meiner Ortskenntnisse in den Strassen verirrte und in eine einsame Gegend geriet, die an sich zu den unsichersten der Stadt gehörte.

Ich blieb aber unbehelligt, fand mich wieder zurecht und war froh, als ich an unserer Schiffsbrücke ankam. Flugs wollte ich sie überschreiten, — da wurde mir ein Bajonett entgegengehalten, und eine rauhe Stimme rief: „Voltá!“ („Zurück!“)

Die Situation war kritisch. Ich sah einen schwarzen Soldaten vor mir, mit dem mich auf freundliche Weise zu verständigen kaum möglich erschien.

Ich nannte ihm Stand und Stellung. Sein finsternes, grimmes Gesicht wurde milder. Ich machte eine Bewegung nach der Tasche. Seine Miene drückte gespannte Erwartung aus. Ich langte die Börse hervor und entnahm ihr ein zerknittertes, brasilianisches Legitimationspapier. Das Antlitz des braven Landesverteidigers verzog sich zu einem freundlichen Grinsen. Ich drückte

ihm das Papier in seine schwielige Faust. Der Soldat verbeugte sich, so höflich er konnte, liess mich frei passieren und wünschte mir wiederholt „Buona sera“ („Guten Abend“).

In diesem Augenblicke sprengten zwei berittene Beamte heran, die vielleicht von Ferne die Unterhaltungsszene beobachtet hatten und nun ebenfalls mit mir sprechen wollten, ich war aber vollständig befriedigt und eilte so rasch wie möglich auf mein Schiff, das ich mit Hilfe eines zwischen Brücke und Bord gelegten Brettes erreichte. Nun erst war ich in voller Sicherheit.

15. Kapitel.

Nach Montevideo.

Im ursprünglichen Reiseplane unseres Schiffes war bestimmt worden, dass es von Santos aus wieder die Heimreise antreten sollte. Unser Geschick hatte es aber anders beschlossen.

Da Brasilien seine Küstenschiffahrt der politischen Unruhen wegen längst eingestellt hatte, Eisenbahnverbindungen an der Ostküste Süd-Amerikas aber so gut wie nicht vorhanden sind, so war für die Schiffe der ausländischen Rheder die Gelegenheit ausserordentlich günstig, gute Geschäfte zu machen. So wurde unser Schiff zu einem „irregulären“ umgestempelt.

Wir ahnten aber insgesamt nicht, wie weit und wie lange sich diese Irregularität ausdehnen sollte

Der Befehl lautete, nach Uruguay in See zu gehen und in Montevideo Lebensmittel für die Bewohner von Rio de Janeiro zu holen

Unter Donner und Blitz und strömendem Regen verliessen wir am 20. Februar den Hafen von Santos. Die Natur schien uns zum Abschiede ein besonderes Schauspiel bieten zu wollen: ein tropisches Gewitter.

Das Schiff beeilte sich aber, die an Gefahren so reiche Gegend zu verlassen.

Der Regen begleitete uns jedoch und liess erst am anderen Tage nach. Bald spannte sich die Bläue des Himmels wieder

über uns aus. Und in dem blauen Äther erhob sich ein himmlisches Zeichen, spiegelte sich ein wundervoller, intensiv leuchtender Regenbogen wieder. Es war nachmittags in der sechsten Stunde und die Sonne neigte sich dem Horizonte zu. Die Erscheinung war nur dadurch zu erklären, dass die Atmosphäre noch mit Wasserdunst stark gesättigt war und die heisse Luft der Tropen davon mehr aufzunehmen vermag, als die der kühleren Zonen.

Bei gutem Wetter ging die Fahrt nach dem Süden glatt von statten. Der Kurs wich von dem gewöhnlichen allerdings ab; denn wir trauten den Schiffen der Revolutionäre in den Südpfevinzen nicht, ob sie uns nicht auflauern möchten. Dass unser Schiff Munition für die Regierung nach Santos gebracht, war ihnen sicherlich bekannt geworden, und der Gedanke lag nahe genug, dass sie sich dafür rächen wollten. Wir blieben aber von ihnen unbehelligt.

Dagegen stieg ein anderer, unheimlicher Gast an Bord, der Gevatter Tod. So umsichtig auch die Vorkehrungen getroffen worden waren, um Krankheiten vom Schiffe fernzuhalten und dadurch unsäglichem Elend vorzubeugen, so streng auch die Anordnungen gewesen waren, die der Besatzung des Schiffes gegeben worden, so hatte sich doch in Santos der böse Typhus an Bord geschlichen und, da er merkte, dass wir wohl gerüstet waren, sich wenigstens ein Opfer geholt.

Mit der in den Tropen eigentümlichen Heftigkeit trat das Fieber bei dem zweiten Koch, einem blühenden, braven Jüngling, auf und raffte ihn in kurzer Frist dahin. Nichts war unterlassen worden, die Gewalt der Krankheit abzuschwächen, die Bemühungen waren aber vergeblich.

In der frühen Morgenstunde hauchte er ohne Kampf seine Seele aus und noch selbigen Tag, um die Mittagszeit, wurden seine Überreste den Meeresfluten übergeben.

Es war ein schlichter, aber ergreifender Akt.

Die in Tücher eingewickelte Leiche wurde auf ein schiefes Brett gelagert und mit der deutschen Flagge bedeckt. Nachdem sich die Mannschaft versammelt hatte, trat der Kapitän vor und verlas aus einem Andachtsbuche ein längeres Gebet. Danach wurde das Vaterunser gesprochen, ein Moment feierlicher Stille

trat ein und dann wurde auf einen Wink des Kapitäns die Leiche rasch in die Wogen versenkt. Möge sie sanft auf dem kühlen Meeresgrunde ruhen!

Mir waren die Thränen in das Auge getreten und schmerzliche Gedanken stiegen in der Seele auf.

Wie würden die greisen Eltern des Verstorbenen die Nachricht von dem Tode ihres Sohnes aufnehmen? Sein Vater hatte ihn in Hamburg selbst bis an Bord begleitet und das Versprechen von ihm erhalten, „es solle diesmal seine letzte Seereise sein, nachher wolle er die Eltern nicht mehr verlassen.“

Es war seine letzte Reise gewesen!

Würde sich der Tod aber mit der einen Beute begnügen oder würde er noch mehr verlangen und wen würde das Loos treffen? Niemand auf dem Schiffe war ja mit der Gefahr, in welchen wir schwebten, vertrauter als ich.

Die Vorsehung war uns gewogen, es blieb bei dem einen Opfer.

Mittlerweile war die Küste von Uruguay sichtbar geworden. Im Gegensatz zu dem gebirgigen Strande von Brasilien war sie flach und sandig und durch Dünenbildungen ausgezeichnet. Die Leuchttürme von St. Maria und St. Ignazio hatten wir bereits passiert und befanden uns auf der Höhe von Maldonado, der ersten uruguayischen Stadt, die wir zu Gesicht bekamen. Auf einer Anhöhe erhob sich, weithin leuchtend, die imposante Kathedrale von Maldonado.

Während sonst das Land eben, fast baumlos, nur mit Sandgras bedeckt erschien, wurde hier der Horizont durch einige nicht hohe Gebirgszüge gebildet, die doch immerhin dem Auge einige Abwechslung boten.

Der Seemann ist kein Freund dieses Küstenstriches. Gar manches Schiff hat hier seinen Untergang gefunden: Stürme, Klippen und Untiefen vereinigen sich hier, um der Schifffahrt feindlich gegenüber zu treten. Die Regierung von Uruguay hat noch lange nicht genug gethan, die Gefährlichkeit seines Küstengebietes zu mildern.

Wir durchfuhren nun die schmale Strasse zwischen dem Festlande und der Insel Lobos. Dieses kleine, nackte Eiland ist bekannt wegen der Menge Seehunde, die hier gefangen werden.

An einer vor dem Seewinde möglichst geschützten Stelle ist ein fabrikartiges Gebäude errichtet, in welchem eine Thransiederei ins Leben gerufen worden ist. Denn neben der Jagd auf See-hunde wird auch die auf Walfische eifrig betrieben.

Früher stand auf dem Inselchen ein Leuchtturm. Nachdem sie aber in Privathände gelangt war und der Besitzer die Entfernung dessen gewünscht hatte, wurde der Turm an der Landküste aufgerichtet, zum grossen Nachteil für die Schifffahrt.

Etwas später erreichten wir eine zweite Insel, welche zur Quarantäne-Station für Uruguay eingerichtet war, Floras. Auch sie entbehrt des Baumwuchses und gilt als ein Schreckensaufenthalt für die Passagiere, welche die Quarantänezeit auf ihr zubringen müssen.

Ein mächtiger Gebäudekomplex vereinigt die behördliche Station, das Krankenhaus und das Hotel. Ausserdem ziert die Insel ein gewaltiger, weisser Leuchtturm.

Die Behörde erschien alsbald, um unsere Gesundheitsverhältnisse einer Prüfung zu unterziehen.

Dieselbe ist sowohl für Uruguay, wie für seinen Nachbarstaat Argentinien eine strenge. Die Länder sind durch böse Krankheiten, wie Gelbfieber und Cholera, die durch Schiffe bei ihnen eingeschleppt worden waren, dermassen in Schrecken versetzt worden, dass eingehende Massregeln zu ihrem Schutze beraten und beschlossen worden sind, die nunmehr gewissenhaft durchgeführt werden.

Wer will das den Staaten verdenken, wenn auch dadurch für den einzelnen Reisenden sehr unangenehme Belästigungen entstehen?

Wir hatten kaum den revidierenden Beamten gemeldet, dass unser letzter Hafenort Santos gewesen, als auch flugs über uns eine Quarantäne von 10 Tagen verhängt wurde, und die Herren so schleunig wie möglich unser Deck verliessen. Die nötigen Papiere musste unser I. Offizier sogar von der Insel herüberholen. Es war uns aber die Erlaubnis zu teil geworden, während der Beobachtungszeit zu „arbeiten“, d. h. Ladung aufzunehmen.

Vor der Insel lag ein stattliches nordamerikanisches Kriegsschiff ebenfalls in Quarantäne. Es hatte seine Kranken auf die

Insel gebracht und wartete nun auf ihre Genesung, während sein eigener Arzt täglich die Kranken besuchte.

Wir aber dampften den La Plata hinein bis auf die Rhede von Montevideo und legten uns dort, mit der gelben Quarantäneflagge wohl versehen, vor Anker. Flattert diese ominöse Flagge vom Fockmast herab, so mag sich der Reisende mit Geduld wappnen. Mag das Land vor ihm noch so verlockend ausschauen, er darf es nicht betreten. Nichts darf vom Schiffe herunter, ausser etwa ein Briefchen oder sonst ein Blatt Papier; und auch dieses wird erst tüchtig mit Karbolwasser durchnässt, ehe es vom Bord gegeben wird. Freunde, Bekannte dürfen sich nicht die Hand reichen, es sei denn, dass die vom Lande Kommenden geneigt sind, die Quarantänezeit auf dem Schiffe selbst mit zu durchleben.

Um die Befolgung der Vorschriften genau beobachten zu können, werden jedem Schiffe ein oder zwei Beamte beigegeben, die für alles verantwortlich sind. Diese Herren müssen zart behandelt werden, da es in ihrer Macht steht, die Wartezeit zu verlängern, sie nehmen aus diesem Grunde auch an dem Tische im Salon Platz. Das ist aber in den meisten Fällen für uns Kulturmenschen kein besonderes Vergnügen, da die Herren sich wohl durch Bescheidenheit und Schweigsamkeit, weniger aber durch Sauberkeit und Eleganz der Erscheinung auszeichnen. Es heisst hier aber auch: „Ländlich, sittlich!“

Wie eine Fata Morgana lag die Stadt Montevideo vor uns, so nahe, dass die Häuser einzeln unterschieden werden konnten, und doch so fern, als wenn uns hundert Meilen trennten!

Es ist eine verhältnismässig alte, echt spanische Stadt mit niedrigen, weiss angestrichenen Häusern. Nur ein Gebäude zeichnet sich vor allen anderen durch Umfang und modernen Stil aus, das Strandhotel, ein verfehlter Spekulationsbau, der jetzt zu Privatwohnungen dient.

Die Stadt zieht sich eine sanfte Anhöhe hinauf und breitet sich am Ufer des La Plata weithin aus. Im Osten schliesst scheinbar der weitläufige und von Fremden vielbesuchte Friedhof das Häusermeer ab, im Westen dagegen erhebt sich der grüne, runde Kegel des „Berges“ El Serro, dessen Spitze durch ein Fort, sowie durch einen Leuchtturm gekrönt ist.

Am Fusse des Berges, dicht am Strande, ist der grossartige Schlachthof von Montevideo errichtet, in welchem täglich ganze Herden von Vieh ihr Leben lassen müssen. Es war vom Schiffe aus interessant zu sehen, wie die berittenen Hirten ganze Scharen von Schlachtthieren in die Hürden zusammentrieben.

Die Rhede, wie der Hafen waren mit hunderten von Schiffen aller Nationen bedeckt, die bewiesen, wie lebhaft der Handel am La Plata in Laufe der Zeit geworden ist.

Unsere Ladung bestand in getrockneten Häuten für Hamburg und in Mais, Weizenmehl und getrocknetem Fleisch für Rio de Janeiro. Ausserdem wurden für letzteren Hafen 500 lebende Schafe an Bord genommen. Wir besassen also eine beträchtliche Menge Nahrungsstoff in den Schiffsräumen.

Von der Insel Floras aus hatten wir eine Anzahl Arbeiter mitgenommen, überwiegend Spanier, aber auch Deutsche, Schweden u. s. w., die natürlich die ganze Wartezeit über auf dem Schiffe bleiben mussten. Die Ladung wurde auf „Leichtern“, die neben das Schiff anlegten, herangebracht.

Das Thun und Treiben dieser südländischen Arbeiter zu beobachten, fanden wir vollauf Gelegenheit. Vor Überanstrengung hüteten sie sich weislich, wissen aber sehr wohl die Zeit der Siesta innezuhalten. Besonders viel Sorgfalt wird auf die Zubereitung des Mittagssessens verwendet. Ein kleiner, eiserner Herd fehlt auf keinem Leichter. Ein grosses Stück Rindfleisch wird in einem eisernen Topfe mit Wasser und dem nötigen Gewürz zugesetzt. Ist das Fleisch gar, so werden Bohnen und Kartoffeln zugeschüttet und das Ganze noch ein Weilchen dem Feuer ausgesetzt.

Soll das Mahl beginnen, so nimmt sich jeder der Teilnehmer seinen Teller von Blech oder Porzellan und bedient sich aus dem grossen Topfe selbst.

Das Fleisch wird in Portionen zerlegt und mit den Bohnen und Kartoffeln zusammen gegessen. Viele thun sich noch Pfeffer-schoten oder Tomaten oder Mandiokamehl hinzu. Die Kartoffeln werden häufig durch Weissbrot ersetzt, welches in flachen, runden Stücken in den Gebrauch kommt. Als Getränk dient Landwein, welcher in einer kugeligen Flasche mit langem Ausflussrohr kredenzt wird. Die Leute haben eine merkwürdige Geschicklich-

keit darin, den Wein sich in den weit geöffneten Mund zu giessen, ohne das Rohr mit den Lippen zu berühren. Schliesslich wird die Brühe verteilt, von welcher man jedoch die Fettaugen verschmägt, die sorgsam abgeschöpft und weggegossen werden.

Nach diesem gewiss frugalen und kräftigen Essen legen sich die Leute in den Schatten, mit Vorliebe auf den Bauch, und pflegen der Mittagsruhe, bis sie wieder zur leidigen Arbeit gerufen werden.

Diese kann ohne lebhaftes Gesticulationen und Meinungsäusserungen nicht von statten gehen. Da kann keiner laut genug seine Gedanken zum Ausdruck bringen. Es liegt das einmal in ihrem Wesen.

Bisweilen wurde auch des Nachts gearbeitet. Hatten wir doch in dem elektrischen Lichte eine Leuchtkraft, die die Nacht zum Tage umzuwandeln schien. Weithin ertönte dann über die Wasserfläche das unmelodische Ketten- und Räderrasseln der Dampfwinden, welche zur Bewegung der Lasten in Thätigkeit gesetzt wurden.

An allen den Schiffen ringsum waren die Lichter aufgesteckt, die eben hell genug leuchteten, um die dunkeln Umrisse ihrer Riesenleiber erkennen zu lassen.

Auf dem Serro wurde kurz nach Sonnenuntergang, in welchem Momente ein Kanonenschuss erdröhnte, das Leuchtfeuer entzündet, welches nach Art der Drehfeuer eingerichtet war. Alle Minuten blitzte der glänzende Schein auf, leuchtete einige Sekunden lang und wandte sich dann nach Westen weiter.

Die Szenerie erinnerte mich auf das lebhafteste an eine ähnliche, deren Anblick mich vor Jahren in Entzücken versetzt hatte: an den feuerspeienden Vesuv und seine Umgebung.

Hier wie dort im Vordergrund die dunkle Wassermasse mit ihren zahlreichen grossen und kleinen Schiffen, hier wie dort die grosse Stadt, deren Lichter wie Sternengeflimmer freundlich herüberblinken, hier wie dort die schöngeformten, isoliert aufragenden Bergkegel, deren Spitzen in periodisch auftretendem Glühfeuer aufleuchten, hier wie dort dieselbe Milde der Nacht, dasselbe Gefunkel der Sterne, die fast gleich klingenden, fremden Sprachlaute.

Acht Tage waren mählich vergangen, die Wartezeit also

noch nicht abgelaufen, als die Befrachtung des Schiffes vollendet war und die Abfahrt vorbereitet wurde.

Es war uns also nicht vergönnt, den festen Boden von Uruguay zu betreten und betrübten Herzens mussten wir dem Lande Valet sagen. „Zeit ist Geld!“ sagt der Kaufherr, und auf die privaten Wünsche des einzelnen kann, wenn sie den Tendenzen des Handelsbetriebes zuwider laufen, nicht Rücksicht genommen werden.

Wir ahnten nicht, dass nach einer Reihe von Wochen unsere Wünsche doch in Erfüllung gehen sollten.

An der Insel Floras wurden die Arbeiter von einem Segelboote wieder abgeholt. Unter dreimaligem, kräftigen: „Hipp, hipp, hurra!“ fuhren sie davon.

Dem Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten Nordamerikas hatten sich noch ein deutscher und ein österreichischer Kreuzer zugesellt. Auch diese Schiffe waren der Verderben bringenden Atmosphäre in der Bai von Rio de Janeiro entflohen, um in den hiesigen gesünderen Breiten für ihre Besatzung frische Luft und Erholung zu schöpfen.

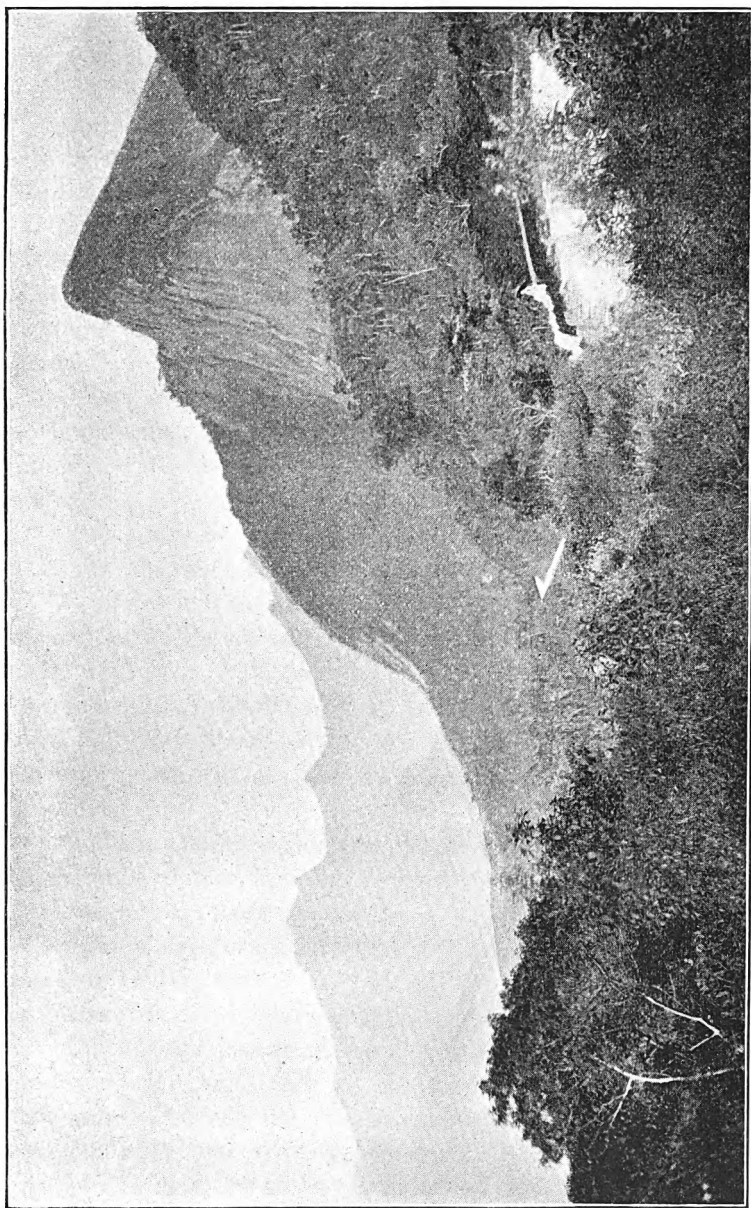
Die Witterung war umgeschlagen, es wehte ein tüchtiger, kalter Wind und die See ging hoch. Das Schiff kämpfte schwer gegen Wind und Wogen an, und die erste Nacht auf hoher See versprach unruhig zu werden.

Und sie wurde es. Zwar rollte und stampfte das Schiff in sich unangenehm bemerklich machender Weise, doch daran waren wir gewöhnt und es störte uns nicht mehr.

Aber ein anderer Feind überfiel das Schiff: ein grosser Teil der Besatzung erkrankte plötzlich an Brechdurchfall unter heftigen Begleiterscheinungen von Krampfständen.

Ich allen voran. Die Nacht wurde in der That qualvoll. So elend ich mich aber selbst fühlte, so musste ich doch den anderen ihre Lage zu erleichtern suchen.

Der Zustand besserte sich allmählich, während wir uns Rio näherten, und als die schönen Inseln und die phantastischen Berge vor der Bai aus dem Meere auftauchten und wir nach beendeter Visite an der Militärschule in grossem Bogen um die Insel Cotundubu herum an dem Fort Santa Cruz vorbei in den Hafen von Rio einliefen, da hatten wir zu weiterem Kranksein keine Zeit.



Orgelgebirge bei Petropolis (Sphinx).

16. Kapitel.

Der „Entscheidungskampf“ in der Bai von Rio.

Es war am Mittwoch, den 7. März, um die Mittagszeit, als wir in der Bai die Anker fallen liessen, ungefähr an derselben Stelle, an welcher wir vor vier Wochen gelegen hatten.

Die Bai war an Schiffen ärmer geworden. Die meisten Kriegsschiffe der fremden Staaten und eine grosse Zahl von Handelsschiffen hatten sie des gelben Fiebers wegen verlassen. Andere an ihre Stelle waren aus demselben Grunde nicht erschienen.

Unser Schiff befand sich in unmittelbarer Nähe zweier portugiesischer Kriegsfahrzeuge, des „Affonso de Albuquerque“ und des „Mindello“, deren Namen später in aller Welt genannt wurden.

Die stattliche Flotte der Nordamerikaner hatten wir ausserhalb der Bai vor Anker liegen sehen.

Von der aufständischen Flotte hatten die Hauptschiffe „Aqui-daban“ und „Republica“ die Bai verlassen, die anderen Schiffe lagen teils, wie Saldanha da Gamas, Admiralschiff „Almirante Tamandaré“, „Trajano“ u. s. w. in der Nähe der Ilha das Cobras dicht vor der Stadt mitten zwischen den Handelsschiffen, teils am entgegengesetzten Ufer zwischen den Inseln Paquetá und Mucangué.

Kleine, armierte Dampfer fuhren beständig in der Bai hin und her und vermittelten den Verkehr zwischen den Aufständischen. Die Regierung hatte ausser den bereits vorhanden gewesenen Batterien einige neue auf dem Festlande sowohl, wie auf der Insel do Governador aufgestellt, so dass die Positionen der Revolutionäre von allen Seiten eingeschlossen waren.

Der Kampf beschränkte sich im wesentlichen auf das Bombardement der feindlichen Befestigungen, mit besonderer Vorliebe aber wurden seitens der Regierungstruppen die erwähnten Verkehrsfahrzeuge aufs Korn genommen.

Wie früher, fielen die Kugeln fast sämtlich in das Wasser und verfehlten somit ihren Beruf.

Mit beginnender Dunkelheit entwickelte sich ein seltsames

aber interessantes Schauspiel: die Holophoten begannen ihre Thätigkeit. Diese elektrischen Scheinwerfer, deren wir fünf zählten, waren an verschiedenen, hochgelegenen Punkten rings um die Bai aufgestellt, so dass sie mit ihren Strahlen die Wasseroberfläche vollständig beherrschten. Der grösste von ihnen erhob sich oberhalb des Fort St. João und galt hauptsächlich der Beleuchtung des Forts Villegaignon.

Sehr häufig trafen die Strahlen der Holophoten auch unser Schiff und blendeten uns nicht wenig.

Höchst unangenehm auf das Auge wirkte das absichtlich herbeigeführte Vibrieren des Lichtes. Man wurde unwillkürlich zum Schliessen der Augen gezwungen.

Es wird angenommen, dass der „Aquadaban“ und die übrigen Schiffe Mellos sich auf die Weise den nächtlichen Ausgang aus der Bai ermöglichten, dass sie vermittelst ihrer vibrierenden Scheinwerfer die Geschützmannschaften der Regierungsforts blendeten und so am Zielen hinderten.

Trotz des Lichterspieles fuhren die kleinen Dampfer der Aufständischen in der Bai hinüber und herüber, umkreisten auch mehrmals in verdächtiger Weise unser Schiff, liessen uns aber unbelästigt.

Nicht so gut war es dem Hamburger Dampfer „Catania“ ergangen, dem die Leute Saldanhas einen Posten Talg und Maschinenöl im Werte von 30000 Mark weggenommen hatten.

Die deutschen Schiffe waren anscheinend augenblicklich schutzlos, da weder ein deutsches Kriegsschiff anwesend, noch eine andere Macht unsere Interessen zu wahren beauftragt war.

Wir wussten aber, dass der deutsche Kreuzer „Marie“ sich von Montevideo unterwegs befand und jeden Tag einlaufen konnte, und wirklich wurden wir am Sonntag, den 11. März, durch seine Ankunft hoch erfreut.

Die „Marie“ legte sich weitab von den übrigen Schiffen im Nordosten der Bai vor Anker, um vor dem gelben Fieber möglichst geschützt zu sein.

Sogleich schickten sich unser Kapitän, der von der „Catania“, sowie einige englisch-sprechende, allwissend sein wollende Herren von unserer Agentur in Rio an, dem Kommandanten der „Marie“ einen Besuch abzustatten.

Als sie mit dem Agenturdampfer bei der „Marie“ anlangten, wurden sie von dem wachthabenden Offizier erst gefragt, ob am Bord ihrer Schiffe das gelbe Fieber ausgebrochen wäre, und erst als sie dies verneinen konnten, vorgelassen.

Der Kommandant, Herr von Lyncker, empfing die Herren sehr freundlich und knüpfte mit ihnen eine längere Unterhaltung an. Während derselben hatte sich einer der Herren Engländer in dem Salon umgesehen und seine Aufmerksamkeit auf das an der Wand hängende, wappengeschmückte Gemälde der Taufpatin des Schiffes, Ihrer Königl. Hoheit der Frau Grossherzogin Marie von Mecklenburg, gerichtet.

Mit der Frage: „Diese Dame stellt wohl Ihre Frau Gemahlin vor, Herr Kommandant?“ wandte er sich an diesen und wunderte sich nicht wenig, als ein schallendes Gelächter ihm als Antwort zu teil wurde.

In der Gewissheit, nunmehr wieder in völliger Sicherheit zu stehen, verliessen die Herren das Kriegsschiff.

Nicht lange Zeit darauf stiess eine Dampfbarkasse von der „Marie“ ab und hielt auf unseren Dampfer zu. Sie legte auch thatsächlich bei uns an, und der kommandierende Offizier erkundigte sich bei unserem Kapitän, wo er den revolutionären „Almirante Tamandaré“ finden könne. Der Kapitän erbot sich zur Mitfahrt und Führung der Barkasse, ein Anerbieten, welches dankbar angenommen wurde.

Der Offizier hatte den Auftrag, dem Befehlshaber der aufständischen Flotte, Admiral Saldanha da Gama, ein Schreiben seines Kommandanten zu übergeben, in welchem der Admiral aufgefordert wurde, die dem Schiffe „Catania“ geraubten Gegenstände entweder wieder herauszugeben oder ihren Wert zu bezahlen.

Saldanha war aber auf dem „Almirante Tamandaré“ nicht anwesend oder liess sich verleugnen. Dem deutschen Offizier wurde gemeldet, der Admiral befände sich bei seinen Verwundeten auf der Insel das Cobras oder Enxados.

Das Schreiben wurde dem stellvertretenden Kommandeur übergeben und die Herren kehrten nach ihren Schiffen zurück.

Am anderen Morgen dampfte die „Maria“ der empfangenen Ordre gemäss wieder aus der Bai hinaus und legte sich ausser-

halb derselben vor Anker. Sie sollte erst am Donnerstag, den 15. März, wieder zurückkehren.

Das gelbe Fieber wütete noch immer mit ungeschwächter Kraft sowohl auf dem Lande wie auf den Schiffen. Mehrmals täglich fuhr ein kleiner Dampfer mit Booten, in welchen sich Fieberkranke befanden, nach dem Hospital von Jurujuba oder holte Genesende von dort ab. Die Zahl der letzteren war leider erheblich geringer, wie die der ersteren.

Am zweiten Tage unserer Ankunft war ich mit dem Kapitän an Land gefahren. Der Aussteigeplatz befand sich noch immer an der Saude, hatte aber einen mehr kriegerischen Anstrich bekommen. Mit Hilfe von Sandsäcken waren Verschanzungen errichtet worden und eine starke Wache sollte einem etwaigen Landungsversuche der Rebellen den ersten Widerstand entgegensetzen.

Allzu gefährlich sahen die Söhne des Mars nicht aus. Sie tranken unter lebhaften Gesprächen gemütlich ihren Kaffee oder rauchten in liegender Stellung ihre Zigaretten. Einer hatte sich auf die Verschanzung gesetzt, dem Feinde zugewandt, und liess die Beine an der Aussenseite herunterhängen.

Die Schildwache liess einem halbwüchsigen Jungen ihr geladenes Gewehr und liess ihn damit Spielereien treiben!

Unser Aufenthalt in der Stadt sollte nur einige Stunden dauern, da wir noch vor Sonnenuntergang zu unserem Schiffe zurückgekehrt sein mussten. Für diese kurze Spanne Zeit und für die Erlaubnis zur Rückkehr mussten wir die Behörden gewaltig in Anspruch nehmen.

Zunächst war es erforderlich, beim deutschen Konsulat sich eine Legitimationsbescheinigung auf Grund des Reisepasses ausfertigen zu lassen. Dieser Schein musste durch die Capitania do Porto beglaubigt werden und endlich wurde durch die Policia do Porto das dritte Siegel auf das Papier aufgedrückt.

Das Bureau der Capitania do Porto befand sich im Marinearsenal. Dieses Institut wimmelte von Soldaten und solchen arbeitslosen Individuen, welche es werden wollten oder werden sollten.

Da die Wohnung des oben erwähnten Dr. H. sich in der Nähe befand, beschloss ich ihn resp. seine Familie aufzusuchen.

Auf mein Befragen, ob er zu Hause wäre, wurde mir erwidert: „Nein, er wäre recht krank!“ „Ist seine Frau Gemahlin zu sprechen?“ „Nein, sie ist am gelben Fieber gestorben!“ „Ist das Kind anwesend?“ „Nein, es ist tot!“

Es waren entsetzliche Mitteilungen und tief erschüttert verliess ich das Haus.

Mit ernster Besorgnis dachte ich an die Möglichkeit, dass auf unserem Schiffe die Seuche ausbrechen könnte. Ein grosser Teil der Mannschaft hatte an Brechdurchfall gelitten oder hatte noch damit zu thun. Die Empfänglichkeit für die Seuche war also in hohem Grade bei uns vorhanden. Brach die Krankheit an unserem Bord aus, so wäre meiner Überzeugung nach mindestens der dritte Teil der Mannschaft ergriffen worden und vielleicht zu Grunde gegangen.

In der Stadt sah man Kranke, gestützt von barmherzigen Passanten, sich mühsam bis zu ihrer Behausung oder in das Hospital dahinschleppen.

Gleichwohl war eine wesentliche Änderung in dem Strassenleben nicht zu bemerken, mit Ausnahme etwa der Strassen unmittelbar am Hafen, die allerdings möglichst gemieden wurden.

An den Punkten, die irgendwie zur Landung der feindlichen Truppen geeignet schienen, waren provisorische Befestigungen aus Sandsäcken errichtet und starke Wachtposten aufgestellt. Als ich aus Wissbegierde mich an einige zu weit heranwagte, erregte ich den Unmut mehrerer Soldaten, der sich in langem und lautem Wortschwall Luft machte, bis der gespendete, aromatische Tabak seine besänftigende und versöhnende Wirkung ausübte.

Der gewöhnliche Landungsplatz an der Praça Dom Pedro II., sonst ein Sammelpunkt des lebendigsten Verkehrs, bot ein Bild der Verlassenheit und Einsamkeit.

Auch die in der Nähe befindliche Markthalle war nur schwach besucht. Von den feilgebotenen Gegenständen, zu denen hauptsächlich Obst, Gemüse und Porzellanwaren gehörten, interessierten mich am meisten die Fische und Schildkröten, von welchen prächtige Exemplare lebend vorhanden waren.

Dem Europäer fällt es auf, wie sorgsam Äpfel und Birnen behandelt werden. Da diese Früchte in den Tropen nicht gedeihen, so sind sie eine wertvolle und geschätzte Handelsware

geworden. In der Rua do Ouvidor, der wichtigsten Geschäftsstrasse Rios, erwarb ich mir käuflich einen jener berühmten Federfächer, die der Fremde so gern in die Heimat mitnimmt.

Diese aus Vogelfedern mit höchster künstlerischer Vollendung verfertigten Fächer gehören zu den wenigen Industriegegenständen, welche Brasilien hervorbringt.

Nachdem die geschäftlichen Angelegenheiten erledigt waren, fuhren wir an den Landungsplatz zurück, mussten dort aber längere Zeit harren, ehe unser Hafendampfer nach dem Schiffe abging.

Es war um die Stunde, wo die Arbeiter von den Schiffen zurückgebracht wurden. In ganzen Trupps langten sie mit ihren Bündeln, Körben und Taschen, in welchen sich Lebensmittel befanden, an und stellten sich in der Zollhalle auf. Alle Nationalitäten waren darunter vertreten, vom Deutschen, der einst bessere Tage gesehen, bis zum schwarzen Neger. Ihre Namen wurden aufgerufen und ihre Taschen u. s. w. von Soldaten untersucht, ob sie nicht etwa heimlich Waffen bei sich trügen. Hatte einer eine besonders köstliche Frucht bei sich, so wanderte diese wohl in die Tasche des revidierenden Unteroffiziers, ein Akt, der grosse Heiterkeit und Schadenfreude bei den Umstehenden hervorrief.

Wenn der Wachtposten durch einen Kameraden abgelöst wurde, so geschah dies nicht etwa unter ähnlichen militärischen Formalitäten wie bei uns in Deutschland, sondern die Sache ging sehr gemächlich zu.

Der Ablösende trennte sich ungern von der Gruppe der übrigen, trollte mit seinem Gewehr auf den Wachtposten zu, grinste ihn kameradschaftlich an und nahm seine Stelle ein, während der andere sich schleunigst zurückzog.

Der wachthabende Offizier machte persönlich einen sehr guten Eindruck, öffnete aber, so lange ich ihn beobachtete, nicht ein einziges Mal den Mund, um einen Befehl zu erteilen.

Die Sonne war bereits im Scheiden begriffen, als das Dampfboot, welches auf Arbeiter für die Nacht gewartet hatte, uns endlich nach dem Schiffe brachte.

Gleich darauf begann das Spiel der Holophoten.

Ein nochmaliges Betreten des Festlandes war uns nicht vergönnt. Wie gern wäre ich nochmals in das Innere des Landes

gedrungen, um Forschungen und Beobachtungen anzustellen und Besuche abzustatten, — die Umstände verhinderten es.

Die seitens des gelben Fiebers drohende Gefahr hielt mich auf meinem Posten fest, die kriegerischen Zustände erschwerten den Verkehr mit dem Festlande und — last not least — ich wurde von neuem von einer sehr schmerzhaften Krankheit ergriffen, welche mich nicht verliess, so lange ich die Planken des Schiffes unter meinen Füßen hatte.

Am Sonntag, den 11. März, abends, hatten wir ein schönes, aber ernstes Schauspiel.

Das übliche Bombardement war heftiger, wie gewöhnlich, und man schoss mit Granaten, deren Zielobjekt besonders die Insel das Cobras war.

Ein Geschoss war in einen mächtigen, mit Balken und Brettern gefüllten Schuppen in der Nähe der Docks gefallen und hatte gezündet. Bald stand der Schuppen mit seinem ganzen Inhalt in Flammen. Das Feuer griff in den Nachbarschuppen über und setzte auch diesen in Brand; ebenso wurde auch das benachbarte Gebüsch von dem Elemente ergriffen.

Dass Anstrengungen zum Löschen des Brandes gemacht worden wären, konnten wir nicht beobachten.

Die Gebäude brannten langsam nieder, während das Donnern der Geschütze allmählich verstummte.

In der Stadt aber flogen Raketen und Leuchtkugeln lustig in die Höhe. Ob sie Signale vorstellen oder ein Ausdruck von Lust und Freude sein sollten, das entzog sich unserer Kenntnis.

Der Vormittag des darauf folgenden Montages verlief bis auf einige Kanonenschüsse in der Bai äusserlich ruhig. Am Nachmittag aber wurde von der Hafenbehörde uns mitgeteilt, dass für den folgenden Tag besondere Dinge vorbereitet würden. Sämtliche Handelsschiffe im Hafen sollten entweder die Bai ganz verlassen oder sich hinter eine bestimmte Linie zurückziehen, die ausserhalb des Kriegsschauplatzes lag.

Diese Linie musste man sich zwischen der Cajuspitze an der Stadtseite und der südöstlichen Ecke der Insel do Governador gezogen denken.

Diese allerdings notwendige Massregel der Regierung war für die Schiffe unangenehm und kostspielig genug. Die Dampfer

mussten speziell für den Zweck, einige hundert Faden weiter zu rücken, Dampf aufmachen, und die Segler mussten gar Schleppdampfer engagieren, die noch dazu schwer zu bekommen waren.

Dem Befehle musste natürlich Gehorsam geleistet werden, wollte man nicht Schiff und Leben riskieren, und so lichteten wir am Dienstag, den 13., früh den Anker, liessen ihn aber schon an der äussersten Grenze des neutralen Gebietes wieder herab, um dem zu erwartenden Schauspiel möglichst nahe postierte Zuschauer zu sein.

Wir lagen auch thatsächlich am meisten nach aussen, so dass wir das Gesichtsfeld vor uns frei hatten. Einige Schiffe, darunter die fremden Kriegsschiffe, waren in ihrer Stellung verblieben. Ein nordamerikanisches Kriegsschiff dagegen, welches sich am Nachmittag vorher dicht an der Innenseite von Santa Cruz aufgestellt hatte, so dass dieses Fort von Villegaignon aus nicht hätte beschossen werden können, verliess diesen Platz und dampfte nach dem Inneren der Bai hinein.

In der Stadt Rio hatten, wie wir nachträglich erfuhren, die Anordnungen der Regierung eine wahre Panik hervorgerufen. Viele tausende der Bewohner hatten sich nach ausserhalb begeben, um sich persönlich in Sicherheit zu bringen.

Der Vormittag verlief anscheinend ohne besondere Ereignisse.

Um die Mittagsstunde aber begannen in der That die Geschütze in volle Thätigkeit zu treten.

Das Wetter war heiter und warm und der Horizont klar; nur der höchste Teil des Orgelgebirges lag im Gewölk verborgen.

Es fiel uns wohl auf, dass nur die Batterien der Regierungstruppen ihr Feuer eröffnet hatten und die Geschütze der Revolutionäre zu schweigen schienen, indessen lag die Vermutung nahe, dass die letzteren mit ihrer Munition haushälterisch umzugehen gedachten. So grübelten wir über diesen Umstand nicht weiter nach.

Einige Stunden wurden nun durch das zeitweilig unterbrochene Bombardement der Regierung ausgefüllt, ohne dass die Revolutionäre ihrerseits in Thätigkeit getreten wären. Auch ihre Flotte, welche den Standpunkt nicht gewechselt hatte, verhielt sich anscheinend ruhig.

Aber auch von der Regierungsflotte, welche schon tagelang

zuvor ausserhalb der Bai gelegen hatte und von der es hiess, sie solle den Hauptanteil an dem „Entscheidungskampfe“ nehmen, war nichts zu sehen.

Endlich, kurz vor 5 Uhr, wurden ihre Schiffe am Eingang der Bai sichtbar. Sie hielten sich dicht unter dem Mauerwerk der Festung Santa Cruz, wie um bei diesem starken Fort Schutz zu suchen.

Unser bemächtigte sich bei diesem Anblicke eine begreifliche Erregung.

Jetzt würde das gewaltige Kriegsschauspiel beginnen!

Die Schiffe fuhren, der „Nichteroy“ mit der Dynamitkanone voran, hintereinander, am östlichen Ufer entlang, auf die Stadt Nichteroy zu.

Nun waren sie auf der Höhe des Forts Villegaignon. Wenn in diesem Momente die gewaltigen Kanonen dieses Forts ihre Geschosse auf die Schiffe werfen, müssen diese undedingt verloren sein!

Aber das Fort verhielt sich ruhig

Da blitzte es auf dem „Nichteroy“ auf, nochmals und wieder! Will Villegaignon nicht antworten?

Noch einige Schüsse des „Nichteroy“, dann trat Schweigen ein.

Plötzlich setzte sich die Flotte wieder in Bewegung, dampfte unbehelligt zur Bai hinaus und verschwand in der eingetretenen Dunkelheit!

Was hatte das alles zu bedeuten?

Erst der folgende Tag brachte uns Aufklärung: der „Entscheidungskampf“ war vorüber.

In den schwarzen Abendhimmel aber strahlten aus den erleuchteten Häusern von Rio und Nichteroy glänzende Feuerkugeln und Raketen empor, und es war, als trüge der leichte Wind Laute der Lust und Freude über das Wasser zu uns herüber.

In der gut unterrichteten Paulistaner „Germania“ lasen wir später über den „Sieg“ der Regierung folgendes:

„In der Bai von Rio giebt es kein aufständisches Schiff, keine feindliche Kanone und kein weisses Revolutionsbanner mehr.

Während noch in der Bundeshauptstadt die Panik eine allgemeine war, und in planloser Hast alles auf die Bahnhöfe

stürzte, um sich vor dem in Aussicht stehenden Bombardement in Sicherheit zu bringen, hatte man von den einzelnen Punkten, die nunmehr wieder mit Artillerie besetzt waren, eine auffällige Stille in den aufständischen Festungen bemerkt. Weder auf der Ilha das Cobras, noch auf Villegaignon, noch auf den einzelnen grösseren Schiffen, die regungslos an ihren Bojen lagen, sah man Leben. Alles war wie ausgestorben. Nur einzelne Lanchen fuhren hin und her und brachten wenigstens etwas Bewegung in das starre Bild. Diese wurden denn auch hin und wieder von Nictheroy aus beschossen. Gegen 11 Uhr 45 Minuten wurden in der Ferne dunkle Rauchstreifen sichtbar, die näher und näher kamen und bald als von der neugebildeten Flotte Florianos herührend erkannt wurden.

Genau um die Mittagszeit eröffneten dann die Barrenforts aus allen ihnen zur Verfügung stehenden Geschützen ein intensives Feuer auf Villegaignon. Von dort aus — keine Antwort. Die Batterien der Armação, Gragoatá und der Praia da Viuva Ramos überschütteten darauf mit einem Hagel von Granaten die Ilha das Cobras. Auch hier blieb alles stumm.

Um $1\frac{1}{2}$ 2 Uhr wurde das Feuer eingestellt. Etwa. $1\frac{1}{2}$ Stunde dauerte die Pause, und nun waren es die Landbatterien von Rio selbst, die das letzte Bombardement eröffneten. Schiffe und Forts wurden der Reihe nach beschossen, die Barrenforts und Nictheroy halfen auch mit, aber auf Seiten der Aufständischen blieb alles still: keine Menschenseele war auf den dem Feuer ausgesetzten Schiffen oder in den Forts zu sehen. Nur auf der Ilha das Enxadas sah man grössere und kleinere Gruppen von aufständischen Seelenten, aber sie beteiligten sich nicht am Kampfe und zogen statt der gewohnten weissen Rebellenflagge die Flagge der Genfer Konvention, das rote Kreuz auf weissem Felde und darüber die brasilianische republikanische Flagge auf.

Um $1\frac{1}{2}$ 4 Uhr erschien die Flotte Florianos vor der Barre.*) Eine Reihe von Lanchen brachten Seelente, die sich den Regierungs-

*) Unter Barre versteht man eigentlich seichte Stellen, welche die Einfahrt in einen Hafen den grossen Seeschiffen erschweren oder unmöglich machen. Sie sind an der Ostküste von Südamerika sehr häufig vorhanden. Für den Hafen von Rio bedeutet „Barre“ nur die Einfahrt, welche übrigens mehr Wassertiefe hat, als die Bai selbst. Barrenforts sind Santa Cruz, St. João etc.

truppen auf Gnade und Ungnade ergeben hatten, nach dem Marinearsenal.

Es war natürlich mittlerweile klar geworden, dass die Aufständischen ihre Stellungen längst verlassen hatten und dass daher das Bombardement des ganzen Tages unnütz gewesen war. Zum Überflus kam noch ein Offizier von der Ilha da Paquetá mit einer Lanche zum Marinearsenal und machte dem dort anwesenden Marineminister auf Ehrenwort die Erklärung, dass Saldanha mit allen höheren Offizieren schon am Vormittag auf die fremdländischen Kriegsschiffe geflüchtet wäre und dass die ganze Mannschaft und Unteroffiziere der Aufständischen sich zusammen auf den beiden Inseln Ilha das Enxadas und da Paquetá befänden, wo sie die weiteren Bestimmungen der legalen Regierung abwarten wollten. Alle Schiffe und festen Stellungen seien von den Truppen verlassen.

Nun wurde zunächst Villegaignon von Regierungstruppen besetzt und an Stelle der dort flatternden weissen Fahne die Regierungsflagge gehisst.

Um 4 Uhr*) fuhr die neue Flotte, geführt von der „Nichteroy“, die das Dynamitgeschütz an Bord führte, in den Hafen ein. Gegen 6 Uhr ging dieselbe gegenüber dem Kriegsarsenal vor Anker. Indessen war auch die Ilha das Cobras von den Regierungstruppen besetzt worden, und von ihr sowohl wie von Villegaignon aus wurden nun die 21 Schüsse, mit denen die Flotte die Forts der Bundeshauptstadt salutiert hatte, der Reihe nach erwidert.

Zwei Inseln waren es also, auf die die Aufständischen sich unbewaffnet zurückgezogen hatten, die Ilha das Enxadas und die Ilha da Paquetá.

Auf ersterer waren im ganzen ca. 500 Mann und einige Verwundete und auf letzterer 300 Mann. Es wurden nun kleine Kontingente unter Führung von Offizieren abgesandt, um die Übergabe der kapitulierenden Aufständischen entgegen zu nehmen. Von den 500 auf der Ilha das Enxadas Befindlichen wurden 92 in die Bundeshauptstadt geschickt, um in den verschiedenen Gefängnissen untergebracht zu werden. Der Rest blieb unter militärischer Bewachung auf der Insel.

*) Eine Stunde später!

Ebenso geschah es auf der Insel da Paquetá. Da auf beiden Inseln kein Tropfen Wasser und keinerlei Lebensmittel waren, liess die Regierung noch im Laufe des Nachmittags beides dahin besorgen.

Saldanha soll in aller Frühe des Morgens die ganzen Aufständischen von allen Punkten auf die Ilha das Enxadas haben bringen lassen, um ihnen zu sagen, dass sie verloren wären und dass sie daher ohne weitere Mittel zum Widerstande hier bleiben sollten, bis die Regierung über ihr ferneres Schicksal einen Entschluss gefasst hätte. Er selbst werde mit den Offizieren auf ein fremdes Schiff gehen, um sich von demselben ins Ausland bringen zu lassen. Dann habe er seinen Säbel gezogen, ihn geküsst und ins Meer geworfen. Der „Paiz“ (eine die Interessen der Regierung vertretende und in Rio erscheinende Zeitung) behauptet es wenigstens so, wie unwahrscheinlich es auch klingen mag.

Nachdem Villegaignon und die Ilha das Cobras noch im Laufe des Nachmittags von den Regierungstruppen besetzt worden waren, wurden auf die einzelnen Schiffe kleinere Kontingente Regierungstruppen unter Führung je eines Offiziers verteilt.

Bemerkenswert scheint uns noch, dass sowohl auf Villegaignon wie Ilha das Cobras bei der Besetzung ganze Systeme geladener Minen entdeckt wurden, ebenso wie man auf dem „Jupiter“ einen grossen Vorrat von Dynamitpatronen vorfand.

Ein Berichterstatter des „Paiz“ behauptet, dass es den Aufständischen an Lebensmitteln und Munition nicht gefehlt. Sowohl auf Villegaignon wie auf dem „Almirante Tamandaré“ waren Mundvorräte in grosser Menge aufgespeichert, ja es war ein solcher Überfluss davon, dass man z. B. Kaffeesäcke zum Bauen von Verschanzungen verwandt hatte. Andererseits aber waren sowohl die Schiffe wie die Inseln in einem ganz desolaten Zustand. Überall Kugelspuren und Trümmer. Es ist unerfindlich, wie Leute, die unter solchen Verhältnissen 6 Monate lang mit wahren Heldenmut ausgehalten haben, jetzt plötzlich, wo es zur Entscheidung kommen sollte, jeden Mut verlieren konnten. In sämtlichen von den Aufständischen verlassenen Stellungen auf den Inseln sowohl als auf den Schiffen waren die Vorderladerkanonen vernagelt und die Hinterlader durch Wegnahme der Verschluss-teile unbrauchbar gemacht.

In Rio haben zur Feier des Sieges der Regierung grosse Festlichkeiten stattgefunden.“

Soweit das brasilianische Blatt.

Die weiteren Vorgänge in und um Rio vermochten wir nicht weiter persönlich zu verfolgen, da am anderen Tage unser Schiff von neuem sich zu einer Seereise anschickte.

Die Ausladung unserer Fracht war beendet. Die Schafherden, denen es während der Überfahrt von Montevideo nach Rio sehr schlecht ergangen war, so dass einige eingegangen und die meisten krank geworden waren, hatte man glücklich ausgeschifft, freilich nicht ohne Jagd auf einige Tiere gemacht zu haben, die in das Wasser gesprungen oder gefallen waren.

Das Schiff hatte unvermutet Ordre erhalten, nach Argentinien zu fahren, um dort Ladung für Europa einzunehmen.

Da meine persönlichen Verhältnisse es nötig machten, baldmöglichst nach Europa zurückzukehren, wurden Schritte unternommen, welche meine baldige Rückkehr ermöglichen konnten. Sie hatten indessen nicht den erwünschten Erfolg, und so sah ich mich in der Lage, wohl oder übel mein Schicksal weiter mit der „Porto Alegre“ zu verknüpfen.

17. Kapitel.

Auf dem La Plata.

Bei herrlichem Wetter fuhren wir am Tage nach dem Entscheidungskampfe, der auf uns einen sonderbaren Eindruck gemacht hatte, aus der Bai heraus und nahmen unseren Kurs nach dem Süden.

Das nächste Ziel war Ilha Grande, die idyllisch gelegene Quarantänestation Brasiliens, um dort frisches Trinkwasser für uns einzuholen.

Wenn sich auch Rio de Janeiro grossartiger Leitungen und vorzüglichen Trinkwassers erfreut, so war doch der Transport des Wassers nach dem Schiffe umständlich und seiner Reinheit, auch in Bezug auf den Ansteckungsstoff des Gelbfiebers, sicherlich nicht förderlich.

Die wunderbare Palmas Bai, in der bereits ein grosses Segelschiff vor Anker lag, entzückte von neuem unsere Sinne.

Was war mehr zu bewundern, die friedliche Stille der Natur, die grüne, durchsichtige See oder die tropische Pracht der Vegetation, die Erhabenheit der Gebirgszüge?

Die Sanitätsbehörde war an Bord gekommen und mein jugendlicher, brasilianischer Kollege hätte mich als fieberverdächtig beinahe mitgenommen. Mein allerdings sehr leidendes Aussehen wollte ihm gar nicht behagen. Ich machte ihm aber die Diagnose meiner Erkrankung klar und so gab er sich denn, wenn auch anscheinend ungern, zufrieden.

Am Spätnachmittag lief ein französisches Kriegsschiff in die Bai, dasselbe, welches wir Tags zuvor in dem Hafen von Rio in der Nähe der portugiesischen Kriegsschiffe gesehen hatten.

Wahrscheinlich beabsichtigte es ebenfalls, sich hier mit frischem Trinkwasser zu versehen; in uns stieg aber der Gedanke auf, dass der Admiral Saldanha da Gama sich auf ihm befinden möchte und vielleicht hier an Land gebracht werden wollte. Unmöglich wäre dies ja nicht gewesen.

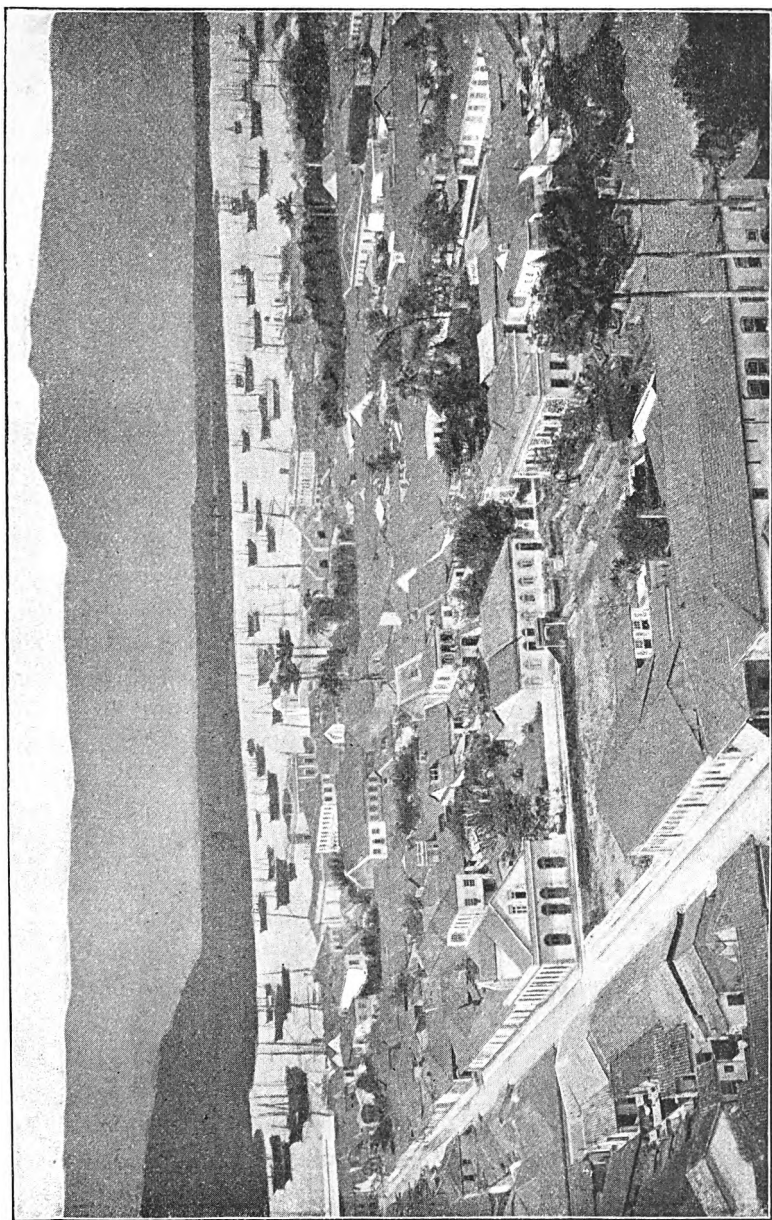
Kurz nach Sonnenuntergang gingen wir wieder unter Dampf und legten in einigen Tagen die Strecke bis in die Nähe der Insel Lobos wohlbehalten zurück. Dort war stürmisches Wetter eingetreten und die See ging ziemlich hoch.

Plötzlich, es war früh morgens, stand das Schiff still.

Ein Segler, der vom La Plata kam und nach Europa wollte, hatte schon viele Tage hier umhergekreuzt, um seinen Lotsen abzusetzen. Es wagte sich aber bei der bewegten See kein Boot hinaus. Schon hatte der Kapitän des Segelschiffes beschlossen, den Lotsen mit nach Europa zu nehmen, um nur mit dem für ihn günstigen Winde fortzukommen, als unser Dampfer in Sicht kam. Kaum gönnte er sich die Zeit, durch Flaggensignale anzufragen, ob wir gewillt seien, den Lotsen an Bord und nach Buenos Aires zurückzunehmen, und unsere zustimmende Antwort abzuwarten, als er den Lotsen auch schon in seinem Boot nach unserem Schiff bringen liess.

Der Mensch war überglücklich, als er sich geborgen sah.

Es war finsterer Abend, als wir auf der Rhede von Montevideo anlangten, um nur ganz kurzen Aufenthalt zu nehmen.



Santos.

In strahlendem Lichterglanz breitete sich die Stadt aus und das Leuchtfeuer des „Serro“ blitzte freundliche Grüsse herüber.

Unser Ziel lag diesmal aber weiter, viel weiter . . .

Nach kurzem Meinungsaustausch mit der Agentur wurde die Fahrt den meeerartigen La Plata stromaufwärts fortgesetzt und am Vormittag des anderen Tages die Rhede von Buenos Aires erreicht und hier der Anker wieder in den Grund hinabgelassen.

Die argentinische Sanitätsbehörde erschien und verurteilte uns, nachdem sie erfahren, dass Rio de Janeiro unser letzter Aufenthaltsort gewesen, unweigerlich zu 10 Tagen strengster Quarantäne.

Die Herren hatten auch schon einen Wächter mitgebracht, der sich sofort zu uns an Bord begab.

10 Tage strenge Quarantäne!

Leser, weisst Du, was das heisst?

Das bedeutet, ausgestossen sein von der Welt, gemieden sein wie ein Aussätziger oder wie ein Verbrecher!

Dennoch ist diese Einrichtung zweckmässig und notwendig für ein Land, will es sich schützen vor dem Eindringen Verderben und unsägliches Elend bringender Seuchen.

Hatte doch Argentinien bereits die schlimmsten Erfahrungen gemacht mit der Cholera, wie mit dem gelben Fieber!

Uns blieb eben nichts übrig, als die verhängnisvollen 10 Tage geduldig auszuharren.

Die Mannschaft wurde mit Schiffsarbeit beschäftigt, da die Übernahme von Fracht verboten war.

Es mochte uns ein Trost sein, dass zahlreiche andere Schiffe das gleiche Loos mit uns teilten.

Dafür, dass wir alle hübsch artig blieben, war auch gesorgt: zwei argentinische Kriegsschiffe hielten auf der Rhede Wacht. Sie lagen uns ziemlich nahe gegenüber, so dass wir das Thun und Treiben auf ihnen recht bequem beobachten konnten.

Nicht ganz angenehm waren die Übungen ihrer Musiker; einer mühte sich den ganzen Tag verzweifelt ab, auf der Trompete die hohen Töne herauszubringen. Das that unseren Nerven mal gut!

Vom Lande sah man am Horizonte nur einen schmalen

Strich. Doch konnte bei klarer Luft sowohl Buenos Aires wie seine östliche Umgebung, besonders das Städtchen Quilmes, bekannt durch seine Brauerei, recht gut gesehen werden.

Die Temperatur war sehr angenehm, wie wir sie „molliger“ während der ganzen Reisedauer nicht gehabt, und der Himmel blaute fast ohne Unterbrechung auf die Fluten des La Platastromes herab.

Das gelbe, lehmige Wasser dieses majestätischen Stromes führte eine Menge grüner Bäumchen und Sträucher mit, die oft eine weite Reise hinter sich hatten.

Der Fischreichtum war bedeutend und wurde auch von uns ausgenutzt. Eines Tages wurde im Netz ein gewaltiger Kattisch gefangen, der an Deck gebracht, so heftig um sich schlug, dass ein Matrose durch seine Rückenflosse am Fusse verletzt wurde. Der Fuss schwoll an und wurde schmerzhaft, so dass der Matrose sich in meine Behandlung begeben musste, aus welcher er erst nach einigen Tagen als geheilt entlassen werden konnte.

Ebbe und Flut waren deutlich bemerkbar und für die Lage der auf der Rhede ruhenden Schiffe von massgebendem Einfluss. Zur Zeit der Ebbe waren die Vorderteile der Schiffe stromaufwärts, zur Zeit der Flut stromabwärts gerichtet, so dass die Schiffe sich beständig in langsam drehender Bewegung befanden.

Täglich änderte sich das Bild, das die imposante Flotte bot. Ein Schiff wurde von der Quarantäne befreit, ein anderes trat dieselbe an. Eines Morgens waren auch die beiden portugiesischen Kriegsschiffe „Affonso de Albuquerque“ und „Mindello“, welche in Rio neben uns gelegen und am Nachmittage des Entscheidungstages den Hafen verlassen hatten, als unsere Leidensgenossen eingelaufen.

Sie hatten eine grosse Zahl der aufständischen Offiziere und Unteroffiziere an Bord, die sie in Montevideo vergeblich abzusetzen versucht hatten. Auch Saldanha da Gama sollte sich auf einem der Schiffe befinden. —

Sonderbar genug war der Vorgang, wenn uns Lebensmittel, wie frisches Fleisch und Gemüse, überbracht wurden.

Der kleine Proviantdampfer fuhr zuerst zu dem wachthabenden Kriegsschiff, um von dem Kommandanten desselben die Erlaubnis, sich unserem Schiffe nähern zu dürfen, einzuholen.

Alsdann wurde eines unserer Böte losgemacht, an ein langes Tau gebunden und durch den Strom abtreiben gelassen. Die Leute auf dem Proviantdampfer fuhren nun an unser Boot heran und warfen die Lebensmittel hinein, hüteten sich aber, selbst mit diesem unschuldigen Boote in persönliche Berührung zu kommen. War alles fertig, so wurde das Boot herangezogen und sein Inhalt von unseren eigenen Leuten an Bord heraufgeschafft.

Das Fleisch war stets sehr schön und ausserordentlich billig und von den Früchten ernteten die prächtigen Weintrauben allseitiges Lob.

Die Quarantänezeit neigte sich ihrem Ende zu, als unser nächster Nachbar, das Wachtschiff, Dampf aufmachte und uns verliess, um bis Montevideo zu fahren. Wahrscheinlich sollte es sich dort einer Reparatur unterziehen, da Argentinien ein eigenes Dock noch nicht besitzt.

Kurz vor seiner Abfahrt manövierte es mit einem kleinen Torpedoboote, welches pfeilschnell den Strom entlang schoss, sich plötzlich umwandte und im nächsten Augenblicke auch schon wieder verschwunden war, — ein hochinteressanter Anblick.

So schön wie die Tage, so prachtvoll waren auch die Nächte. Die Sonne ging nie unter, ohne am Westhimmel eine Farbenpracht hervorzuzaubern, die nur ein gottbegnadeter Maler mit dem Pinsel wiedergeben könnte.

Wenn dann mit wunderbarer Schnelle das Nachtdunkel sich über Strom und Land ausgebreitet hatte, dann blitzte es am Horizont an vielen Stellen auf, wie Wetterleuchten.

Wie Wetterleuchten und doch wieder anders. Das elektrische Licht ging radienförmig von Mittelpunkten, die auf oder unter dem Horizonte lagen, aus. Stundenlang hielten diese Erscheinungen an.

Auch das Zodiakallicht wurde während einer Nacht beobachtet.

Die Sternbilder traten allnächtlich in aller Schärfe auf. Überraschend schön nahm sich von hier aus das südliche Kreuz aus. Wenn es um Mitternacht hoch oben im Zenith erstrahlte, beinahe senkrecht über uns, dann lernte ich verstehen, warum dieses Sternbild Millionen und aber Millionen Gemüter in Andacht versetzt.

In diesen Breiten giebt es mitunter Wolkenbildungen, die nicht aus feuchtem Dunst bestehen, sondern aus etwas Greifbarem, Lebendigem, Gefürchtetem — aus Insekten.

Schrecken ergreift die Herzen, wenn ein Schwarm von geflügelten Heuschrecken, die Sonne verfinsternd, daher gezogen kommt. Verwüstungen kennzeichnen alsdann den Weg, den diese Schwärme genommen. Auch wir gewahrten an einem Nachmittage eine seltsame Wolke über der Stadt Buenos Aires. Die Atmosphäre war überall klar; woher kam dieser trübe Haufen, der in merkwürdiger Weise seine Gestalt häufig änderte? Die Wolke senkte sich und lagerte sich wie Nebel auf dem Wasser, die entfernt liegenden Schiffe unseren Blicken entziehend. Jetzt näherte sich die Masse und im Augenblicke waren wir von kleinen — Fliegen bedeckt, die im Schiffe überallhin ihren Weg fanden.

Zum Glück belästigten sie uns nicht, waren auch nach kurzer Zeit wieder verschwunden.

Wie notwendig die Einrichtung der Quarantäne war, bewies die Thatsache, dass wiederholt Erkrankungs- und Sterbefälle auf den Schiffen eintraten. Unter anderen starb ein chilenischer Offizier am gelben Fieber. Die Erkrankten wurden nach dem Schiffslazarett gebracht, welches auf der Rhede stationiert war.

Endlich schlug für uns die Befreiungsstunde. Alles seufzte erleichtert auf, selbst unser Lotse und der Quarantänewächter, welcher sofort einen neuen zehntägigen Dienst antreten sollte, sich dagegen aber aufs äusserste sträubte und heim zu seiner Familie verlangte, ein Verlangen, das ihm auch bewilligt wurde. Der Glückliche!

18. Kapitel.

Auf dem Paraná.

Unser Dampfer schickte sich zu einer Fahrt in das Innere von Argentinien an. Sein Ziel war die Stadt Rosario in der Provinz Santa Fé.

Am Freitag, den 30. März, gegen Mittag lichteten wir den Anker, durchquerten die Rhede, fuhren zwischen den portugiesischen

Kriegsschiffen durch, deren Decks von den aufständischen, in ihrem Aussehen sehr heruntergekommenen Soldaten wimmelten, und schlugen die nördliche, dann aber nordwestliche Richtung ein.

Das flache Ufer von Uruguay kam in Sicht und begleitete uns eine grosse Strecke.

Die Stadt Colonia, welche wir passierten, machte vom Strome aus gesehen einen recht freundlichen Eindruck und trug ganz den Charakter einer älteren spanischen Ansiedelung.

Zur Linken that sich später den Blicken ein freundliches Bild auf. Die grüne Insel Martin Garcia mit ihren Gebäuden tauchte auf. Sie ist als Quarantänestation für Argentinien eingerichtet und auf ihr sollten die flüchtigen Brasilianer untergebracht werden.

Das Schiff eilte vorwärts und bald lag Martin Garcia weit hinter uns.

Noch eine gute Strecke, dann spaltete sich der breite Strom in zwei Arme, von denen der eine, der Uruguay, nach Norden sich abzweigte, während der andere, der Paraná, westwärts weiter ging.

Wir wählten den letzteren und traten somit eine Flussfahrt an, die des Interessanten ausserordentlich viel bot.

Den Lauf des Uruguay verfolgte ich mit den Blicken, so weit ich konnte. Der Strom wie seine Umgebung boten offenbar das gleiche Aussehen, wie der von uns eingeschlagene Weg.

Beide Ströme teilten sich in zahlreiche Arme, die aber nicht sämtlich für Seeschiffe fahrbar sind. Zwischen den Flussläufen liegen mehr oder weniger grosse flache Inseln, die ausnahmslos durch Anschwemmungen entstanden und so fruchtbar sind, dass auf ihnen eine Vegetation ergrünt ist, wie man sie sich üppiger kaum vorstellen kann. Ich fand später Gelegenheit, eine derartige Insel in ihren Schönheiten, aber auch in ihren bösen Seiten kennen zu lernen.

Das Niveau des Stromes war ganz bedeutend — um drei Meter — gestiegen, sei es infolge gewaltiger Regengüsse im tropischen Quellengebiet, sei es infolge des Zuwachses durch das Schmelzwasser der Cordilleren.

Die Inseln und flachen Ufer waren also überflutet und dennoch ragten ausser den Bäumen und Sträuchern auch die Gräser noch

weit über der Oberfläche des Wassers empor, — so hoch hinauf waren ihre Stämme und Halme entwickelt.

Unter den Bäumen waren die wilden Pflirsiche, Weiden- und Pappelarten zahlreich vertreten, unter den Gräsern aber das herrliche Pampasgras, dessen weisse, fusslange Blütenwedel lockend zu uns herüberleuchteten.

Auch die Tierwelt war angemessen vertreten; zahllose Herden von Tauchervögeln, wilde Schwäne, Enten, Reiher belebten die Oberfläche des Wassers.

Der Wasserarm, den wir seiner Tiefe wegen benutzen mussten, war an einigen Stellen so schmal, dass die Wellen, welche der Dampfer verursachte, von beiden Ufern zurückgeworfen wurden.

Um in dem Labyrinth den richtigen Wasserarm und in diesem wieder das richtige Fahrwasser zu finden, ist es notwendig, einen Flusslotsen von Buenos Aires mitzunehmen. Schiffe, welche aus Sparsamkeitsrücksichten dies nicht thun, laufen jeden Augenblick Gefahr, in eine Untiefe zu geraten.

Wir haben auf unserer Fahrt wiederholt solche verunglückte Fahrzeuge getroffen, die ihre liebe Not hatten, wieder frei zu werden.

An einzelnen Uferstellen der mit undurchdringlichem Buschwerk bewachsenen Inseln waren menschliche Niederlassungen errichtet: echte Pfahlbauten, die sich in ihrem Äusseren von denen der Urzeit in nichts unterschieden. Ihre Bewohner gehörten der Indianerrasse von Argentinien an und lebten von Fisch- und Vogelfang.

Für den Europäer würde ein längerer Aufenthalt in diesen mit Rinden und Blättern bekleideten Pfahlhäusern den sicheren Tod bedeuten: das Sumpffieber findet hier die günstigsten Bedingungen zu seiner Entwicklung.

Viele Meilen weit begleitete uns die herrliche Ufervegetation, bis mählich die Baumwelt zurücktrat und weite mit Gras und Gestrüpp bedeckte Ebenen sich dem Beschauer aufthaten. Wir waren in die Pampasregion eingedrungen.

Des Reizes entbehrten auch diese endlosen Flächen nicht. Hier und da durchbrach hohes Buschwerk die Eintönigkeit der grünen Ebene oder bunte Blumenteppeiche erfreuten das Auge

Von kulturellen Anlagen aber war weit und breit keine Spur zu erblicken.

Nur eine Erscheinung erinnerte daran, dass die Gegend auch von Menschen bewohnt war, das waren die Rauchwolken, die am Horizont zahlreich in die Höhe stiegen und deren Dunst vom Winde auch bis zu uns getrieben wurde, als Zeugnisse für die Pampas- und Campbrände, die der Ansiedler mit Absicht herbeiführt.

Das ihm lästige Stroh vom Mais und Weizen, das dürre, dem Nachwuchs hinderliche hohe Gras der Pampas will er auf rasche und sichere Weise beseitigen, und das geschieht, wie überall in Südamerika, mit des Feuers Gewalt.

Bald aber trat an Stelle der Rauchwolken ein rötlicher Schein, den Herd des Feuers deutlicher markierend. Es war dunkel geworden ringsum und das Nachtleben begann sich zu regen. Das Schiff fuhr noch ein weites Stück in die Nacht hinein, bis es zur Ruhe ging.

Am anderen Morgen ward uns eine unangenehme Überraschung zu teil. Dicker Nebel, vermischt mit Pampasrauch, hatte sich über das Stromgebiet gelagert und hinderte uns an der Weiterfahrt. Es war der gefürchtete Parananebel, der manchmal tagelang anhält und der Schifffahrt äusserst hinderlich ist.

Unser Nebel verzog sich glücklicherweise gegen 9 Uhr früh, um einem prächtigen Sonnenschein zu weichen, und wir konnten die Reise fortsetzen.

Nach einstündiger Fahrt änderte sich der Charakter der Uferlandschaft. Das unmittelbar den Fluss berührende Land blieb zwar noch niedrig und flach, dahinter aber nach Westen zu zeichnete sich scharf eine zweite hohe Uferkante vom Hintergrunde ab und rückte näher, bis sie an den Strom selbst herantrat.

Das war der echte, eigentliche Westuferstrand des majestätischen Parana; was wir bisher gesehen, war nur angeschwemmtes Land gewesen, Schwemmland war auch weiterhin das ganze unübersehbare Gebiet, das nach Osten hin nirgends zu enden schien.

Senkrecht wie eine Wand fiel das neue, hohe Ufer ab, dessen Material aus Lehm und Kreideerde bestand.

An der Basis der steilen Wand aber leckten und wuschen die reissenden Fluten des Stromes, bis sie Stückchen für Stückchen

abgelöst und Höhlungen geformt hatten, die der Tierwelt zum Schutze, der Lehmwand aber zum Verderben gereichten. Auch in der Lehmwand selbst hatten Wind und Wetter kleinere Höhlen ausgebohrt, die zahlreichen Vogelklassen, besonders aber den Periquiten, einer kleinen Papageienart, zur bequemen und billigen Wohnung dienten.

An einzelnen weissglänzenden Häusern auf dem hohen Ufergebiete ersahen wir, dass die Wildnis hinter uns geblieben und wir der Campregion uns näherten. Camp nennt man die humusbedeckten, überaus fruchtbaren Ländereien Argentiniens, auf welche die Kolonisationsthätigkeit sich erstreckt.

Das erste Städtchen ward sichtbar, San Pedro mit Namen, und wurde von uns mit hohem Wohlwollen begrüsst.

Eben so freundlich präsentierten sich stromaufwärts die Villen und Estanzias, die häufig in hübschen Baumgruppen versteckt lagen. Die meisten Gebäude waren in spanischem Baustile errichtet; doch fiel mir ein Haus vorteilhaft auf, das sich kaum von einem schlesischen Bauernhause unterschied und sicher von einer deutschen Kolonistenfamilie bewohnt wurde.

Weiter ging die merkwürdige Flussfahrt aufwärts. Zahlreich waren die Fahrzeuge, denen wir begegneten, manchmal zu mehreren vereint und von einem Schleppdampfer gezogen.

Am Nachmittage kam eine grössere Stadt in Sicht, der wir uns in vielen Windungen näherten. Es war das noch im Aufblühen begriffene San Nicolas.

An dem hohen Ufer waren industrielle Anlagen, darunter eine grosse Fabrik zur Gewinnung von Fleischpräparaten, und gewaltige Schuppen errichtet, welch' letztere als Verladeraum dienten. An einem derselben flatterte lustig die Kontorflagge unserer Gesellschaft, die von uns selbstverständlich mit Gebühr wieder begrüsst wurde.

Wir dampften an der Stadt und dem Hafen, in welchem mehrere Schiffe lagen, vorüber und hatten sie bald weit hinter uns. Nur die prächtige Kathedrale setzte sich noch lange unseren Blicken aus.

In geschlängeltm Lauf, bald diesen, bald jenen Wasserarm benutzend, setzte das Schiff mutig seine Fahrt durch die Campregion fort.

Der Tag ging auf die Neige, als das Auftreten von Häusern und eines prächtig gelegenen, aber sonderbar gebauten Landsitzes, der Villa eines hochgestellten Beamten der Provinz Santa Fé, auf die Nähe einer grösseren Stadt hindeutete.

Und in der That, als die Dunkelheit hereingebrochen war, gingen wir angesichts einer grossen Stadt vor Anker. Unser Ziel, das „Chicago“ Südamerikas, war erreicht: wir hörten die Glocken von Rosario da Santa Fé bis zu uns herüber tönen.

19. Kapitel.

Rosario da Santa Fé.

Am anderen Morgen, es war Sonntag, der 1. April, langte der Hafenlotse an und brachte unser Schiff an den für ihn bestimmten Platz, ziemlich hoch oben im Hafen.

Dieser Lotse war ein prächtiges Original. Von stattlicher, kräftiger Gestalt, mit schwarzem Haar und langem Schnurrbart, erfreute er sich einer Stentorstimme, wie ich sie noch nie gehört. In echt südländischer Art wurden seine wortreichen Kommandos mit den lebhaftesten Gestikulationen begleitet. Dabei sprach er in einem Atem die unmöglichsten Worte der verschiedensten Sprachen, aber nie anders, als wenn er die Angeredeten „aufessen“ wollte. Vor ihm hatte aber auch alle Welt Respekt, den gesamten, riesigen Schiffsverkehr hatte er am Bändchen, und wo seine mächtige Stimme erdröhnte, „muckste“ auf hunderte von Metern kein Mensch.

Eine solche Persönlichkeit war aber auch für den Hafenverkehr von Rosario notwendig. Hunderte von Schiffen drängten sich auf einen verhältnismässig kleinen Raum zusammen, um möglichst bald mit der kostbaren Fracht, dem Weizen Argentiniens, beschwert zu werden. In drei- selbst vierfachen Reihen lagen sie neben einander am hohen, steilen Ufer zusammengedrängt, um gleichzeitig die Fracht einnehmen zu können.

War das dem Ufer zunächst liegende Schiff gefüllt und wollte es sich entfernen, so mussten die Nachbarn Platz machen

und das ging ohne viel Zeitversäumnis und sonstige Schwierigkeiten nicht ab.

Zur Verladung kamen sämtliche Landesprodukte, hauptsächlich aber der Weizen.

Das Land hatte eine überaus reiche Ernte zu verzeichnen, wenn auch meiner Ansicht nach die Güte zu wünschen übrig liess. Die Menge des Weizens war aber so gross, dass zu seiner Bergung und Verwertung nicht Arbeitskräfte genug vorhanden waren. Ungeheure Mengen der Körnerfrucht gingen auf den Feldern zu Grunde, ja auf den Lagerplätzen in Rosario selbst begann der Weizen, der zum Teil monatelang unter freiem Himmel liegen musste, auszuwachsen und zu verderben.

Wir selbst nahmen an der ersten Stelle eine grosse Menge Borax, der hoch aus dem Norden, aus der Provinz Salta, stammte, und an der zweiten und dritten Stelle ausschliesslich Weizen ein. Wir hatten also unter der Ägide des Lokallotsen den Standpunkt mehrmals zu wechseln, welcher Umstand immer wieder Arbeit, Mühe und Zeitverlust genug zur Folge hatte.

Das Verladegeschäft war ein recht eigenartiges. Von den ungeheueren, aus Wellblech errichteten Lagerschuppen, die längst des 20—30 Meter hohen Uferrandes errichtet waren, wurden Laufrinnen bis in das Schiff herabgelassen. Diese sogenannten Canellatas bestanden aus zwei starken Drahtseilen, zwischen welchen 2 Meter lange, 80 Centimeter breite halbrinnenförmige Holzstücke, eines an das andere befestigt wurden, bis alles ein zusammenhängendes Ganzes bildete. Nun wurden die Säcke mit Weizen einfach oben hineingeworfen und mit pfeifendem Geräusch glitten sie pfeilschnell hinab bis an Bord und wurden von dort sofort auf Holzgerüsten in ähnlicher Weise in den Schiffsraum weiter geschoben. Sack für Sack wurde auf diese Art rasch und mühelos verstaut. Manchmal trat ein Hindernis ein, wie dies bei der im ganzen primitiven Einrichtung nicht anders möglich ist. Da hatte sich ein Rinnenstück verschoben oder ein Sack war unterwegs aufgegangen, und einer der Arbeiter musste die schwanke Brücke hinaufklettern, um das Hindernis zu beseitigen.

An Schonung des Materials dachte niemand. Der Weizen wurde von den Leuten wie Sand behandelt; was verloren ging,

war verloren, sie, die Arbeiter, brauchten den Schaden ja nicht zu tragen.

Solcher Gleitbahnen waren hunderte in Gebrauch und sie boten in ihrer gleichmässigen Thätigkeit einen sonderbaren, aber interessanten Anblick.

Nicht überall aber besorgten Menschenhände die Arbeit, es waren auch schon maschinelle Einrichtungen dafür vorhanden.

Fast wie in einer Fabrik ging es da zu. Der Leser stelle sich einen ungeheueren Schuppen von 5—7 Stockwerken Höhe vor. Die einzelnen Stockwerke in demselben sind mit losem Weizen angefüllt, welcher durch Elevators unmittelbar aus dem Eisenbahnwagen hinaufgehoben wird.

Von dort läuft der Weizen infolge der eigenen Schwere durch weite Röhren in den Füllraum. Unter die Mündung einer Röhre wird der leere Sack gehalten und das Schiebeventil geöffnet. Im Nu ist der Sack mit der Frucht gefüllt, und das Ventil wird wieder geschlossen. Der Sack mit dem Weizen wird von einem anderen Arbeiter durch ein paar Stiche mit Bindfaden vernäht, dann sofort in eine Öffnung im Fussboden geworfen, durch welche er auf einen horizontal fortlaufenden meterbreiten Riemen ohne Ende gelangt. Kurz vor dem anderen Ende der Bahn wird der Sack durch einen Arbeiter während des Vorübergleitens mit der Handelsfirma gezeichnet und dann gleitet er mechanisch auf die Rutschbahn hinab und in den Schiffsraum hinein. Die ganze Procedur von der Füllung des Sackes an bis zur Verstauung dauert nur wenige Sekunden, so geübt sind die Arbeiter, so rasch greift eine Handlung in die andere ein.

Für Gegenstände, welche aus dem Schiffe nach oben befördert werden sollen, sind ebenfalls besondere Vorkehrungen getroffen. Zwischen dem Schiff und einem Balkengerüst oben ist ebenfalls ein Drahtseil gespannt. An diesem entlang werden durch Taue über Rollen die Lasten emporgezogen. Ich selbst habe auf diese Weise allerdings nur Bretter und Balken, ein vielbegehrter Artikel für Rosario, emporwinden sehen.

An einigen Stellen aber ist die hohe Wand durchbrochen und in den gewonnenen Einschnitten sind schiefe Ebenen mit Schienengeleisen angelegt worden, die ebenfalls zum Transport von Gütern dienen.

Die gesamten Hafeneinrichtungen aber machen durchaus noch den Eindruck des Unfertigen. Rosario ist eine durchaus noch im Anfange der Entwicklung begriffene Stadt.

Für die Hafenanlagen sind von der Landesvertretung bereits vor einigen Jahren mehrere Millionen Pesos (à 1,20 Mk.) bewilligt worden. Am Hafen ist fast nichts gemacht worden, die Millionen aber sind „verbraucht“.

Dennoch ist für Rosario eine glänzende Zukunft in Aussicht zu stellen.

Seine Lage an einem für Seeschiffe zugänglichen Strom, als Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnlinien, als Hauptstadt eines fruchtbaren, gesegneten Distriktes, dessen Einwohnerzahl von Jahr zu Jahr steigt, als Niederlassungsort zahlreicher intelligenter, darunter vieler deutscher, Handel und Industrie treibender Firmen, endlich vom Klima nicht unbegünstigt gelassen, giebt Rosario einen Vorsprung vor anderen Städten Argentiniens, den diese nicht sobald einholen werden.

Es war am ersten Aprilsonntage, wie erwähnt, als ich zum ersten Male den Boden Argentiniens betrat. Ich hatte mich mit dem Kapitän darauf gefreut, hier auf südamerikanischem Lande im deutschen Klub die Feier des Geburtstages des Fürsten Bismarck begehen zu können.

Sollte doch auch hier, fern von der Heimat, dieser Tag um so festlicher gefeiert werden, als die Nachricht von der Aussöhnung Sr. Majestät, unseres verehrten Kaisers mit dem greisen Helden auch hier mit unbeschreiblichem Enthusiasmus aufgenommen worden war.

Ich hoffte meinen deutschen Landsleuten und ihren Freunden in Rosario eine hohe Freude zu bereiten, wenn ich ihnen in einer Ansprache ein Bild von dem persönlichen Eindruck, den Fürst Bismarck auf mich gemacht, würde zeichnen können.

War mir doch vor 9 Jahren das Glück zu teil geworden, als Deputierter der Greifswalder Studentenschaft an jener herrlichen Feier des 70. Geburtstages des Fürsten in Berlin teilnehmen zu dürfen.

Da erfuhren wir, dass die Geburtstagsfeier bereits am Tage vorher stattgefunden habe, und wir hatten zu unserem grossen Bedauern das — Nachsehen.

Dass die Rosarier nicht auf uns gewartet haben, werde ich ihnen nie vergessen!

In Begleitung des Berufsgenossen des Gesellschaftsschiffes „San Nicolas“ unternahm ich die erste Besichtigung der Stadt.

Unmittelbar an dem Ufer, wo unsere Dampfer vertaut waren, ist ein ausgedehnter Güterbahnhof angelegt worden, um die Landesprodukte auf dem kürzesten Wege verschiffen zu können. Trotz lebhaften Bahnverkehrs sind Absperrungsmassregeln für das Publikum nicht getroffen worden.

In dieser Hinsicht geniesst der Einzelne in Amerika mehr Freiheit wie in Europa. Jeder muss sich eben vorsehen, dass ihm ein Unfall nicht zustösst.

Über eine wahre „Schädelstätte“ musste ich hinwegsteigen. Ganze Berge von Tierknochen lagen hier aufgespeichert, um zu weiterer Bearbeitung verfrachtet zu werden.

Dass die umgebende Luft nicht geruchlos, wohl aber geeignet war, eine unzählige Menge Fliegen und ähnliches Kleintier heranzulocken, zumal die Sonne eine erdrückende Hitze erzeugte, lässt sich leicht vorstellen.

Vom Zentrum der Stadt waren wir viel zu weit entfernt, als dass nicht eine Fahrt dahin mit der Droschke wünschenswert erschienen wäre, zumal uns die Mitfahrt freundlichst angeboten wurde.

Wie alle neueren Städte spanischen Charakters, nimmt das Häusergebiet Rosarios eine weite Fläche ein. Die mit Vorliebe für nur eine Familie erbauten Häuser sind niedrig, aber weitläufig erbaut.

Die Strassen sind zum grossen Teile noch ungepflastert, aber schnurgerade angelegt und laufen parallel entweder von Norden nach Süden oder von Osten nach Westen, so dass das Häuserkontingent ausschliesslich aus Vierecken, sogenannten Quadres, besteht, nach denen man sich orientiert.

In der Peripherie Rosarios sind die Quadres zum grossen Teil noch schwach bebaut. Häufig begegnet man statt massiver Häuser elenden Holz- oder Wellblechbuden, einem „Conventillo“, deren Bewohner häufig der indianischen Rasse angehören und ein ziemlich ärmliches Dasein fristen. Die innere Ausstattung einer solchen Wohnung „de Madera“ ist dem Äusseren entsprechend

sehr dürftig. Den Hauptgegenstand findet man in einem ausserordentlich umfangreichen Bett, das einer ganzen Familie Raum geben dürfte. Ausserdem sind nur die notwendigsten Möbel in primitivster Verfassung vorhanden. Den Küchenherd bildet ein eisernes Gestell ausserhalb der Bude.

Solchen „Häusern“ begegnet man in jeder argentinischen Stadt, und in den neuen Kolonien kennt der Ansiedler andere nicht, bis er in die Lage gekommen ist, sich besser einzurichten.

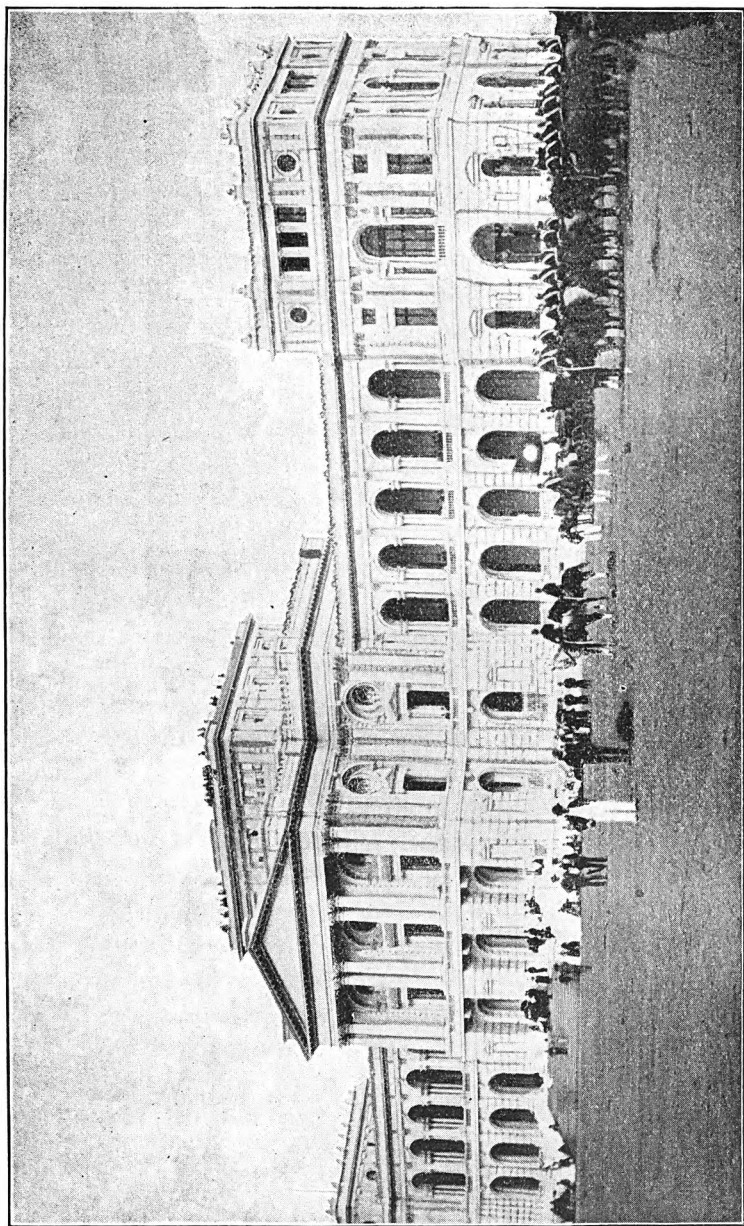
Wenn auch der Besuch solcher Quartiere der Sicherheit wegen nur bei hellem Tage ausgeführt werden kann, so zogen sie mich doch immer wieder an. Sieht man in ihnen doch ein Stück echten, ursprünglichen, amerikanischen Lebens!

Die Männer sind zur „Arbeit“ gegangen, die Frauen verrichten ihre mütterlichen Pflichten auf offener Strasse und die Kinder wälzen sich entblösst mit den Haustieren zusammen im Staube. Ich habe gar manche Idylle getroffen.

Nach eingetretener Dunkelheit ist die persönliche Sicherheit illusorisch, wenn auch kein verständiger Mann ohne Revolver ausgeht. Schlimmer freilich sind die Kneipen niederen Ranges, zumal in den Vorstädten. Hüte dich, lieber Leser, dahin allein einzutreten, wenn das „Feuerwasser“ die Köpfe erhitzt hat. Nicht einen Schilling würde dann dein Leben wert sein!

Schöne, öffentliche Gebäude weist Rosario nur in geringer Anzahl auf, wie der Justizpalast, die Kathedrale, das neue Munizipalgebäude, und ebenso ist es an öffentlichen Denkmälern arm. Eine Statue fehlt natürlich nicht, die Freiheitssäule, deren sich beinahe jedes Gemeinwesen in den amerikanischen Staaten rühmt und sei es noch so unfrei. Die Säule ist anscheinend nicht von einem Künstler ersten Ranges ausgeführt worden; besser gefiel mir schon die Statue Garibaldis, die nur leider einen unglückseligen Platz zur Aufstellung erhalten hat: In einem kleinen gepflasterten Vorhof, auf drei Seiten von Häuserwänden umgeben, vorn durch ein hohes, eisernes Gitter versteckt, entzieht sie sich bescheiden den profanen Blicken der Vorübergehenden.

Die innere Stadt besteht überwiegend aus Häusern spanischer Bauart. Treten wir getrost in eines der freundlichen Gebäude ein. Sämtliche Einrichtungen sind darauf zugeschnitten, Licht und Luft zu schaffen und die sommerliche Hitze erträglicher zu machen.



Ypirangapalast in São Paulo.

Die Strassenfront ist mit Ölfarbe sauber gestrichen und weist ausser der schön geformten, meist durchbrochenen Hausthür zwei mit Jalousien versehene Fenster auf. Seitlich vom Hausflur liegt der Salon, der zum Empfang der Gäste dient, im Inneren aber für unsere deutschen Begriffe ziemlich leer ausgestattet ist. Alsdann treten wir in den wichtigsten Teil des Hauses, den ersten Hof. Auf seine Ausschmückung verwendet der Spanier je nach Vermögen die grösste Sorgfalt. Wer es dazu hat, lässt ihn, ebenso wie den Hausflur, mit Marmorplatten belegen, lässt in der Mitte einen künstlerisch vollendeten Springbrunnen anbringen, die Seiten mit Lauben versehen und möglichst viel Blumen und grössere Topfgewächse hinstellen, um das Ganze in einen kühlen Garten zu verwandeln.

In diesen Hof setzen sich die Schönen des Hauses in grosser Toilette und geben sich der anstrengenden Arbeit des süssen Nichtsthuns hin. Hier werden, wenn es die Witterung gestattet, die Gäste und Fremden empfangen.

Dahinter kommt die zweite Abteilung des Hauses mit dem Wohnzimmer, alsdann der zweite Hof, welcher einen weniger günstigen Eindruck macht und endlich das Hinterhaus mit dem Schlafzimmer, der Küche u. s. w. Dem schliesst sich häufig noch ein Hof an, welcher, wie überhaupt die hinten gelegenen Hauspartien, dem Fremden unzugänglich ist, was auch seinen guten Grund haben soll.

Trägt das Haus noch ein Stockwerk, so sind die Zimmer desselben durch Gallerien, die an der Wand entlang über die Höfe hinweglaufen verbunden, jedenfalls ein unbequemes Wohnen.

Die sehr schlecht gepflasterten Strassen sind mit Pferdebahngleisen versehen; indessen wird hier viel mit Mietsdroschken gefahren, deren Lenker auffallend billige Preise stellen. Das Pferdmaterial ist wider meine Erwartung billig und schlecht. Die armen Tiere werden weder geschont noch gepflegt, sie sind in einem Lande, wo es mehr Pferde giebt, als Menschen, eben nichts wert. Die Stallungen sind unbeschreiblich vernachlässigt.

Nachdem wir kreuz und quer durch die Stadt gewandert waren, erfrischten wir uns an einem Glase warmen Quilmesbieres, nahmen alsdann, da es dunkel werden wollte, einen Wagen und fuhren wieder unseren Schiffen zu. Hierbei lernte ich die schönste

Strasse Rosarios, die Calle Boulevard y Santa Fecino, kennen, die, wenn in einigen Jahren vollständig mit modernen Häusern besetzt, unstreitig eine Zierde der Stadt werden wird. Die jetzigen Anpflanzungen, vielfach Nadelhölzer und Palmen, sind noch zu jung, um Effekt machen zu können.

In dem erwähnten Güterbahnhofe verabschiedeten wir uns und den Wagen, nachdem wir über eine halbe Stunde in scharfem Trabe gefahren waren.

Um den Weg bis zu meinem Schiffe fortzusetzen, musste ich wieder über die Schienen hinübersteigen. Schon war, wie immer in diesen Gegenden, mit ungewöhnlicher Raschheit völlige Dunkelheit hereingebrochen, doch focht mich dieser sonst so missliche Umstand nicht an, da ich das Terrain kannte und mein Schiff nur einige hundert Schritte entfernt war.

Plötzlich erhob sich neben den Schienen ein grosser dunkler Körper und fuhr mit wütendem Gebell auf mich zu. In gleichem Augenblick wiederholte sich dieser unangenehme Vorgang von hinten und der Seite her. Es waren die gefürchteten Wachhunde, die mich so wohlwollend begrüsst.

Leider verstanden die lieben Tierchen mein Deutsch nicht, mit dem ich sie beruhigend ansprach, und wer weiss, welchen Ausgang diese Unterredung genommen hätte, wenn nicht endlich — mir erschien die Zeit wirklich sehr lang — der Wächter, eine wahre Steppenfigur, herbeigeschlichen wäre und der Situation ein Ende gemacht hätte.

Ein Deutscher, welcher an der Bahn als Beamter angestellt war, half mir noch vollends aus der Verlegenheit und beauftragte den Wächter, mich persönlich bis zum Schiffe zu geleiten. Auf einem kleinen Umweg, der dadurch unheimlich wurde, dass er unmittelbar an dem hundert Fuss tiefen Abgrund, den das Stromufer bildete, entlang lief, brachte mich der Indianer glücklich an Bord, zur Belohnung und zu seinem unaussprechlichen Vergnügen einige Flaschen unseres vorzüglichen Holstenbieres einheimsend. Selbst die Hunde schienen vor Freude mit den Schweifen zu wedeln, eine Sache, die ich jedoch näher zu untersuchen vermied.

Täglich wiederholte ich, allerdings allein und meist zu Fuss, meine Ausflüge in die Stadt oder ihre Umgebung.

Die Sonne brannte zwar mit schrecklicher Glut vom Himmel

auf die staubige Erde nieder, allein die schweisstreibende Bewegung linderte mein körperliches Leiden und das Fremdartige in dieser neuen Welt zog mich unwiderstehlich an.

Die Leute, auch die fragwürdigsten Gestalten, begegneten mir durchaus nicht in feindlicher, eher sogar in freundlicher Weise, freilich immer verwundert aussehend, was der einsame, verstaubte Deutsche wohl in ihren gemiedenen Terrains zu suchen habe.

Auf der Station der nach Cordoba und Mendoza am Fusse der Cordillern führenden Bahn, traf ich einige prächtige Indianertypen. Diese ursprünglichen Herren des Landes sind in wildem Zustande fast nur noch in Patagonien anzutreffen. Im übrigen Argentinien ist ihre Zahl sehr zusammengeschmolzen oder sie sind der Kultur mehr oder weniger gewonnen worden.

Die einen der Indianer waren als — Polizeisoldaten eingekleidet und sahen als solche nicht übel aus, die anderen waren ein Ehepaar, das von ihrer Behausung draussen im Camp in die Stadt gekommen war, um Einkäufe zu machen. Jetzt sassen sie friedlich im Warteraum auf einer Bank. Der braune Mann war vom Gehen oder vom Brantwein müde geworden und eingeschlafen und „Mutter“, eine gelbe starkknochige Frau mit harten Zügen, die ihren Gatten daheim wohl sicher in Gewalt hat, hielt, den Marktkorb im Arm, treulich Wacht, — genau wie es bei uns in Deutschland zugeht. Tempora mutantur . . .

Zu Soldaten und Vigilanten, wie man hier die Polizisten nennt, werden die Indianer und ihre Abkömmlinge mit Vorliebe herangezogen und sollen als solche recht brauchbar sein.

Unter den Ärzten Rosarios, zu denen mehrere Deutsche gehörten, erfreute sich ein junger Schweizer Kollege, Dr. M., eines ausgezeichneten Rufes. Ich unterliess nicht, seine Bekanntschaft zu machen und habe ihm einige genussreiche Stunden zu verdanken.

Es ist wirklich interessant zu beobachten, welches Weltgebiet sich die deutsche Medizin durch ihre Vertreter erobert hat. Nenne mir ein kleines Städtchen in Südamerika, und ich will Dir nachweisen, dass dort oder in erreichbarer Nähe ein deutscher oder doch auf einer deutschen Universität ausgebildeter Arzt seine

Thätigkeit ausübt. In grösseren Städten sind dementsprechend eine grössere Anzahl deutscher Ärzte wirksam.

Und überall erfreuen sich die deutschen Mediziner der grössten Hochachtung und der Bevorzugung vor anderen, jedenfalls vor den Einheimischen.

Das wissen letztere auch sehr wohl und ihrer Charakteranlage entsprechend erschweren sie entweder dem deutschen Arzte die Niederlassung nach Möglichkeit oder sie besuchen, der Nützlichkeit dieses Schrittes wohl bewusst, nach Vollendung ihres heimatlichen Studiums eine oder mehrere grosse europäische Universitäten, wie Berlin, Wien, Paris, um dort ihre Kenntnisse zu vervollkommen und später in ihrem Heimatlande sich dessen rühmen zu können.

Wie in Südamerika, so steht auch auf den übrigen fremden Kontinenten die deutsche Medizin im höchsten Ansehen und so trägt auch der wackere deutsche Arzt im Auslande einen grossen Teil dazu bei, dem deutschen Namen einen hehren Klang, der deutschen Wissenschaft und Kultur einen hohen Rang in der ganzen Welt zu verleihen.

An einem Nachmittage, an welchem die Schiffsarbeit nicht drängte, unternahm ich mit einigen freien Mannschaften eine Expedition nach einer uns nordöstlich gegenüber liegenden Insel, um Pampasgräser zu sammeln.

Eines von den Schiffsböten wurde zu diesem Zwecke ausgerüstet. Die kräftigen Leute handhabten die Riemen, während ich die Führung des Steuers übernahm. Die Strömung des Riesenflusses war eine reissende und gab uns genug zu schaffen.

Wir erreichten das Ufer der schilfbewachsenen Insel; doch war diese so hoch überschwemmt, dass an ein Aussteigen aus dem Boot nicht gedacht werden durfte. Nach kurzer Überlegung wurden die Riemen eingezogen und als Stangen benutzt. Wir mussten nämlich durch den hohen, struppigen Schilfwald quer hindurch. Es kostete viel Schweisstropfen, aber der Versuch gelang und wir erreichten einen kleinen Binnensee, der ebenfalls überfahren werden musste. In der Mitte dieses Sees Umschau haltend, gewahrten wir zu unserem Ärger, dass ein ziemlich breiter Ausfluss aus dem See in den Strom führte, etwas

unterhalb der Sumpffläche, deren Durchfahrt uns so viel Zeit und Mühe gekostet hatte.

Nach einigen Ruderschlägen erreichten wir ein zweites grünes Schilf- und Rohrdickicht, in das wir ebenfalls eindringen mussten. Wieder eine schwere Arbeit, aber wir kamen vorwärts. Nachdem wir so eine Strecke zurückgelegt hatten, glaubten die vorn im Boot Befindlichen aussteigen zu können. Es ging, die anderen sprangen nach und waren, da jeder der erste sein wollte, im Nu im Dickicht verschwunden.

Ich wollte ebenfalls am Unternehmen mich aktiv beteiligen, streifte die Beinkleider in die Höhe und sprang heraus. Das sumpfige Wasser war nur einige Zoll tief und nach wenigen Schritten befand ich mich auf festem Boden.

Aber wohin mich wenden?

Vor mir starrrte eine schier undurchdringliche Wand von Halmen und Blättern, Bäumen und Sträuchern, von doppelter Manneshöhe in die feuchtheisse Luft.

Von meinen Leuten war nichts zu sehen, das Dickicht hatte sie aufgenommen. So gut ich konnte, folgte ich ihren Spuren und drang in das Dickicht ein. Doch hier war an ein Suchen nicht zu denken und ich musste zusehen, wie ich auf eigene Faust vorwärts kam.

Das wollte fast gar nicht gehen. Es war, als wenn ich in dem Grase ersticken müsste, so dicht umschloss es rings den Körper. Ach, und was für Gras. Die Blätter waren 3 bis 4 Meter lang, 2 Centimeter breit und an den Rändern so scharf, infolge Einlagerung von Kieselsäurekristallen, dass sie beim Anfassen die Haut wie ein Dolchmesser durchschnitten! Die Halme aber erreichten eine Länge bis zu 5 Meter, nur waren sie leider meist ihrer herrlichen Blütenbüschel beraubt.

Ich drang vorwärts, indem ich mit vorgestrecktem Arm das Gras zur Seite schob. Bald blutete Hand und Arm und die Kleidung wurde zerschnitten. Nun nahm ich das mir geliehene lange Dolchmesser und hieb durch, was mir im Wege stand. Da ging es etwas besser und manchen Blütenstrauss hatte ich schon erbeutet. Diese Last war aber wieder ein Hindernis für das Vordringen und ich wollte sie beim Boote abliefern.

Wo aber war das Boot?

Ich rief erst meine Gefährten, dann den am Boot Zurückgebliebenen an. Keine Antwort. Ein grosser weisser Vogel flog kreischend auf und neben mir raschelte es auf dem Boden. Ein paar Schlangen entfernten sich, durch meine Stimme erschreckt, eiligst und waren, ohne dass ich ihnen hätte folgen können, im Gebüsch verschwunden.

Da auch wiederholtes Rufen keinen Erfolg hatte, musste ich mich selbst auf die Suche begeben. Glücklicherweise konnte ich mich am Stand der Sonne orientieren, welche Richtung ich einzuschlagen hatte.

Aber die Beschwerden waren gross. Wenn das schreckliche Gras nicht im Wege war, so musste ein Sumpf mit fauligem Wasser durchwatet werden, was dadurch gelang, dass ich mich an schlanken Baumstämmen festhielt und von Stamm zu Stamm weiter arbeitete oder ich musste verworrenes Strauchwerk durchhauen oder am Boden liegende Baumstämme überklettern. Gruppen von Agave- und Aloearten mit ihren fleischigen, stacheligen, meterlangen Blättern und haushohen, prachtvollen Blütenschäften umging ich wohlweislich, denn oft wurde der Fuss von Schlingwerk umgarnt und ich stürzte in das Chaos auf dem Boden langhin. — Schon begannen meine Kräfte zu schwinden, als plötzlich zwei von meinen Leuten aus dem Dickicht heraustraten und meinen sinkenden Mut mit der tröstenden Versicherung wieder aufrichteten, dass das Boot nur hundert Schritte weit entfernt sei. Sie selbst wollten noch mehr Pampasgräser suchen und wandten sich tiefer in das Gebüsch. Ich hatte das Glück, noch einige besonders schöne Grasbüschel zu erblicken und mitnehmen zu können, nahm dann aber so schnell wie möglich meinen Lauf nach dem Boote zu, das ich endlich fand.

Aufs äusserste erschöpft und in Schweiss gebadet, aber doch hochbefriedigt von der abenteuerlichen Tour sank ich im Boote nieder.

Mir war aber keine Ruhe beschieden: hatten die Mosquitos schon drinnen im Pampasdickicht mir gewaltig zugesetzt, ohne dass ich mich ihrer hätte erwehren können, so schienen sie jetzt einhellig beschlossen zu haben, einen Rachekrieg gegen uns zu führen, die wir sie in ihren innersten Schlupfwinkeln aufgestört hatten.

Aus dem Schilf, aus dem Sumpf, aus dem Grasdickicht

kamen sie singend und summend herbei und wie eine Wolke schwebten sie über unseren Häuptern. Sie warteten, bis sich alle Fremdlinge wieder im Boote vereinigt hatten, und sandten vorläufig nur kleinere Trupps auf uns, den Wächter und mich, herab, uns eine halbe Stunde lang peinigend, dann aber, als wir alle Hände voll zu thun hatten, um das Boot wieder aus dem Röhricht herauszustossen, eine unsäglich mühsame Arbeit, da das breite Hinterteil voranstand und eine Menge abgerissenes Schilfrohr sich im Steuer verwickelt hatte, dann senkten sie sich auf unsere schweissbedeckten Hände, Gesichter und Nacken nieder und stachen und saugten nach Herzenslust.

Selbst meine Augengläser waren von ihnen dicht bedeckt, so dass ich bald nichts zu sehen vermochte!

Die Qual dauerte so lange, bis wir das freie Wasser des Binnensees erreicht hatten.

Rückwärts schauend gewahrten wir an einer versteckten Stelle noch viele herrliche Blütensträusse. Um sie zu erreichen, hätten wir aber wieder einen breiten, rohrbewachsenen Sumpf durchqueren müssen, und da ausserdem die Sonne nahe dem westlichen Horizonte stand, die Mosquiten auch schon wieder drohend in gewaltigen Heerscharen heranzogen, legte ich gegen einen nochmaligen Landungsversuch ein entschiedenes Veto ein.

Durch die entdeckte Wasserstrasse erreichten wir den offenen Strom und mussten nun gegen die mächtige Bewegung desselben ankämpfen. Am Ufer der verlassenen Insel entdeckten wir im Buschwerk versteckt eine aus Zweigen errichtete Hütte, die von menschlichen Einsiedlern, wahrscheinlich Indianern, bewohnt war. Zum Schutze gegen die Mosquiten war ein intensiv rauchendes Lagerfeuer angezündet worden.

Wir aber waren vollauf befriedigt, als das Schiff erreicht war und die gemachte Beute auf dem Deck ausgebreitet wurde.

Von diesem Tage an verfolgten uns die Mosquiten auch auf dem Schiffe mit verdoppelter Energie. Nach Sonnenuntergang waren sie immer lästig gewesen, nun liessen sie uns nicht mehr in Ruhe unser Diner einnehmen. Mit der einen Hand wurde der Löffel oder die Gabel geführt und mit der anderen mussten die lästigen Tiere abgewehrt werden. Jeder beeilte sich möglichst schnell fertig zu werden.

Dass der Schlaf durch das summende und stechende „Ge-flügel“ in der überheissenen Kabine (über 30° R.) illusorisch gemacht wurde, mag sich der Leser leicht vorstellen.

Das Wasser des Stromes war noch im Steigen begriffen, und ich hatte wiederholt Gelegenheit, die sogenannten Camelotas zu beobachten, das sind kleine, schwimmende Inseln, durch Hochflut irgendwo abgerissene und fortgespülte Erdschollen. Sie sind mit Pflanzenwuchs bedeckt und gar häufig führen sie Pumas, Schlangen oder andere Tiere mit sich.

An einem der letzten Tage unseres Aufenthaltes in Rosario unternahm ich ohne weitere Begleitung einen Ausflug nach nord-westlicher Richtung, am Ufer des Paraná entlang.

Mein Weg führte an zwei wichtigen, städtischen Instituten vorüber, dem Elektrizitäts- und dem Wasserwerke. Rosarios Trinkwasser wird dem Paraná entnommen und zeichnet sich durch eben so schlechten Geschmack wie unklares Aussehen aus.

Der Paraná ist einer der schmutzigsten Ströme der Welt. Von Kennern wurde mir versichert, dass das Elbwasser bei Hamburg weit reiner und klarer sei, wie der Paraná bei Rosario. Durch den starken Schiffsverkehr wird das Wasser um so schmutziger. Und dieses Wasser schöpfen die Arbeiter Rosarios mit Händen und Gefässen und trinken es mit Behagen!

Gleich hinter dem Wasserwerke, dessen Hauptgebäude einen zierlichen und doch vornehmen Eindruck macht, liegt eine grosse, der Pampasformation angehörende Ebene. Der Boden war teils mit blühenden Kräutern, teils mit stachligem Gestrüpp bedeckt. Besonders eine Art stengelloser Disteln war zahlreich vertreten, aber in welchen Riesenexemplaren! Der Umfang einer Pflanze betrug 2 bis 3 Meter, während derjenige unserer *Cardus acaulis* sich mit wenigen Dezimetern begnügt.

Die glühende Sonnenhitze wurde durch eine leichte Brise, die über den Strom herüberwehte, gemildert und ich schritt munter fürbass.

Da fiel mein Blick auf eine mächtige Schlange, welche halb im Ufersande, halb im Blattwerk versteckt zu schlummern schien. Ich fasste den Gegenstand scharf ins Auge, glaubte mich in meiner anfänglichen Diagnose zu irren, trat vorsichtig näher und siehe da — ein unschuldiges Schiffstau, das seinen Beruf verfehlt,

hatte mich unnötig aufgeregt. Der zugehörige Anker fand sich ebenfalls, halb im Sand vergraben und verschiedene weitere Funde belehrten mich, dass ich an der Untergangsstelle eines Schiffes mich befand.

Einige hundert Meter weiter lag, von der Sonne halb mumifiziert, der Körper eines grossen Fisches im Grase. Ich untersuchte das Skelett auf seine Brauchbarkeit und fand, dass die Knochen wohl noch sämtlich vorhanden, die sie verbindenden Weichteile aber im Stadium der Fäulnis sich befanden, die auch die Knochenteile bereits mit ergriffen hatte. Gleichwohl beschloss ich, den Versuch einer Rettung des Skelettes, dessen Kopf besonders schön war, zu machen, und nahm auch an einem späteren Tage den Kadaver mit auf das Schiff, zum Grauen der Mannschaft. Der Versuch einer Präparation misslang aber doch.

Nicht weit von dem Fische lag im Schilfe, hart an dem hier seichten Ufer der ertrunkene Körper eines grösseren Säugetieres; welcher Art, vermochte ich nicht festzustellen.

Nun wäre ich mit meinen die Sinne nicht gerade angenehm berührenden Funden herzlich gern zufrieden gewesen, aber ich traf weiterhin noch viele, meist mumifizierte Tierkörper an.

Ich dachte lebhaft an die sanitätspolizeilichen Vögel in São Paulo. Sie wären hier recht am Platze gewesen.

Das Ziel, welches ich mir gesteckt, war nahezu erreicht, als ein kleiner, aber tiefer Nebenfluss des Paraná meinem weiteren Vordringen ein unüberwindliches Hindernis entgensetzte.

Am anderen Ufer des Flusses erhob sich, weithin sichtbar, ein phantastischer Riesenpalast, umgeben von Gebäuden ebenso auffallender Bauart. Das Ganze umgab ein herrlicher, halb verwildeter Baumpark. Kuppeln, Türme, Minarets leuchteten im Glanze der Abendsonne. Weitläufige Bogenhallen schmückten den Hauptpalast, dessen mächtige Ecktürme drohend in den blauen Äther starrten.

Über all' die wunderbaren Bauwerke aber lag ein Hauch der Melancholie, der Lebensmüdigkeit. Es war, als stiege ein Seufzer aus dem Mauerwerk empor, die Menschheit der Grausamkeit anklagend, dass es seine Pracht und Herrlichkeit erbarmungslos den grimmen Feinden, Wind und Wetter, und damit dem langsamen Verfall preisgeben musste.

Wie kam aber diese verzauberte Stadt in die weite, wüste Öde? War sie nur ein Produkt meiner Phantasie, oder lagen die Märchenschlösser wirklich so nahe vor mir, dass ein Steinwurf sie hätte erreichen können?

Ja, diese Paläste standen wirklich da und hatten einst einer edlen Bestimmung gedient: das Schönste und Nützlichste, was das junge Land bot, aufzunehmen und dem Auge vorzuführen.

Die ehemalige Landesausstellung von San Lorenzo stieg vor meinem geistigen Auge auf . . .

In den Anblick versunken, harrte ich lange Zeit auf diesem Fleckchen Erde! Hatte ich doch noch einen besonderen Grund zu längerem Verweilen. Bis hierher hatte mich die Vorsehung glücklich geführt, der westlichste und zugleich äusserste Punkt meines Weltausfluges war erreicht. Wandte ich mich jetzt um, so schaute ich der fernen Heimat entgegen und that den ersten Schritt der langen, langen Rückreise! Wohlan!

Ich schlug nunmehr meine Richtung mehr landeinwärts, quer über das Feld, ein. Da die Dunkelheit mich zu überraschen drohte, und ich voraussichtlich wieder von vierfüssigen Wege-
lagerern angefallen werden würde, sägte ich mir von einer einsamen Akazie einen handfesten Ast ab, welcher mit harten und langen Dornen besetzt war. Ein besseres Schutzmittel konnte man sich nicht denken. Und richtig, die grossen Wachthunde des Elektrizitätswerkes spürten kaum den Kitzel der Dornen, als ich auch schon Herr der Situation war, und, einen Siegesmarsch leise vor mich hin pfeifend, erkletterte ich wohlbehalten mein Schiff. —

Die Befrachtung desselben war endlich vollendet und der Tag der Rückfahrt angebrochen.

Der Beherrscher des Hafengebietes, unser Lotse, fand sich ein und wickelte mit seiner Löwenstimme das Schiff aus seiner Verstrickung und Vertauung heraus und in freies Fahrwasser.

Wir fuhren eine Strecke stromaufwärts, wandten uns dann um die Nordspitze jener oben erwähnten Insel herum und glitten nun pfeilschnell den östlichen Arm des Paraná abwärts. Am Ende der Insel wurde der Hafenlotse abgesetzt und rief uns, schon in ziemlicher Entfernung, ein kräftiges: „Fare well!“ zu.

Nochmals fiel unser Blick auf die hochliegende Stadt. Wie

wird sie sich in zehn oder zwanzig Jahren verändert haben! Statt des hohen Lehmufers werden mächtige, massive Quaimauern einen imposanten Eindruck machen, vervollkommnete Maschinen und Gerüste werden automatisch die Güter aus- und einladen, zahllose Fabrikschornsteine werden von reger industrieller Thätigkeit Zeugnis ablegen, die Stadt selbst aber wird in ein Häusermeer, in ein Chicago Südamerikas, umgewandelt sein!

20. Kapitel.

Buenos Aires.

Die heftige Strömung des Flusses trug das Schiff rasch davon. Wie im Fluge glitten die Ufer an uns vorüber und der Flusslotse musste die gespannteste Aufmerksamkeit anwenden, um das Fahrzeug sicher und ohne irgendwo anzustossen durch die Fluten zu führen.

Die Fahrt ging ohne Unfall von statten. San Nicolas und San Pedro lagen noch immer in beschaulicher Ruhe da und warteten auf den Tag der Zukunft, wo auch in ihnen ein reiches Leben in Handel und Wandel sich entfalten würde.

Zahlreiche Schiffe begegneten uns, die fast sämtlich das gleiche Ziel verfolgten, sich in Rosario ihre Leiber mit dem goldgelben Weizen füllen zu lassen.

Als die eingetretene Dunkelheit die Weiterfahrt verbot, wurde der Lauf des Schiffes gehemmt.

Am anderen Morgen aber lagerte wieder dichter Nebel über den Wassern und wir waren zu unfreiwilliger Rast gezwungen.

Erst im Laufe des Vormittags lichtete sich der Dunst so weit, dass die Fahrt, anfangs mit halber, später mit voller Kraft, fortgesetzt werden konnte.

Nachmittags erreichten wir die Einmündungsstelle des Uruguay und bald darauf lag das freundliche Martin Garcia in unserem Gesichtskreis.

Nun schlugen wieder die Wogen des breiten La Plata an die Aussenwand unseres Schiffes.

Wir aber schauten besorgt nach vorn. Dort, in kurzer Ent-

fernung lag ein grosser Dampfer mitten im Fahrwasser vor Anker, und eine Seemeile weiter entfernt ein zweiter.

Sie waren auf der „Barre“ mit dem Grund in Berührung gekommen und sassen fest.

Noch in Rosario hatten wir vernommen, dass unsere Kollegin, die „Rosario“, welche vor uns jene Stadt verlassen hatte, mehrere Tage auf der gefürchteten Sandbank festgessen hätte.

Diese „Barre“ ist ein höchst unangenehmes Hindernis für die Schifffahrt auf dem Paraná und dem Uruguay. Es ist die Aufgabe der beteiligten Staaten, Argentinien und Uruguay, dem Übelstande durch gründliche Ausbaggerung endlich und definitiv ein Ende zu bereiten.

Unser Schiff hatte ebenfalls ziemlichen Tiefgang, so dass die Besorgnis wohl begründet war.

An dem ersten Dampfer fuhren wir stolz vorüber und näherten uns schon dem zweiten, als ein Ruck uns belehrte, dass auch unser Schiff auf den Grund geraten war. Sofort wurde das Schiff rückwärts dirigiert, um dann wieder vorwärts geführt zu werden. Immer wieder kamen wir auf das „Trockene“. Das Manöver wiederholte sich stundenlang, bis wir richtig festsassen.

Nach einigen Stunden Ruhe wurde die Maschine von neuem in Thätigkeit versetzt, aber die Arbeit war fruchtlos und wir mussten uns in unser Schicksal ergeben.

Jetzt galt es auszuharren, bis ein günstiger Süd- oder Südostwind uns aus der La Plamündung so viel Wasser zuführen würde, dass sich ein Flottwerden ermöglichen liess.

Wir hatten Glück. Boreas blies uns soviel Südost zu, dass das Wasser zu steigen begann. Immer höher stieg das Nass und am Nachmittag des anderen Tages wurde die Maschine wieder in Gang gesetzt. Nach einstündiger Arbeit ging plötzlich ein Zittern durch den Schiffskörper und die Mannschaft schrie: „Hurra!“

Wir waren flott, suchten uns im freien Wasser einen günstigen Ankerplatz für die Nacht und steuerten am anderen Morgen lustig nach der Aussenrheide von Buenos Aires zu.

Dort wurde der Hafenlotse an Bord genommen und an dem Kriegsgeschwader der Argentinischen Republik vorüber die meilenlange, schmale Fahrstrasse in den Eingang zum Hafen der Bundeshauptstadt eingeschlagen.

Noch bis vor wenigen Jahren mussten die grossen Seeschiffe draussen auf der Rhede bleiben, da das Fahrwasser bis an das Ufer nur für kleinere Schiffe mit geringem Tiefgang zugänglich war. Den Passagierverkehr vermittelten kleine Dampfer.

Mit einem Aufwande von Millionen hat die Republik den Zugang zur Stadt und die modernen Hafenanlagen selbst geschaffen. Die letzteren kann man nicht umhin als grossartig zu bezeichnen, wenn auch vieles noch in unfertigem Zustande sich befindet und der Zukunft zur Vollendung überlassen bleibt.

Genau am Eingang in den eigentlichen Hafen liegt ein gesunkenes Schiff, wodurch das an sich schmale Fahrwasser noch mehr verengert wird.

Niemand räumt das Hindernis weg.

In dem Hafen, dessen Anlage eine freie Beweglichkeit grosser Seeschiffe nicht gestattet, wurden wir durch zwei kleine Schlepper bis zu unserem Stand, Dock Nr. I, gebracht. Es machte einen fast komischen Eindruck, wie die beiden Dampfhuusschalen sich abmühen mussten, mit dem Ungetüm von Schiff fertig zu werden.

Der Verkehr im Hafen war sehr lebhaft und recht wohl mit dem der grössten Seehandelsstädte in Parallele zu bringen. Die mächtigen Magazine und Docks tragen noch den Stempel der Neuheit; die zahlreichen Hebekrahne werden durch hydraulischen Druck in Thätigkeit gesetzt, ein Vorteil, den Buenos Aires vor vielen anderen Hafenstädten, in denen der Winterkälte wegen der teure Dampfbetrieb herrschen muss, voraus hat.

Dem Hafen ist nach dem Flusse zu ein wüstes, flaches, aufgeschüttetes Terrain vorgelagert, auf welchem eine echte Blockhüttenstadt errichtet ist, aus jenen weiss angestrichenen Holzhäusern bestehend, die ein charakteristisches Merkmal für die argentinischen Niederlassungen bilden.

Zwischen dem Hafen und der Stadt aber dehnt sich ein weites, sumpfiges Gebiet aus, welches nach erfolgter Zuschüttung den Platz für die Anlage eines Zentralbahnhofes und anderer Bauten abgeben soll.

Ein königliches Projekt, dessen Durchführung noch Millionen verschlingen, aber dann auch ein Zentrum für Handel und Wandel bilden wird, das in Südamerika seinesgleichen suchen soll.

Heute wälzen sich noch Unken und Frösche in den Sümpfen,

über welche in nicht ferner Zukunft der Verkehr einer Millionenstadt brausen wird! Und zu einer blühenden Millionenstadt wird Buenos Aires anwachsen, trotz der tiefen Depression materieller und moralischer Art, welche infolge politischer Miswirtschaft über dem Lande lastete und noch lastet.

Die misslichen politischen Verhältnisse sind ja die Krankheit, durch welche allgemein die Republiken Südamerikas in ihrem geistigen und wirtschaftlichen Aufschwunge gehemmt werden.

Was speziell Argentinien anbetrifft, so hörte ich von vielen Seiten den Ausspruch: „Einige Regimenter preussischer Soldaten und einige tausend deutscher Beamten würden Argentinien in kürzester Frist zu einem geordneten, blühenden Kulturstaate emporbringen!“

Wie es hier im Lande zugeht, möge aus dem Stossseufzer eines argentinischen Blattes, der „Tribuna“, ersehen werden, welches am 29. März schrieb:

„Die starken Schiffe unserer Flotte, welche dem Lande ungeheure Summen kosteten, sind im Begriffe, verloren zu gehen (de perderse).

Nach verlässlichen Mitteilungen ist der ‚25 de Mayo‘ unter der Wasserlinie total zerfressen; ‚Libertad‘ muss sofort in ein Dock, ebenso ‚Independencia‘ und ‚Maisen‘. Was ‚La Argentina‘ betrifft, so ist dieselbe ein verlorenes Schiff und kann nur mehr als Ponton dienen, aber nur an einer Stelle, wo sie nicht untergehen kann, sonst ertrinkt die Besatzung.

An dieser Vernachlässigung ist keine bestimmte Person schuld; die ganze Verantwortung trägt die argentinische Saumseligkeit, welche uns immer in eine fatale Lage bringt. Wir haben gewaltige Kriegsschiffe gekauft, ohne an ein Dock zu denken. Als wir dieselben einmal im Hafen hatten, überliessen wir sie ruhig der zerstörenden Arbeit des Meeres und es fiel uns erst ein, dieselben zu reinigen, nachdem das Unheil schon vor der Thüre stand. Im gegenwärtigen Augenblicke haben wir eine Flotte und haben keine. Wenn heute eine maritime Operation nötig wäre, so könnten unsere grossen Kriegsschiffe nicht auslaufen, ohne in Gefahr zu kommen, unterzugehen.“

„Da drängt sich wohl nun die Frage auf,“ schreibt ferner die „Deutsche La Plata-Zeitung“: „Wozu bezahlt die Nation

zahllose Admirale, Komodores, Linienschiffskapitäne u. s. w., deren fünfmal so viel vorhanden sind, als eine gleiche Flotte in Europa erfordert? Einmal wird diese Nation eine blutige Lektion für ihre vielfachen Liederlichkeiten erhalten.“

Zur Begründung dieses Artikels schreibt die „Deutsche La Plata-Zeitung“ weiter:

„Als der ‚25 de Mayo‘ sich vor einigen Monaten beim Verlassen des Docks Cibils zu Montevideo ein grösseres Leck zugezogen hatte, stellte es sich heraus, ‚dass man die Stahlplatten, welche zur Ausbesserung des Schadens gebraucht wurden, erst von Europa kommen lassen müsse. Inzwischen wurde die Öffnung notdürftig geschlossen und — man wartete nun der Dinge, die da kommen sollten. Jetzt nun stellte es sich heraus, dass das Schiff schon ausserordentlich unter dieser Nachlässigkeit gelitten hat, denn das fortwährend durchsickernde Wasser hat im inneren Schiffsraum schon bedeutenden Schaden angerichtet. Die hier geübte Unordnung besteht erstens darin, dass man die benötigten Stücke thatsächlich nicht bestellte, und zweitens, dass man hier keine Niederlage solcher Stahlplatten u. s. w. errichtet, sondern lieber darauf angewiesen sein will, sich jede Schraube aus Europa kommen zu lassen. Hoffentlich wird die Marineleitung nun so bald als möglich geeignete Schritte thun, um grösseres Unglück zu verhüten.“

Es handelt sich um die Flotte, deren Anblick uns wiederholt erfreut hatte.

Wie der Hafen, so imponiert auch die Stadt Buenos Aires selbst durch den ausgesprochenen Charakter einer Grossstadt.

Der Verkehr auf den Hauptstrassen ist überaus lebhaft. Pferdebahnwagen, Privatfuhrwerk, Lastwagen folgen dicht hintereinander und fahren häufig in einen schier unentwirrbaren Knäuel zusammen.

Die Bauart der meisten Privathäuser ist die spanische, die Strassen kreuzen sich im rechten Winkel und bilden die bekannten Quadres. Das Pflaster ist besser, wie in allen anderen süd-amerikanischen Städten, ein Umstand, der um so mehr sagen will, als das Steinmaterial aus weiter Ferne herbeigeschafft werden muss.

Viel Luxus ist bei dem Bau öffentlicher Gebäude und von

Banken getrieben worden. Der Präsidentenpalast, das Postgebäude, das Kongresshaus, das Stadthaus, die neue Münze, die Börse, die Hypothekenbank der Provinz Buenos Aires und andere sind hervorragende Zierden der Stadt, die dem Kunstgeschmack ihrer Erbauer alle Ehre machen.

Auch an Kirchen und Klöstern ist die Stadt reich, in welcher ein Erzbischof sein geistliches Szepter schwingt. Ich habe den hohen Geistlichen zufällig in der Kathedrale bei der Vesperfeier mitwirken sehen.

Für öffentliche Plätze und Anlagen ist ebenfalls gesorgt worden.

Mit dem Hauptplatze aber, der Plaza de 25 Mayo, geht man jetzt in merkwürdiger, echt amerikanischer Weise um. Der ganze grosse mittlere Teil des Platzes, auf dem die schönsten Anlagen, Denkmäler u. s. w. standen und welcher wirklich einen sehr guten Eindruck gemacht hatte, wird um einen Meter niedriger gelegt und zwar aus irgend einem nichtigen Grunde. Das Graben und Schaufeln hat bereits begonnen und der Platz gleicht einem Trümmerhaufen. Die Kosten werden aber Millionen betragen.

Im Süden der Stadt breitet sich die Plaza del Constitucion aus. Sie ist vollständig mit sehr hübschen subtropischen Anlagen bedeckt. Was ihr aber einen besonderen Reiz verleiht, ist die künstliche Ruine, die man auf ihr errichtet hat. Das aus Eisen und Zement ausgeführte Bauwerk sieht phantastisch genug aus. Indessen scheint der leitende Bauherr niemals eine wirkliche Burgruine gesehen zu haben. Man denke sich: der die Burg krönende „verfallene“ Wartturm ruht auf vier hohen schlanken Säulen! Wie die Edelfräulein wohl dort hinauf geklettert sein mögen! Und wie bombensicher ein solcher Turm gewesen sein muss! Die Felsengrottenbildung dagegen an der Basis des Bauwerkes ist recht hübsch gelungen. Freilich muss man dabei in Kauf nehmen, dass die darin entspringende Quelle — lehmig-trübes Wasser hervorsprudeln lässt. Die armen Nixen, die sich beim Morgentau darin baden, bekommen ganz sicher die Hautfarbe ihrer irdischen Landsleute.

Das Störendste aber an dem Ganzen sind die hölzernen Treppen und Gallerien für die Besucher, die so überladen reich-

lich angebracht sind, dass man von ihnen mehr sieht als von den Burgresten.

Heute droht die erst wenige Jahre stehende Ruine — einzustürzen und das Bauwerk, welches schwere Summen gekostet hat, ist abgesperrt und dem Publikum unzugänglich geworden.

Das Hauptkontingent der Einwohnerschaft von Buenos Aires ist spanischer Abkunft. Die Stadt wurde im Jahre 1533 von dem Spanier Pedro de Mendoza gegründet und blieb bis zum Jahre 1810 im Besitz Spaniens. Als in diesem Jahre der spanische König entthront wurde, machte sich die argentinische Bevölkerung selbständig und erklärte am 25. Mai 1810 ihre Unabhängigkeit. Seitdem ist dieser Tag der wichtigste Festtag für Argentinien.

Neben dem Spanier sind die übrigen europäischen Nationen sämtlich vertreten. Auch Deutschland stellt ein hervorragendes Kontingent. So sind in der deutsch-evangelischen Gemeinde zwei Pastoren angestellt.

Den Deutschen, die sich durch Fleiss, Sparsamkeit und Tüchtigkeit im Beruf auszeichnen, geht es gut, ja recht gut. Gar mancher hat hier eine neue, zweite Heimat gefunden und hat durchaus keine Veranlassung, sich nach seinen alten Verhältnissen zurückzusehen.

Der interessanteste Teil der Bevölkerung ist der liebe Mob. Spielt er in allen Grossstädten eine Rolle, so ist er hier auf der Höhe seiner Entwicklung.

Eben geht noch der Verkehr auf den Strassen seinen ruhigen Gang. Geschäftsleute eilen hastig nach der Börse, Bettler hocken an den Thürschwellen, Bürgerfamilien gehen promenieren, Soldaten schlendern, die Hände in den Taschen, umher, der Arbeiter begibt sich zur Stätte seiner Thätigkeit. An der Ecke steht unbeweglich der wachthabende Vigilant, ein brauner Geselle in kleidsamer, sauberer Uniform.

Da entsteht plötzlich vor einem Kaufladen ein lärmender Auftritt; einige Arbeiter, die dem Aqua arduente zu eifrig zugesprochen, sind in Streit geraten. Im Nu stehen hunderte von Menschen um die Streitenden herum, der Polizist will eingreifen, er wird umringt, signalisiert um Beistand, andere Vigilanten eilen herbei, der Mob verbrüdert sich, wie selbstverständlich, gegen die bewaffnete Macht. Diese setzt ihre Waffen in Bereitschaft, der

Pöbel, oder vielmehr die Bewohner der umliegenden Häuser, schiessen mit Revolvern — der Strassenkampf ist entbrannt.

Nun wird berittenes Militär requiriert, im Galopp saust es durch die Strassen und in den Menschenknäuel hinein, niederreitend, was nicht auszuweichen vermag. Alles flüchtet in die Häuser und im Augenblick ist die Strasse leer.

Eine Minute später bietet sie das gewöhnliche, geschäftige Aussehen, nur eine rote Lache auf dem Pflaster deutet an, dass hier Blut geflossen.

Die Kutscher der öffentlichen Droschken gehören ebenfalls nicht zu den Wächtern der Sicherheit. Gar mancher Passagier ist an einsamen Stellen von ihnen ausgeraubt, wenn nicht gar mit dem Leben bedroht worden.

Es muss sich eben jeder vorsehen, hier mehr, wie anderswo.

Die Befrachtung unseres Schiffes war vollendet. Unter anderem war eine grosse Ladung frischer Rinderhäute eingenommen worden, welche erst unmittelbar bei der Verstaung eingesalzen wurden. Die flüchtigen Zersetzungsprodukte dieser Häute mussten wohl oder übel mit in Kauf genommen werden.

Kurz vor unserer eigenen Abfahrt glitt die „Alexandrine“, der uns von Rio her wohlbekannte deutsche Kreuzer, an uns vorüber, um anfänglich das südliche Brasilien zu berühren, dann aber nach Rio de Janeiro zurückzukehren.

Unsere Abfahrt erfolgte, nachdem die Passagiere aufgenommen worden waren, an einem Sonntage, Mitte April. Unser aller Herzen quollen auf vor Freude: die Rückfahrt in die deutsche Heimat hatte ihren Anfang genommen.

21. Kapitel.

Von Buenos Aires nach Hamburg.

Ohne Unfall glitten wir durch die Hafenanlagen und in den La Plata hinaus. Noch lange umfasste unser Blick die stattliche, zukunftsreiche Bundeshauptstadt Argentinien, bis sie unter dem Horizonte verschwand.

Unser nächstes Ziel war nicht zu fern.

War es uns bei der ersten Fahrt nach der Hauptstadt von Uruguay nur vergönnt, das „gelobte“ Land von ferne zu erblicken, so war uns diesmal das Geschick wohlwollender gesinnt, das Versäumte liess es uns nachholen.

Am anderen Morgen bestiegen wir den kleinen Agentur-dampfer, um das im klaren Sonnenschein sich badende Montevideo zu besuchen. Das kleine Fahrzeug schaukelte stark auf dem unruhigen Wasser und gab einem der mitfahrenden Passagiere Gelegenheit, sich mit dem Wesen der Seekrankheit vertraut zu machen.

Mit Hilfe der Pferdebahn wurde eine Rundfahrt durch die Stadt vollendet, dem sich alsdann noch eine weitere Besichtigung zu Fuss anschloss.

Die Stadt trägt durchaus spanischen Charakter und zeichnet sich durch eine auffallende Menge von Kirchen und Klöstern aus.

Die Strassen entbehren des Verkehrs, so dass die Stadt den Eindruck einer grösseren Provinzialstadt macht.

Der finanzielle Zusammenbruch, der auch den Staat Uruguay vor mehreren Jahren traf, hat seine Spuren recht sichtbar hinterlassen.

Sehr viel Pflege wird auf die öffentlichen Anlagen verwendet; wir haben Plätze gesehen, deren gärtnerische Bepflanzungen das höchste, uneingeschränkte Lob verdienen.

Das Regierungsgebäude der Republik ist schlicht und bescheiden, wie der Platz, an dem es liegt. Als vortreffliches Kunstwerk ist die Freiheitssäule zu bezeichnen, die, wie erwähnt, nirgends fehlen darf.

Das Militär zeichnet sich durch eigenartige Uniformierung aus. Wenn es eben so tapfer ist, als seine Bekleidung bunt, dann kann die Bevölkerung von Montevideo ruhig schlafen.

Eigene Industrie scheint gar nicht vorhanden zu sein mit Ausnahme etwa der Produktion von Fleischpräparaten. Ganzen Wagenkolonnen mit geschlachteten Tieren sind wir auf unserem Wege begegnet.

Für Fremde ist Montevideo in materieller Hinsicht ein kostspieliger Aufenthaltsort. Wir wenigstens haben diese Erfahrung bei einem einfachen Frühstück zu machen Gelegenheit gehabt.

Doch in einem Punkte ist Uruguay den übrigen südamerikanischen Staaten überlegen: die kursierende Münze ist nicht aus Papier hergestellt, sondern aus schönem, edlen Metall.

Es war für mich, nachdem ich monatelang nur mit dem schmutzigsten Papiergelde habe hantieren müssen, ein wahrer Genuss, die prachtvollen, blanken Silbermünzen des Landes in die Hand zu bekommen. Freilich sorgt der Einheimische dafür, dass das Geld im Lande bleibt.

Der Aufenthalt in Montevideo war nur für kurze Zeit berechnet und so kehrten wir in den frühen Nachmittagsstunden an Bord zurück.

Der Weg führte dicht an der „Rosario“ vorüber. Das Schiff hatte wirklich schlimme Tage gehabt. Nachdem es erst mehrere Tage auf der Barre unterhalb Martin Garcia festgesessen, war es dann auf einen Stein, dessen Warnungsboje von den Fluten weggerissen, aufgefahren, hatte den Kiel gebrochen und sonstigen Schaden erlitten. Nun harrete es in Montevideo darauf, seiner Ladung entledigt und im Dock einer provisorischen Ausbesserung unterzogen zu werden. Der Schaden war recht bedeutend. —

Als an Bord alles fertig und klar war, dampften wir frohen Mutes wieder in den Atlantischen Ozean hinaus und fuhren zum vierten Male zwischen den kahlen Inseln Flores und Logos hindurch, entlang der Dünenküste von Uruguay. Die Türme von Maldonado winkten einen letzten Abschiedsgruss herüber.

Lebet wohl, ihr südlichen Staaten von Süd-Amerika! —

Das Meer schien uns nur ungern aus diesen Breiten scheiden zu lassen, denn es that sein Möglichstes, unser Fortkommen zu erschweren. Unruhig wälzte es sich hin und her und warf Fluten auf Fluten auf unser Schiff, die dröhnend auf dem Deck niederplatzten und eine fusshohe Überschwemmung desselben in Szene setzten. Die Mittelgänge des Schiffes wurden in reissende Bäche verwandelt, die mit sich fortschwemnten, was ihnen erreichbar war. Meine Kabine selbst wurde zu wiederholten Malen unter Wasser gesetzt, ein Umstand, der auf mein körperliches Leiden einen unheilvollen Einfluss ausübte.

Die Passagiere waren zum grössten Teile von der Seekrankheit ergriffen und Seufzer und Ächzen hörte man allenthalben.

Vier Tage lang hielt das böse Wetter an, bis Neptun und

sein Bundesgenosse Boreas ihr Mütchen an uns gekühlt hatten und nun eine neutrale Haltung beobachteten.

Mitleidig liess die Sonne ihre heissen Strahlen auf uns ruhen, so oft sie Gelegenheit dazu fand. Als wir uns aber unserem Ziele Bahia in Brasilien näherten, strömte ein so dichter Regen in tropischer Stärke auf uns herab, dass der Ausblick gänzlich verhindert wurde und das Schiff langsam fahren musste.

Doch als der Wolkenvorhang sich auseinander schob, lag, wie mit Geisterhand hingezaubert, das herrliche Städtebild vor unseren bewundernden Blicken.

An Land, an Land, auf in diese so eigenartige, so wunder-same Stadt!

Diesmal konnte ich meinen Begleitern als Führer dienen, und wie gern that ich dies!

Als wir die eiserne Ufertreppe erstiegen hatten, die an Stelle der früheren halsbrecherischen Steintreppe errichtet worden, wurden wir sofort von dem Geschrei der Neger begrüsst. Einer der schwarzen Kerle grinste fortwährend: „Guten Tag! Landsleute! Ich bin Landsmann aus Kamerun!“ Der Zweck seiner Vorstellung war natürlich die Erlangung eines landsmannschaftlichen harten Händedruckes. Es hiess später, es wäre Arthur Bell, ein königlicher Prinz aus Kamerun, gewesen.

Nachdem wir schauend, forschend und feilschend die Niederstadt durchstreift hatten, liessen wir uns durch den Elevator auf die Oberstadt bringen, um dort unsere Studien fortzusetzen.

Das Munizipalgebäude war in seinem Bau noch immer nicht vollendet, versprach aber eine der Grösse und Bedeutung der Stadt entsprechende Ausstattung zu erhalten.

Einen besonderen Wert legte ich bei der diesmaligen Anwesenheit in Bahia auf den Besuch der medizinischen Fakultät.

In schmucken Gebäuden ist dieselbe untergebracht, die — echt brasilianisch — einerseits mit einer Kirche, andererseits mit einem Krankenhause in Zusammenhang stehen. Die Rückfront steht auf der gewaltigen Felsenwand, die Nieder- und Oberstadt von einander trennt.

Ein mit Marmor getäfeltes, weitläufiges, kühles Vestibül nahm uns auf. Sogleich näherte sich ein grosser, stattlicher, junger Mann, erkundigte sich in liebenswürdigster Weise nach

unserem Begehrt und warf sich zu unserem Führer auf, nachdem er mit einem greisen Schwarzen, der die Stelle eines Kastellans zu versehen schien, Rücksprache genommen.

Wir durchschritten die einzelnen Säle und Auditorien, so weit sie nicht infolge Umbaus unzugänglich waren. Einen vorzüglichen Eindruck machten die Aula, deren Ausschmückung eine glänzende war, sowie die Säle, in denen die Bibliothek untergebracht worden.

Die in dem Saale für vergleichende Anatomie aufgestellten, von den Studierenden angefertigten anatomischen Präparate waren mit grosser Geschicklichkeit und Akkuratess gearbeitet.

In dem Arbeitssaale für pathologische Anatomie waren ganz vorzügliche Einrichtungen für Untersuchungen auf Bazillen u. s. w. getroffen. Kurz, das Institut schien mir durchaus befähigt zu sein, seine hohe Aufgabe zu lösen, die jungen Mediziner zu tüchtigen Ärzten heranzubilden.

Besucht wird die Fakultät gegenwärtig von 230 Studenten und einigen Studentinnen.

Unser freundlicher Führer befand sich dicht vor dem Staatsexamen und sprach die Absicht aus, nach Vollendung desselben in Europa seine Studien zu vervollkommen.

Vergass man in den Auditorien, dass man in einer brasilianischen Universität einherschritt, so wurden wir um so lebhafter daran erinnert, als wir uns den Kliniken näherten. Sprangen doch in den Korridoren zwei Dutzend nackte Negerkinder herum, die mit scheuen Blicken die Fremdlinge betrachteten.

Endlich nahmen wir von unserem Führer, der die personifizierte Liebenswürdigkeit und Höflichkeit zu sein schien, Abschied, hochbefriedigt von dem Eindruck des Gesehenen und setzten unsere Wanderung in der Stadt fort.

Die schwarze Bevölkerung, besonders aber die Frauen und Kinder, konnten sich an den fremden, blonden Erscheinungen nicht satt sehen und verfolgten uns lange mit ihren Blicken.

Ein heftiger Platzregen zwang uns, in einem der offenen Kramladen Zuflucht zu suchen. Der Europäer soll sich sehr hüten, dass er nicht dem Nasswerden ausgesetzt wird, da ihm das Regenbad schlecht bekommen würde. Die nackten Neger-

jungen freilich ergötzen sich daran, sich unter die Dachtraufe zu stellen und somit ein billiges Douchebad zu nehmen.

Im Schauen und Feilschen, wobei sich manche lustige Szene ereignete, verging die Zeit und wir kehrten nach der Unterstadt zurück, um unsere Thätigkeit fortzusetzen, die denn auch mit viel Erfolg gekrönt wurde.

Es war Abend geworden, als wir dem südamerikanischen Boden Valet sagten, auf dem wir des Neuen, Schönen, Fremdartigen, aber auch des Gräulichen, Entsetzlichen, Verdammenswerten so viel gesehen und gehört, und bewegten Herzens an Bord zurückkehrten.

Hier aber hatte sich eine fröhliche Gesellschaft zusammengefunden und bei deutschem Sang und deutschem Trank wurde der Abschied von Amerika gefeiert.

In [tiefer milder Nacht verloschen allmählich die Lichter von Bahia; der Vollmond warf vom nördlichen Himmel herab glitzernde Strahlen auf das dunkle, klare, leuchtende Funken ausstrühende Gewässer der Bai. — —

Vor meinem Kämmerlein aber ertönte die ganze Nacht hindurch der eintönige Gesang der mit der Verladung von Kohlen beschäftigten Arbeiter, deren schwarze, entblösste Leiber von dem Fackellichte grell beleuchtet wurden.

Die Morgensonne war im Osten bereits dem Meere entstiegen, als der Dampfer die Bai von Bahia verliess und dem offenen Ozean entgegensteuerte.

Adieu, du Leuchtturm von St. Antonio, adieu, du reizendes, im Tropengrün verstecktes Vermelho, adieu, du sandige, palmengekrönte Küste!

Das Land erwiderte den Abschiedsgruss und zeigte uns noch einen glänzenden Beweis seiner Schönheit.

Wie eine schneebedeckte Hügellandschaft that es sich auf, wie ein Miniaturbild der Kordilleren, mit Berg und Thal und Gletschern, präsentierte es sich. Das waren die kreideweissen Sanddünen, blendend beleuchtet von der in glühender Pracht erstrahlenden Morgensonne!

Von ihrer nächtlichen Fahrt kehrten auf gebrechlichem Floss die Fischer heim, froh des erbeuteten Fanges. Einer aber von

den letzten stand von seinem Sitze auf, schwenkte den Hut und rief uns fröhlich ein: „Fare well!“ zu.

Noch einige Stunden leuchteten die weissen Dünen der Küste von ferne herüber, dann tauchten sie in das Meer hinab.

Den anderen Tag begegnete uns ein grosser Dampfer, die der Kompagnie gehörende „Patagonia“, dasselbe Schiff, das uns in Santos [seinen Platz überlassen hatte. Während wir noch immer in amerikanischen Wässern kreuzten, war es bereits in Europa gewesen, hatte dort seinen längeren Aufenthalt genommen und kehrte nach Brasilien wieder zurück.

Die Durchquerung des Ozeans verlief nicht ganz so ruhig, wie sie gewöhnlich zu sein pflegt, auch erlitt unser Schiff insofern einen unangenehmen Unfall, als an dem Dampfsteuer etwas in Unordnung geriet und das Handsteuerrad bis zur Beendigung der Reise in Thätigkeit treten musste.

Die Tage, an welchem die Linie überschritten wurde und die Sonne senkrecht über uns stand, wurden gebührend berücksichtigt, ersterer durch ein Trankopfer an die Mannschaft, letzterer durch wissenschaftliche Versuche.

Am achten Tage der Fahrt wurde Land sichtbar; wir waren in den Kreis der Kap Verdischen Inseln getreten und dampften an der bergigen Insel Mayo vorüber.

Drei Tage später traten die Kanarischen [Inseln in unsern Gesichtskreis. Die hochragende Insel Ferro wurde mit Interesse beobachtet.¹

Fast zur selben Zeit aber wurde uns ein herrliches Schauspiel zu teil: Riesengross, den Himmel stützend, war aus dem Ozean der Pic von Teneriffa emporgetaucht!

Nach unserer Berechnung waren wir noch 125 Seemeilen von ihm entfernt. Die Luft war allerdings von einer Klarheit und Durchsichtigkeit, wie sie nur in diesen Breiten gefunden werden kann.

Hier war die Fahrt eine Lust; blau und klar wie der Äther war das flüssige Element, auf dem das Schiff sanft dahinglitt. Rosafarbene Quallen spielten in den Fluten, und milde, weiche, würzige Luft wurde mit frohem Mute von den sich weitenden Lungen eingeatmet.

So fuhren wir unserem Ziele, der Insel Teneriffa, entgegen.

Am anderen Morgen waren wir frühzeitig in Thätigkeit. Als wir auf Deck traten, fuhr der Dampfer eben in den Hafen von Santa Cruz ein.

Welch' ein malerisches Landschaftsbild lag vor uns!

Es war noch nicht völlig Tag, aber doch hell genug, um alles überblicken zu können.

Vor uns lag in stiller Bucht ein freundliches Städtchen mit weissblinkenden Häusern, die sich eine sanft abdachende, grüne Berglehne hinaufzogen.

Zur Rechten starrte eine groteske, gewaltige Gebirgslandschaft in den Morgenhimmel; ein hoher Kamm, das Rückgrat der Insel, verband diese spitzen, zackigen Basaltkegel mit einem noch massigeren Gebirgsknoten, der zur Linken das grossartige Gemälde abschloss. Über die Riesenkämme hinweg aber leuchtete eine weissglühende Spitze — der mit ewigem Schnee bedeckte Pic.

Nun färbten sich auch die übrigen Bergspitzen mit rosiger Glut, und ehe wir uns an dem erhabenen Anblick hätten sattsehen können, tauchte das glänzende Tagesgestirn aus dem Meere auf, die ganze Insel mit ihren heissen Strahlen umfassend und die aus den Thalschluchten aufsteigenden Dunstwolken verschleichend.

O, hesperische Insel, Welch' ein Paradies bist du! —

Die Sanitätsbehörde verhängte über das Schiff die Quarantäne, da wir aus einem brasilianischen Hafen ausgelaufen waren; doch wurde den Kajütpassagieren das Betreten des Landes gern gestattet, in der Erwartung, dass sie etliche Goldstücke auf der Insel zurücklassen würden.

Die meisten machten auch von der erhaltenen Erlaubnis Gebrauch.

Das Städtchen hatte Festesschmuck angelegt: Triumphbögen, Fahnen, Wimpeln, Guirlanden überall, viele mit Inschriften versehen.

Eine derselben imponierte uns: „La juventud republica“, prangte in mächtigen Lettern an einem Triumphbogen auf einer königlich spanischen Insel, ganz in der Nähe des königlichen Gouvernementsgebäudes!

Die Feier galt dem Feste der „Santa Cruz“ und damit der Erinnerung an den Tag, an welchem vor 400 Jahren die Insel

in den Besitz Spaniens gelangt war. Schon eine volle Woche hatte sie in Anspruch genommen.

Heute, als am letzten Tage, sollte das Fest besonders prunkvoll seinen Abschluss finden, unter anderem auch in der Abhaltung eines grossartigen Stierkampfes im Toro.

Das Städtchen Santa Cruz selbst trägt in ausgesprochenster Weise den Charakter einer altspanischen Stadt. Die Kirchen und viele der Häuser stammen sicher noch aus der ersten Zeit nach der Besitznahme.

Die schmalen Strassen sind mit Bruchstücken vulkanischen Gesteins, aus welchem die ganz Insel besteht, gepflastert.

Die üppige Vegetation bietet den Charakter sowohl des tropischen wie des gemässigten Klima dar. Palmen gedeihen im Freien ebenso gut, wie Getreidearten. Nur unsere duftenden Blumengewächse scheinen sich hier noch nicht wohl zu fühlen.

Während der grössere Teil der Gesellschaft sich zu einem Ausflug nach Laguna, einer hochgelegenen Bergstadt, entschloss, zogen wir es vor, uns in Santa Cruz selbst umzusehen.

Schwarzäugige Burschen drängten sich an uns heran, um als Führer zu dienen. Wir wählten einen von ihnen aus und liessen uns zunächst auf den „Markt“ führen. Fleisch, Früchte, Gemüse, Schuhwerk, Tücher, Heiligenbilder und was sonst die Bevölkerung braucht, wurde in den lebhaftesten, empfehlenden Worten uns angeboten. Von allen Seiten wurden uns Früchte zum Kosten gereicht.

Uns interessierten aber die Anbietenden mehr, als das Angebotene. Nirgends sahen wir mehr Anmut und Schönheit, verbunden mit edler Haltung und lebhaftem Wesen, unter den jungen Frauen und Männern eines Landes, wie hier.

Eine besondere Tracht ist der ländlichen Bevölkerung zu eigen; charakteristisch ist der kleine, flache, runde Hut, der sich zum Tragen von Körben u. s. w. so gut eignet und das schwarze Kopftuch, welches das Gesicht, wenn es nicht alt und hässlich ist, frei lässt.

In der Kirche vom Heiligen Kreuz wurde eben ein gottesdienstlicher Akt beendet, als wir eintraten. Die Andächtigen sahen mit Verwunderung auf die Fremden, liessen sich aber anscheinend nicht ungern in ihrer Andacht stören. Die Kirche

weist unter anderem eine Grabkapelle mit uralten, herrlichen Holzschnitzereien auf.

Wir stiegen auf den ehrwürdigen, hohen Glockenturm und genossen von dort einen Rundblick, der zu den schönsten gehört, die wir je getroffen haben.

Über die grüne See hinweg, auf welcher unser Riesen-dampfer wie eine Nusschale dalag, dämmerte die Schwesterinsel Teneriffas, das gebirgige Grand Canaria, herüber.

Unser Weg führte uns weiter zu dem Städtchen hinaus in die reifenden Getreidefelder. War auch die Körnerfrucht eine für uns fremdartige — Spelt —, so versetzte uns doch der trauliche Anblick in die deutsche Heimat.

Schon aber wurden wir wieder daran erinnert, dass wir uns in einem subtropischen Lande befanden: neben dem Speltacker war eine grosse Cochenillekultur angelegt. Diese kleinen schmarotzenden Tierchen leben auf Kakteen und werden ihres Farbstoffes wegen — Karmin — gezüchtet.

Das Ganze hatte ein ziemlich sonderbares Aussehen. Die bizarr geformten, stacheligen Blätterkakteen waren in regelmässigen Reihen gepflanzt und ihre Glieder einzeln mit weissen Leinwandlappen umnäht. Diese Umwicklung hat den Zweck, die junge Cochenillebrut vor Wind und Wetter zu schützen und ihr Abgespültwerden durch den Regen zu verhindern.

Seit der Entwicklung der Anilinfarbenindustrie ist die Karminkultur, ähnlich wie die des Indigo, im Rückgange begriffen.

Die Besitzer der Anlage nahmen uns überaus freundlich auf, führten uns in ihren Gärten umher und überschütteten uns mit Blumen und Kakteensprossen, unter denen sich auch solche der „Königin der Nacht“ befanden.

Die Leute befanden sich offenbar in guten Verhältnissen, konnten aber bei der Verabschiedung nicht unterlassen, auch ihre unmündigen Kinder pantomimisch aufzufordern, die Hand nach einem „Backschisch“ auszustrecken. Selbst der Säugling auf dem Arm wurde dazu angehalten. Aber der Stolz verbot dem kleinen Spanier, dem Beispiel der anderen zu folgen und mit einem Entrüstungsgeschrei wandte er sein Antlitz ab.

Weiter schritten wir über die blumenbedeckten Felder einem

grossen runden Baue zu, dem Toro, in welchem die Stiergefechte abgehalten zu werden pflegen.

Da wir dem Schauspiel selbst nicht beiwohnen konnten, wollten wir wenigstens einen Blick hinter die Koulissen werfen. Nachdem wir von der Rückseite aus das Gebäude betreten hatten, befanden wir uns in dem Raum, in welchem die sechs für den heutigen Kampf bestimmten Pferde standen.

O Romantik, beim Anblick dieser Tiere gehst du verloren!

Die armen, bereits gesattelten Geschöpfe waren so heruntergekommen, dass sie sich kaum auf den Füßen erhalten konnten. Es wird eben nur das geringwertigste Material genommen, da diese Tiere ausnahmslos während des Kampfes von dem Stiere aufgespiesst werden.

Die Aussenställe für die Stiere waren leer. Diese waren bereits in die finsternen Innenställe eingesperrt worden, wo sie bis zum Beginn des Kampfes bleiben. Treten sie dann an das helle, blendende Sonnenlicht, so kennt ihre Wut keine Grenzen.

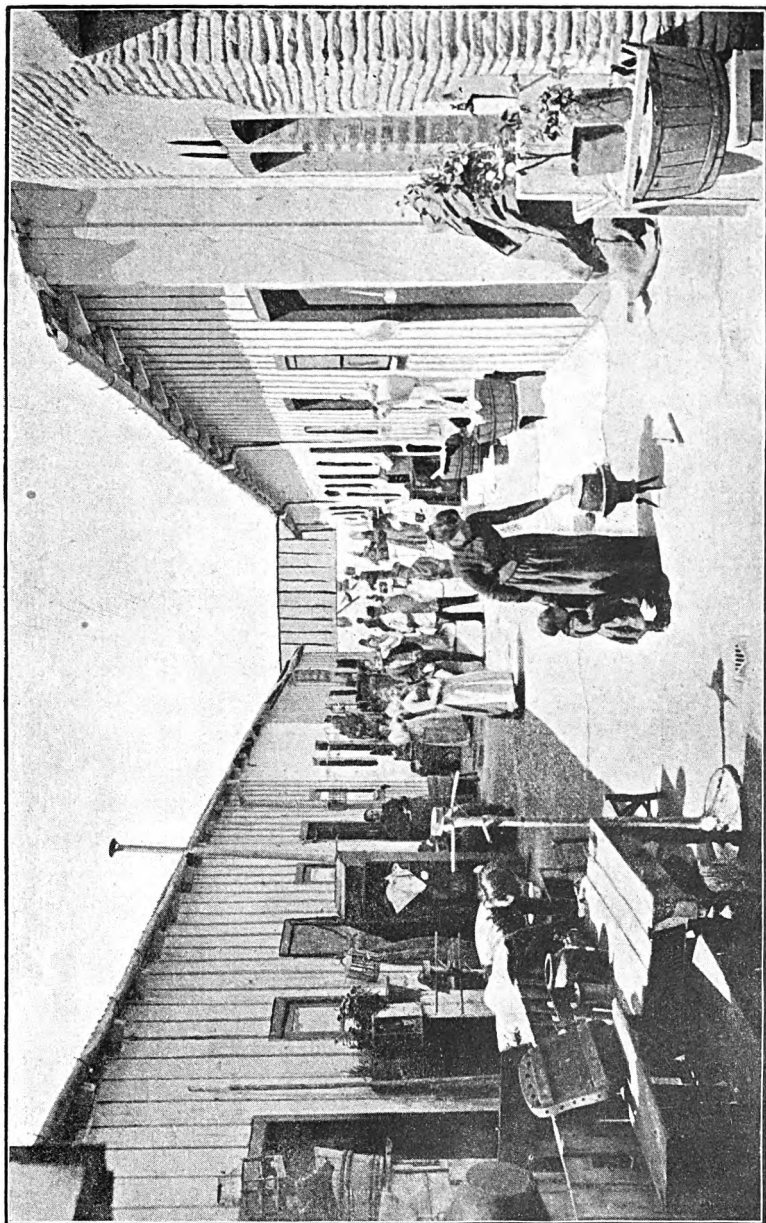
Die Pikadores und Toreadores, alles junge, schlanke Burschen, von denen einer eine mächtige Kopfnarbe aufwies, öffneten uns die über den Dunklräumen angebrachten Lucken, und sobald sich unser Auge an das Finstere gewöhnt hatte, vermochten wir die Kampftiere mit ihren tückisch funkelnden Augen und gewaltigen, spitzen Hörnern zu erkennen.

Die jungen Kämpfer zeigten uns alsdann die im Gebrauch stehenden Degen und Lanzen, deren Schäfte mit eingetrocknetem Blute bedeckt waren und unterrichteten uns über ihre Anwendung und die Haltung, die sie selbst dabei beobachten müssten.

Das Amphitheater selbst war erst vor einigen Jahren errichtet, hatte für viele tausende Zuschauer Sitzplätze und war dem heutigen Tage zu Ehren mit Wimpeln und Guirlanden reich geschmückt.

Dass es für den Nachmittag an Zuschauern nicht fehlen würde, war sicher anzunehmen. Waren wir doch auch vielen Landleuten begegnet, die auf ihren Mauleseln oder auch Kameelen in die Stadt geritten kamen, um das Fest mit zu geniessen.

Wir aber kehrten in die Stadt zurück, um uns an einem Glase Malvasier zu erlaben, einem Weine, wie er kostbarer uns schwerlich über die Lippen geflossen.



Holzhäuser (un Conventillo) in Buenos Aires.

Nachdem wir alsdann noch verschiedene interessante Gegenstände eingekauft hatten, begaben wir uns zu dem Hafen, um an Bord zurückzukehren. Dort aber entbrannte mit den Führern der verschiedenen Jollen ein wütender Wortkampf. Wollten die Herren doch nicht zulassen, dass wir mit unserem Agentur-Boot abfahren!

Wir gingen aus dem Gefecht als Sieger hervor und triumphierend ruderten wir unserem Schiffe zu, das bald nach unserer Ankunft den Anker lichtete. —

Die Fahrt ging an der Ostküste von Teneriffa entlang, das sich nochmals in seiner ganzen wilden Schönheit präsentierte.

Als wir einige Seemeilen entfernt waren, trat der gigantische Pic wieder aus den Wolken hervor und leuchtete uns mit seinen schimmernden Eismassen so lange nach, als ihm die Klarheit der Atmosphäre erlaubte.

Die See wurde wieder bewegt, der Himmel trübte sich und das Schiff stampfte und rollte einige Tage lang so heftig, dass von allen Seiten Seufzer und Klagen laut wurden. Nachdem wir aber den Golf von Biscaya durchquert hatten und in den Kanal eingetreten waren, wurde das Schiff ruhiger und blieb auch in dieser befriedigenden Stimmung, als es Dover und seine romantischen Kreidefelsen passierte und die Nordsee mit seinem Kiele zu durchfurchen sich anschickte.

Die Temperatur nahm rasch ab, so rasch, dass wir, verwöhnt durch die tropische Hitze, bei 12⁰ R. Wärme Frost empfanden, uns in Wintergewänder hüllten und recht gern den warmen Salon aufsuchten.

Im übrigen aber wehte uns die nordische Luft erfrischend an und alles an Bord atmete erlöst auf. War doch keiner da, der sich nicht nach der lang entbehrten Heimat gesehnt hätte!

Über der Nordsee lag ein bleigrauer, feuchter Himmel, ein heftiger Nordost blies uns ins Gesicht, und der Dampfer begann wieder zu stampfen.

Neptun verbat es sich, dass wir etwa übermütig würden vor Freude über die Nähe des heimatlichen Landes. Als er aber sich überzeugt hatte, dass wir fein stille hielten, wurde sein Antlitz wieder freundlich und er zeigte uns sein Reich nochmals von der besten Seite. Die Wogen glätteten sich und „still wie ein

Schwan“ glitt das Schiff dahin, vorbei an einer holländischen Fischerflotte, die in einer Anzahl von hundert Böten dem Heringsfange oblag.

Immer prächtiger gestaltete sich das Wetter, als wenn es sich der Wichtigkeit des Tages bewusst wäre. Feierte doch die christliche Menschheit das heilige Fest der Pfingsten, feierten wir doch im besonderen noch den heiligen Tag der Rückkehr in die deutsche Heimat!

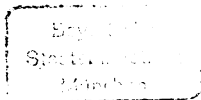
Gegen Abend erreichten wir Kuxhaven und wurden dort von vielen hundert Pfingstausflüglern mit einem freudigen, deutschen, dreimaligen: „Hurra!“ begrüsst.

In milder Maiennacht, bei hellem Mondschein ging die Fahrt die Elbe aufwärts ruhig von statten. Die Ufer traten näher, blühende Obstbäume und frisches, herrliches Grün liessen uns erkennen, dass in Deutschland der liebliche Frühling mit seiner Blumen- und Blätterpracht eingezogen. Und wie anheimelnd flötete eine Nachtigall aus dichtem Gebüsch zu uns Lauschenden herüber!

Nun wurden die Lichter von Altona und jetzt von Hamburg sichtbar, bis wir uns selbst in einem Meer von leuchtenden Strahlen befanden. Unsere Dampfpeife stiess ein wiederholtes Freudengeheul aus, dessen Echo von den hohen Häusern ebenso laut wiedertönte.

Das Schiff wurde bis zu seinem Ausgangspunkte geschleppt und stand plötzlich still: es war von seiner 15 800 Seemeilen langen Reise doch müde geworden.

Unsere Herzen aber frohlockten und ein stilles Dankgebet stieg zum Leiter aller Geschicke empor: wir waren nach viermonatlicher Irrfahrt glücklich angelangt auf deutschem Boden!



Im Verlage von **Max Leipelt** in **Warmbrunn** sind ferner erschienen:

Arbeit und Feier. Ein Beitrag zur friedlichen Lösung der socialen Frage von **J. G. Zeglin**. Brosch. Preis Mk. 0.60.

Bergblumen. Bilder und Lieder aus dem Riesengebirge. Landschaftsbilder von **Olof Winkler**. Dichtungen von Dr. **Oswald Baer**. Elegant carton. in Farbendruck-Umschlag mit Goldschnitt. Preis Mk. 2.—.

Habmichlieb und Teufelsbart. Ernste und heitere Blätter aus dem Tagebuch eines Riesengebirgs-Bummlers. Mit Ansichten in Buntdruck. Eleg. brosch. in Farbendruck-Umschlag. Preis Mk. 1.—.

Von Kiel bis Samoa. Erste und letzte Seereise Sr. Maj. Kanonenboot „Eber“. Reise-Erlebnisse des am 16. März 1886 im Sturm bei Samoa ertrunkenen Obermatrosen **Adolph Thamm**. Herausgegeben von **Otto Thamm**. Mit Portrait. 3. Auflage. Eleg. brosch. Preis Mk. 1.50.

Das Riesengebirge. Eine Wanderung in Bildern durch die hervorragendsten Punkte desselben, nebst beschreibendem Text von Dr. **Regell**. 20 Vollbilder in photographischem Kunstdruck. Gross-Folio-Format. Eleganter Pracht-Einband. Preis Mk. 20.—.

In Rübezahls Revier. Schilderungen und Bilder aus dem Riesengebirge. Mit 40 Illustrationen. Eleg. carton. in Farbendruck-Umschlag. Preis Mk. 1.50.

Stoff und Weltäther. Eine leichtfasslich geschriebene Naturanschauung mit Gründen für die Auffassung des Weltäthers als Stoff und seiner bedeutsamen entscheidenden Rolle bei allen Naturerscheinungen. Speculative Resultate nach inductiv-naturwissenschaftlicher Methode von **Konrad Beyrich**. Brosch. Preis Mk. 3.—.

Die Zillerthaler im Riesengebirge. Denkschrift zum 50jährigen Jubiläum der Einwanderung der evangelischen Tyroier aus dem Zillerthale. Von **Gust. Hahn**. Mit 1 Lithographie und 9 Abbildungen im Text. Brosch. Preis Mk. 2.—.

LOCKHART, J. H. (1850-1900)
Ninth Avenue
Berkeley, California

